# Thomas Babington Macaulay's

kleine

# geschichtliche und biographische

# Schriften.

Nach der sechsten Original-Ausgabe

übersetzt

von

**Prof. Fr. Bülau.**

Erster Band.

Leipzig,
T. O. Weigel.
1851.

# Thomas Babington Macaulay's

kleine

geschichtliche und biographische

# Schriften.

Nach der sechsten Original-Ausgabe

übersetzt

von

Prof. Friedrich Bülau.

Erster Band.



Leipzig,
T. O. Weigel.
1850.

# Inhalt des ersten Bandes.

# Inhalt des ersten Bandes.

# Lord Clive.*)

Wir haben es immer für befremdend gehalten, daß, während die Geschichte des spanischen Reiches in Amerika allen europäischen Nationen sehr genau bekannt ist, die großen Thaten unserer Landsleute im Osten selbst unter uns wenig Theilnahme erwecken wollen. Jeder Schulknabe weiß, wer Montezuma einkerkerte und Atahualpa erdrosselte. Aber wir zweifeln, ob, selbst unter englischen Gentlemen von hochgebildetem Geiste, Einer unter Zehnen angeben kann, wer die Schlacht von Buxar gewonnen, wer die Metzelei von Patna verübt, ob Suradscha Dowla in Oude, oder in Travancore regiert habe, oder ob Holkar ein Hindu oder ein Muselmann gewesen sei. Und doch wurden die Siege des Cortes über Wilde erlangt, die keine Buchstabenschrift hatten, die den Gebrauch der Metalle nicht kannten, die nicht ein einziges Thier zur Arbeit gezähmt hatten, die keine besseren Waffen führten, als die aus Stöcken, Steinen und Fischgräten zu machen waren, die einen Reiter für ein Un-

*) Im Januar 1840 auf Anlaß folgender Schrift geschrieben:
Das Leben Roberts Lord Clive; aus den von dem Earl von Powis mitgetheilten Familienpapieren zusammengestellt. Vom Generalmajor Sir Johann Malcolm, K. C. B. London 1836. 3 Bde. 8.

geheuer ansahen, halb Mensch, halb Thier, die einen Arkebusier für einen Zauberer hielten, der den Donner und Blitz des Himmels auszustreuen verstehe. Als wir das Volk von Indien unterwarfen, war es zehn Mal so zahlreich, wie die Amerikaner, welche von den Spaniern besiegt wurden, und stand zu gleicher Zeit ganz auf derselben Höhe der Civilisation mit den siegreichen Spaniern. Es hatte größere und reizendere Städte erbaut, als Saragossa und Toledo, und schönere und kostbarere Gebäude, als die Kathedrale von Sevilla. Es konnte reichere Banquiers aufweisen, als die reichsten Firmen von Barcelona oder Cadix; Vicekönige, deren Glanz den Ferdinands des Katholischen weit übertraf; Myriaden von Reiterei und lange Geschützzüge, welche den Großen Capitain in Erstaunen gesetzt haben würden. Man hätte erwarten können, daß jeder Engländer, der an irgend einem Theile der Geschichte Interesse nimmt, begierig sein würde, zu erfahren, wie eine Handvoll seiner Landsleute, von ihrer Heimath durch einen unermeßlichen Ocean getrennt, im Laufe weniger Jahre, eines der größten Reiche in der Welt unterjocht habe. Gleichwohl ist dieser Gegenstand, wenn wir nicht sehr irren, den meisten Lesern nicht blos unschmackhaft, sondern geradezu widerwärtig.

Vielleicht liegt der Fehler zum Theil an den Geschichtschreibern. Das Buch des Mr. Mill, wiewohl es unzweifelhaft großes und seltenes Verdienst hat, ist nicht belebt und malerisch genug, um Solche anzuziehen, die zur Unterhaltung lesen. Orme, der im Styl und dem Talent der Schilderung keinem englischen Geschichtschreiber nachsteht, ist selbst bis zur Langweiligkeit ausführlich. In einem Bande widmet er, im Durchschnitt, den Ereignissen von je 48 Stunden eine eng gedruckte Quartseite. Die Folge ist, daß seine Geschichtserzählung, obgleich sie eine der Authentischsten und eine der am schönsten Geschriebenen in

unserer Sprache ist, niemals sehr populär gewesen ist, und jetzt kaum noch jemals gelesen wird.

Wir fürchten, daß die vor uns liegenden Bände diejenigen Leser nicht sehr anziehen werden, welche Orme und Mill abgestoßen haben. Die von dem verstorbenen Lord Powis zur Verfügung Sir Johann Malcolm's gestellten Materialien waren in der That sehr werthvoll. Aber wir können nicht sagen, daß sie sehr geschickt verarbeitet worden sind. Indeß würde es ungerecht sein, ein Werk mit Strenge zu beurtheilen, was, wenn der Verfasser lange genug gelebt hätte, um es vervollständigen und verbessern zu können, wahrscheinlich durch Zusammendrängen und durch eine bessere Anordnung würde vervollkommnet worden sein. Wir sind mehr geneigt, die angenehme Pflicht zu erfüllen, der edlen Familie unsere Dankbarkeit auszudrücken, der das Publikum so viel nützliche und merkwürdige Belehrung schuldet.

Der Eindruck des Buches dient, im Ganzen genommen, selbst wenn wir die Parteilichkeit Derer, welche die Materialien geliefert, und Derer, welche sie verarbeitet haben, auf das Höchste in Anschlag bringen, sehr dazu, den Charakter des Lord Clive zu heben. Wir sind zwar weit entfernt, mit Sir Johann Malcolm zu sympathisiren, dessen Liebe über die Liebe von Biographen hinausgeht, und der in den Handlungen seines Abgottes nichts als Weisheit und Gerechtigkeit sehen kann. Aber wir sind zum Mindesten ebenso entfernt davon, in das strenge Urtheil des Mr. Mill einzustimmen, der uns in seiner Darstellung Clive's weniger richtiges Urtheil zu beweisen scheint, als in irgend einem anderen Theile seines werthvollen Werkes. Clive beging, wie die meisten Menschen, die mit starken Leidenschaften geboren und durch starke Versuchungen geprüft werden, große Fehler. Allein Jeder, der seine ganze Laufbahn unbefangen

und einsichtsvoll überschaut, muß zugeben, daß unsere, an Helden und Staatsmännern so fruchtbare Insel kaum jemals einen Mann erzeugt hat, der, so in den Waffen, wie im Rathe, mehr wahrhaft groß gewesen wäre.

Die Clives waren, immer seit dem 12ten Jahrhundert, auf einem nicht sehr beträchtlichen Gute, in der Nähe von Market-Drayton in Shropshire, gesessen gewesen. Unter der Regierung Georgs I. gehörte dieses mäßige, aber alte Erbgut dem Mr. Richard Clive, der ein einfacher Mann ohne viel Takt oder Befähigung gewesen zu sein scheint. Er war zur Jurisprudenz erzogen worden, und theilte seine Zeit zwischen seiner Berufsarbeit und den Geschäften eines kleinen Grundeigenthümers. Er heirathete eine Dame aus Manchester, Namens Gaskill, und wurde Vater einer sehr zahlreichen Familie. Sein ältester Sohn, Robert, der Gründer des britischen Reiches in Indien, wurde auf dem alten Sitze seiner Ahnen, am 29. Septbr. 1725, geboren.

Einige Züge in dem Charakter des Mannes traten zeitig in dem Kinde hervor. Man hat noch Briefe, welche seine Verwandten geschrieben, wie er in seinem siebenten Jahre stand, und aus diesen Briefen ergiebt sich, daß, selbst in diesem frühen Alter, sein starker Wille und seine feurigen Leidenschaften, getragen von einer angeborenen Unerschrockenheit, welche zuweilen kaum noch mit gesunder Vernunft verträglich schien, angefangen hatten, große Besorgniß in seiner Familie zu veranlassen. „Fechten", sagt einer seiner Oheime, „dem er maßlos ergeben ist, giebt seinem Temperament etwas so Wildes und Gebieterisches, daß er bei jedem nichtigen Anlaß losbricht." Die alten Leute der Nachbarschaft erinnern sich noch von ihren Eltern gehört zu haben, wie Bob*) Clive auf die Spitze des hohen Glocken-

---

*) Diminutivum von Robert.

thurms von Market=Drayton kletterte, und mit welchem Schrek=ken die Einwohner ihn auf einer steinernen Rinne nahe an der äußersten Höhe sitzen sahen. Sie erzählen auch, wie er alle müssigen Burschen der Stadt in eine Art räuberischen Heeres vereinigte, und die Krämer nöthigte, sich zu einem Tribut an Aepfeln und Halbpences zu verstehen, wogegen er ihnen die Sicherheit ihrer Fenster verbürgte. Er wurde von Schule zu Schule geschafft, machte sehr wenig Vorschritte in seinem Lernen, und erwarb sich überall den Ruf eines äußerst leichtfertigen Burschen. Zwar soll einer seiner Lehrer scharfsichtig genug gewesen sein, vorherzusagen, daß der müssige Bursche eine große Rolle in der Welt spielen werde. Die allgemeine Meinung scheint aber dahin gegangen zu sein, daß der arme Robert ein Dummkopf, wenn nicht ein Bösewicht, sei. Seine Familie erwartete nichts Gutes von so geringen Gaben und einem so halsstarrigen Wesen. Es ist daher nicht befremdend, daß sie, wie er in seinem 18. Jahr stand, mit Freuden für ihn eine Schreiberstelle im Dienste der Ostindischen Compagnie annahm und ihn einschiffte, um zu Madras sein Glück zu machen, oder an einem Fieber zu sterben.

Die Aussichten Clive's waren sehr verschieden von denen der Jünglinge, welche das Ostindische Collegium gegenwärtig jährlich in die Präsidentschaften unseres asiatischen Reiches schickt. Die Compagnie war damals lediglich eine Handelscorporation. Ihr Gebiet bestand aus wenigen Quadratmeilen, für welche ein Zins an die Landesregierungen bezahlt wurde. Ihre Truppen waren kaum zahlreich genug, um die Batterien von 3 oder 4 schlecht construirten Forts zu bemannen, die zum Schutze der Waarenhäuser errichtet worden. Die Eingeborenen, welche einen beträchtlichen Theil dieser kleinen Garnisonen bildeten, waren noch nicht zu europäischer Kriegszucht geschult worden,

und waren theils mit Schwertern und Schildern, theils mit Bogen und Pfeilen bewaffnet. Die Diener der Compagnie hatten es nicht, wie jetzt, mit Führung der gerichtlichen, finanziellen und diplomatischen Geschäfte eines großen Landes zu thun, sondern Vorrath einzubringen, Webern Vorschüsse zu machen, Ladungen einzuschiffen, und vor Allem auf Privathandelsleute aufzusehen, die das Monopol zu verletzen wagten. Die jüngeren Schreiber waren so erbärmlich bezahlt, daß sie kaum subsistiren konnten, ohne in Schulden zu gerathen; die Aelteren bereicherten sich durch Handel auf eigene Rechnung, und die lange genug lebten, um auf den Gipfel des Dienstes zu gelangen, häuften öfters ansehnliches Vermögen auf.

Madras, wohin Clive gewiesen worden, war zu jener Zeit an Wichtigkeit vielleicht die Erste von den Niederlassungen der Compagnie. Im vorhergehenden Jahrhunderte war Fort St. George auf einem öden, von einer wüthenden Brandung bestürmten Platze errichtet worden, und in seiner Nähe war eine von vielen Tausenden Eingeborener bewohnte Stadt, wie das Städte im Osten zu thun pflegen, mit der Schnelligkeit des Kürbisses des Propheten aufgeschossen. Bereits gab es in den Vorstädten viele weiße Villen, jede von ihrem Garten umgeben, wohin sich die reichen Beamten der Compagnie zurückzogen, um, nach den Arbeiten des Schreibepultes und des Waarenhauses, die leichte Seeluft zu genießen, welche sich von der bengalischen Bai her bei Sonnenuntergang erhebt. Die Gewohnheiten dieser mercantilischen Großen scheinen verschwenderischer, üppiger und prunkvoller gewesen zu sein, als die der hohen richterlichen und politischen Beamten, die ihnen gefolgt sind. Auf Comfort verstand man sich aber weit weniger. Viele Erfindungen, welche jetzt die Hitze des Klimas mildern, die Gesundheit erhalten und das Leben verlängern, waren noch unbekannt. Es

gab weit weniger Verkehr mit Europa, als gegenwärtig. Die Reise um das Cap, welche in unserer Zeit öfters in drei Monaten gemacht worden ist, wurde damals sehr selten in sechsen vollendet und zog sich zuweilen auf mehr als ein Jahr hin. In Folge davon war der Anglo-Ostindier damals seinem Vaterlande weit mehr entfremdet, den orientalischen Gebräuchen weit mehr zugethan, und weit weniger geeignet, sich nach seiner Rückkehr nach Europa der Gesellschaft anzuschließen, als der Anglo-Ostindier des heutigen Tages.

Innerhalb des Forts und seines Zubehörs übten die englischen Gouverneurs, mit Erlaubniß der eingeborenen Herrscher, eine ausgedehnte Autorität aus, wie sie jeder große indische Landeigner auf seiner eigenen Besitzung ausübte. Aber sie hatten niemals davon geträumt, unabhängige Macht in Anspruch zu nehmen. Die umgebende Landschaft wurde von dem Nabob von Karnatik regiert, einem Statthalter des gewöhnlich der Nizam genannten Vicekönigs des Dekan, welcher selbst nur ein Statthalter des mächtigen Fürsten war, den unsere Vorfahren den Großen Mogul nannten. Diese einst so erhabenen und furchtbaren Namen bestehen noch. Es giebt noch einen Nabob von Karnatik, der von einer Pension lebt, die ihm die Engländer aus den Einkünften der Provinz bewilligt haben, welche seine Vorfahren regierten. Es giebt noch einen Nizam, dessen Hauptstadt durch ein britisches Lager in Furcht erhalten wird, und dem ein britischer Resident, unter dem Namen des Rathes, Befehle giebt, gegen die sich nicht streiten läßt. Es giebt noch einen Mogul, dem man erlaubt, mit dem Abhalten von Cours und Annehmen von Petitionen zu spielen, der aber nicht mehr Macht hat, zu helfen, oder zu schaden, als der jüngste Civilbeamte der Compagnie.

Clive's Reise war selbst für jene Zeit ungewöhnlich lang-

wierig. Das Schiff blieb einige Monate in Brasilien, wo der junge Abenteurer einige Kenntniß des Portugiesischen aufschnappte und sein ganzes Taschengeld verthat. Es war über ein Jahr nach seiner Abreise aus England vergangen, bevor er in Indien ankam. Seine Lage in Madras war höchst mißlich. Seine Fonds waren erschöpft. Seine Besoldung war gering. Er war erbärmlich logirt, was in einem Klima, das für einen Europäer nur durch geräumige und wohl gelegene Gemächer erträglich gemacht werden kann, kein geringes Uebel ist. Er war mit Empfehlungsbriefen an einen Gentleman versehen worden, der ihm vielleicht Beistand geleistet hätte; als er aber bei Fort St. George landete, fand er, daß dieser Gentleman nach England abgesegelt war. Das scheue und hochmüthige Wesen des Burschen hielt ihn ab, sich bei Fremden einzuführen. Er war mehrere Monate in Indien, bevor er mit einer einzigen Familie bekannt wurde. Das Klima griff seine Gesundheit und Stimmung an. Seine Geschäfte waren von einer für seinen feurigen und kühnen Charakter wenig passenden Art. Er sehnte sich nach seiner Heimath und drückte in seinen Briefen an seine Verwandten seine Gefühle in einer sanfteren und schwermüthigeren Sprache aus, als wir sowohl nach dem eigenwilligen Wesen seiner Knabenzeit, wie nach der unbeugsamen Strenge seiner späteren Jahre erwartet haben würden. „Ich habe,“ sagt er, „nicht einen glücklichen Tag genossen, seit ich mein Heimathsland verließ“; und weiter: „Ich muß gestehen, von Zeit zu Zeit, wenn ich an mein theures heimisches England denke, greift es mich in ganz besonderer Weise an ... Wenn ich so großen Segen erfahren sollte, mein eigenes Vaterland wieder zu besuchen, ganz besonders aber Manchester, den Mittelpunkt aller meiner Wünsche, so würde Alles, worauf ich hoffen, oder was ich wünschen kann, in Einem Anblick vor mir stehen.“

Einen Trost fand er von der achtbarsten Art. Der Gouverneur besaß eine gute Bibliothek und erlaubte Clive, Zutritt zu ihr zu nehmen. Der junge Mann widmete viel von seiner Mußezeit der Lectüre und erwarb in jener Zeit fast die ganze Bücherkenntniß, die er jemals besaß. Als Knabe war er für literarische Studien zu müssiggängerisch gewesen, als Mann wurde er zu geschäftsvoll dazu.

Aber weder Klima, noch Armuth, weder Studium, noch die Sorgen eines am Heimweh leidenden Verbannten konnten die verzweifelte Kühnheit seines Sinnes bezähmen. Er verhielt sich gegen seine amtlichen Oberen, wie er sich gegen seine Schulmeister verhalten hatte, und war mehrere Male in Gefahr, seinen Posten zu verlieren. Zwei Mal, während er in dem Schreiberhause wohnte, versuchte er, sich umzubringen, und zwei Mal versagte das Pistol, was er auf seinen Kopf abdrückte. Dieser Umstand soll auf ihn denselben Eindruck gemacht haben, wie ein ähnliches Davonkommen auf Wallenstein. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß das Pistol wirklich gut geladen war, brach er in den Ausruf aus, daß er sicherlich für etwas Großes vorbehalten sei.

Um diese Zeit eröffnete ein Ereigniß, welches Anfangs all seine Hoffnungen im Leben mit Vernichtung zu bedrohen schien, einen neuen Pfad zur Auszeichnung vor ihm. Europa war seit mehreren Jahren durch den österreichischen Erbfolgekrieg zerrüttet worden. Georg II. war der standhafte Alliirte Maria Theresias. Das Haus Bourbon ergriff die entgegengesetzte Seite. War auch England selbst damals die erste Seemacht, so war es doch noch nicht allen Nationen der Welt zusammen mehr als gewachsen zur See, wie es seitdem geworden ist, und es fand es schwierig, einen Kampf gegen die vereinigten Flotten von Frankreich und Spanien auszuhalten. In den östlichen Meeren er-

langte Frankreich das Uebergewicht. Labourdonnais, ein Mann von ausgezeichneten Gaben und Tugenden, führte, trotz des Widerstandes der britischen Flotte, eine Expedition an das indische Festland, landete, sammelte ein Heer, erschien vor Madras und nöthigte Stadt und Fort zu capituliren. Die Schlüssel wurden übergeben, die französische Flagge wurde auf dem Fort St. George entfaltet, und der Inhalt der Waarenhäuser der Compagnie wurde von den Eroberern als Kriegsbeute genommen. In der Capitulation war bestimmt, daß die englischen Einwohner Kriegsgefangene auf Ehrenwort sein sollten, und daß die Stadt in den Händen der Franzosen bleiben sollte, bis sie ausgelöst wäre. Labourdonnais verpfändete seine Ehre dafür, daß nur ein mäßiges Lösegeld gefordert werden würde.

Aber der Erfolg Labourdonnais' hatte die Eifersucht seines Landsmannes Dupleix, des Gouverneurs von Pondichery, erweckt. Dupleix hatte überdem schon begonnen, mit gigantischen Plänen umzugehen, mit denen die Rückgabe von Madras an die Engländer keineswegs verträglich war. Er erklärte, daß Labourdonnais seine Vollmachten überschritten habe, daß die durch französische Waffen auf dem indischen Festlande gemachten Eroberungen zur alleinigen Verfügung des Gouverneurs von Pondichery ständen, und daß Madras bis auf den Grund geschleift werden solle. Labourdonnais war genöthigt, sich zu fügen. Der Ingrimm, den der Bruch der Capitulation bei den Engländern erregte, wurde durch die ungroßmüthige Weise gesteigert, in welcher Dupleix die ersten Beamten der Compagnie behandelte. Der Gouverneur und mehrere der ersten Herren aus Fort St. George wurden unter Wache nach Pondichery gebracht, und in einem Triumphzuge vor den Augen von 50,000 Zuschauern durch die Stadt geführt. Man hielt mit Recht dafür, daß diese grobe Verletzung der öffentlichen Treue die Einwohner von Madras

der Verpflichtungen entbinde, die sie gegen Labourdonnais eingegangen. Clive floh bei Nacht aus der Stadt, als Muselmann verkleidet, und flüchtete sich in das Fort St. David, eine der kleinen von Madras abhängigen englischen Niederlassungen.

Die Umstände, in die er nun versetzt war, führten ihn sehr natürlich dahin, einen Beruf zu ergreifen, welcher seinem rastlosen und unerschrockenen Geiste besser entsprach, als das Geschäft, Packete zu untersuchen und Rechnungen auszuwerfen. Er suchte und erlangte eine Fähndrichsstelle im Dienste der Compagnie, und betrat mit 21 Jahren seine militärische Laufbahn. Sein persönlicher Muth, von dem er noch als Schreiber eine ausgezeichnete Probe durch einen verzweifelten Zweikampf mit einem militärischen Eisenfresser, der das Schrecken von Fort St. David war, abgelegt hatte, machte ihn schnell selbst unter Hunderten tapferer Männer bemerkbar. Bald begann er in seinem neuen Berufe auch andere Eigenschaften zu zeigen, die man vorher nicht an ihm bemerkt hatte, Urtheil, Scharfsinn, Fügsamkeit in berechtigte Autorität. Er zeichnete sich bei verschiedenen Unternehmungen gegen die Franzosen höchlich aus und zog die besondere Aufmerksamkeit des Major Lawrence auf sich, der damals für den geschicktesten britischen Offizier in Indien galt.

Clive war erst einige Monate in der Armee gewesen, als die Nachricht eintraf, daß zwischen Großbritannien und Frankreich Frieden geschlossen worden. Dupleix war in Folge davon genöthigt, Madras der englischen Compagnie zurückzugeben, und dem jungen Fähndrich stand es frei, sein früheres Geschäft wieder aufzunehmen. Er kehrte in der That auf kurze Zeit zu seinem Schreibepulte zurück. Er verließ es wieder, um Major Lawrence bei einigen kleinen Feindseligkeiten gegen die Eingeborenen beizustehen, und kehrte wieder zu demselben zurück. Während er so zwischen einem militärischen und

einem Handelsleben schwankte, traten Ereignisse ein, die seine Wahl entschieden. Die indischen Staatshändel gewannen ein neues Aussehen. Es bestand Frieden zwischen den Kronen von England und Frankreich; aber zwischen den nach dem Osten handelnden englischen und französischen Compagnieen entstand ein höchst ereignißvoller und wichtiger Krieg, ein Krieg, in welchem der Preis nichts Geringeres war, als die Erbschaft des Hauses des Tamerlan.

Das Reich, welches Baber und seine Mongolen im 16. Jahrhunderte errichteten, war lange eines der ausgedehntesten und glänzendsten in der Welt. In keinem europäischen Königreiche war eine so zahlreiche Bevölkerung einem einzigen Fürsten unterworfen, oder floß ein so großes Einkommen in die Schatzkammer. Die Schönheit und Pracht der von den Souverainen von Hindostan errichteten Gebäude setzten selbst Reisende, die St. Peter gesehen, in Erstaunen. Das unzählbare Gefolge und die prunkvollen Verzierungen, welche den Thron von Delhi umgaben, blendeten selbst Augen, die an den Prunk von Versailles gewöhnt waren. Einige der großen Vicekönige, die ihre Posten in Kraft der Bestallungen des Mogul innehatten, beherrschten so viele Unterthanen, wie der König von Frankreich oder der Kaiser von Deutschland. Selbst die Statthalter dieser Statthalter mochten an Umfang des Gebiets und Betrag des Einkommens dem Großherzog von Toscana oder dem Kurfürsten von Sachsen recht wohl gleichstehen.

Es unterliegt wenig Zweifel, daß dieses große Reich, wie mächtig und blühend es auf oberflächlichen Anblick erscheint, doch selbst in seinen besten Tagen weit schlechter regiert war, als die am schlechtesten regierten Theile Europas jetzt sind. Die Verwaltung war mit allen Lastern des orientalischen Despotismus und mit allen von der Herrschaft von Stamm über Stamm

unzertrennlichen Lastern befleckt. Die streitenden Ansprüche der Prinzen des königlichen Hauses brachten eine lange Reihe von Verbrechen und öffentlichen Unfällen hervor. Ehrgeizige Statthalter des Souverains strebten zuweilen nach Unabhängigkeit. Wilde Stämme von Hindus, ungeduldig über das fremde Joch, versagten häufig den Tribut, trieben die Heere der Regierung von den Bergfesten zurück und strömten in Waffen auf die bebauten Ebenen hernieder. Doch trotz fortwährender schlechter Regierung, trotz gelegentlicher Erschütterungen, bei denen der ganze Bau der Gesellschaft erbebte, bewahrte diese große Monarchie im Ganzen während einiger Generationen den äußeren Anschein von Einheit, Majestät und Energie. Aber die lange Regierung des Aurengzeb hindurch eilte der Staat, ungeachtet des Allen, was die Kraft und Politik des Fürsten ausrichten konnte, der Auflösung entgegen. Nach seinem Tode, der im Jahre 1707 eintrat, war der Untergang furchtbar schnell. Heftige Stöße von außen wirkten mit einem unheilvollen Verfalle zusammen, welcher im Innern in raschem Vorschreiten war, und in wenigen Jahren hatte das Reich gänzliche Auflösung erfahren.

Die Geschichte der Nachfolger des Theodosius trägt keine geringe Aehnlichkeit mit der der Nachfolger des Aurengzeb. Aber vielleicht bietet der Sturz der Karolinger die nächste Parallele zu dem Sturze der Moguls. Karl der Große war kaum beerdigt, als die Schwäche und die Streitigkeiten seiner Nachkommen Verachtung über sie und Verderben über ihre Unterthanen zu bringen begannen. Das weite Gebiet der Franken wurde in tausend Stücke gespalten. Nichts weiter, als eine nominelle Würde war den verachteten Erben eines erlauchten Namens, Karl dem Kahlen und Karl dem Dicken und Karl dem Einfältigen geblieben. Wilde Eindringer, von einander in Stamm,

Sprache und Religion unterschieden, strömten, wie verabredet, von den weitesten Ecken der Erde, um Provinzen zu plündern, die die Regierung nicht länger vertheidigen konnte. Die Piraten der Nordsee erstreckten ihre Raubzüge von der Elbe bis zu den Pyrenäen und schlugen endlich ihren Sitz in dem reichen Thale der Seine auf. Die Ungarn, in denen die zitternden Mönche den Gog oder Magog der Weissagung zu erkennen sich einbildeten, führten den Raub der Städte der Lombardei in die Tiefe der pannonischen Wälder heim. Der Saracene herrschte in Sicilien, verwüstete die fruchtbaren Ebenen Campaniens und verbreitete Schrecken selbst bis zu den Mauern von Rom. Inmitten dieser Leiden kam eine große innere Umwandelung über das Reich. Die Fäulniß des Todes begann zu neuen Lebensformen zu gähren. Während der große Körper als Ganzes erstarrt und unthätig war, begann jedes einzelne Glied mit einem Sinne zu fühlen und sich mit einer Energie zu bewegen, die ganz ihm eigen waren. Gerade da, in der ödesten und traurigsten Strecke europäischer Geschichte, haben alle Feudalrechte, aller moderner Adel ihre Quelle. Dort ist der Punkt, auf den wir die Macht jener Fürsten zurückverfolgen, welche, dem Namen nach Vasallen, aber thatsächlich unabhängig, lange, unter den Titeln von Herzogen, Marquis und Grafen, fast jeden Theil der Gebiete beherrschten, welche Karl dem Großen gehorcht hatten.

So oder fast so war die Umwandelung, welche während der 40 Jahre, die dem Tode des Aurengzeb folgten, über das Mogulreich kam. Eine Folge nomineller Souveraine, in Trägheit und Ausschweifung versunken, schlenderten das Leben in abgeschlossenen Palästen hin, Betel kauend, Beischläferinnen liebkosend und auf Possenreißer horchend. Eine Folge wilder Eindringer stieg durch die westlichen Päſſe herab, um den schirmlosen Reichthum Hindostans zu plündern. Ein persischer Erobe=

rer überschritt den Indus, marschirte durch die Thore von Delhi und führte jene Schätze im Triumph hinweg, deren Pracht Roe und Bernier in Erstaunen gesetzt hatte: den Pfauenthron, auf welchem die reichsten Juwelen Golkondas von den geschicktesten Händen Europas angebracht waren, und den unschätzbaren Berg des Lichtes, welcher, nach manchen seltsamen Wechselfällen, zuletzt in dem Armbande des Rundschit Sing glänzte und jetzt bestimmt ist, das häßliche Götzenbild Orissa's zu schmücken. Die Afghanen folgten bald, um das Werk der Verwüstung zu vollenden, was die Perser begonnen hatten. Die kriegerischen Stämme von Radschputana warfen das muselmännische Joch ab. Eine Bande von Miethsoldaten bemächtigte sich Rohilkunds. Die Sikhs beherrschten den Indus. Die Dschauts verbreiteten Schrecken längs der Dschumna. Die Gebirgsländer, welche an die westliche Seeküste Indiens grenzen, ergossen einen noch furchtbareren Stamm, einen Stamm, welcher lange der Schrecken jeder eingeborenen Macht war, und welcher, nach vielen verzweifelten und zweifelhaften Kämpfen, nur dem Glück und Genie von England wich. Es war unter der Regierung Aurengzeb's, daß dieser wilde Räuberclan zuerst von seinen Bergen herabstieg, und bald nach seinem Tode lernte jeder Winkel seines weiten Reiches bei dem mächtigen Namen der Mahratten zittern. Viele fruchtbare Vicekönigreiche wurden von ihnen gänzlich unterworfen. Ihre Gebiete erstreckten sich quer über die Halbinsel von Meer zu Meer. Mahrattenhäuptlinge regierten zu Punah, zu Gwalior, in Guzurat, in Berar und in Tandschore. Auch hörten sie, wenn auch große Souveraine geworden, deshalb nicht auf, Freibeuter zu sein. Sie behielten noch immer die räuberischen Gewohnheiten ihrer Vorväter bei. Jede Gegend, die ihrer Herrschaft nicht unterworfen war, wurde durch ihre Einfälle verwüstet. Wo immer ihre Kesselpauken gehört

wurden, warf der Landmann seinen Reissack auf seine Schulter, verbarg seine kleinen Ersparnisse in seinem Gürtel und floh mit Frau und Kindern zu den Gebirgen oder den Dschungeln, zu der milderen Nachbarschaft der Hyäne und des Tigers. Viele Provinzen sicherten ihre Ernten durch Zahlung eines jährlichen Lösegeldes. Selbst das elende Phantom, was noch immer den kaiserlichen Titel führte, ließ sich herab, diesen schimpflichen Räuberlohn zu zahlen. Die Wachfeuer eines raubgierigen Führers wurden von den Mauern des Palastes von Delhi gesehen. Ein Anderer stieg, an der Spitze seiner zahlreichen Reiterei, Jahr für Jahr in die Reisfelder Bengalens herab. Selbst die europäischen Factore zitterten für ihre Magazine. Es ist noch nicht hundert Jahre her, daß man für nöthig hielt, Kalkutta gegen die Reiter von Berar zu befestigen, und der Name des Mahrattengrabens bewahrt noch das Andenken der Gefahr.

Ueberall, wo die Vicekönige der Moguls Autorität bewahrten, wurden sie Souveraine. Sie mochten noch immer die Oberhoheit des Hauses des Tamerlan in Worten anerkennen, wie ein Graf von Flandern oder ein Herzog von Burgund die Oberhoheit des kraftlosesten Thoren unter den letzten Karolingern anerkannt haben mag. Sie mochten ihrem Titularsouverain gelegentlich ein Höflichkeitsgeschenk schicken, oder bei ihm einen Ehrentitel nachsuchen. In Wahrheit jedoch waren sie nicht mehr nach Belieben zu entfernende Statthalter, sondern unabhängige erbliche Fürsten. In dieser Weise entsprangen jene großen muselmännischen Häuser, welche ehedem Bengalen und Karnatik beherrschten, und die, welche noch immer, wenn auch in einem Zustande von Unabhängigkeit, einige Befugnisse des Königthums zu Lucknow und Hyderabad ausüben.

Worin sollte diese Verwirrung enden? Sollte der Streit Jahrhunderte lang fortdauern? Sollte er mit dem Aufkom-

men einer neuen großen Monarchie schließen? Sollte der Muselmann oder der Mahratte der Herr von Indien sein? Sollte ein anderer Baber von den Gebirgen herabsteigen und die kühnen Stämme von Kabul und Khorasan gegen ein reicheres und weniger kriegerisches Geschlecht führen? Keines von diesen Ereignissen schien unwahrscheinlich. Aber kaum würde es irgend ein, wenn auch noch so scharfsichtiger Mann für möglich gehalten haben, daß eine Handelscompagnie, von Indien durch 15,000 Seemeilen getrennt und in Indien nur wenige Acker zu Handelszwecken besitzend, in weniger als 100 Jahren ihr Reich vom Cap Komorin bis zu dem ewigen Schnee des Himalaya ausbreiten, daß sie Mahratten und Mahomedaner zwingen würde, ihre gegenseitigen Streitigkeiten in gemeinsamer Unterwerfung zu vergessen; daß sie selbst jene wilden Stämme niederzähmen würde, die den Mächtigsten der Moguls widerstanden hatten, und daß sie, nachdem sie 100 Millionen Menschen unter ihren Gesetzen vereinigt, ihre siegreichen Waffen weit an den Osten des Burremputer und weit zu dem Westen des Hydaspes tragen, an den Thoren von Ava Friedensbedingungen dictiren und ihre Vasallen auf den Thron von Kandahar setzen würde.

Der Mann, der zuerst erkannte, daß es möglich sei, ein europäisches Reich auf den Trümmern der Mogulmonarchie zu gründen, war Dupleix. Sein rastloser, begabter und erfinderischer Geist hatte diesen Plan zu einer Zeit gefaßt, wo die geschicktesten Diener der englischen Compagnie lediglich mit Facturen und Frachtbriefen beschäftigt waren. Auch hatte er sich nicht blos den Zweck vorgehalten. Er hatte auch eine richtige und bestimmte Ansicht von den Mitteln, durch die er zu erstreben sei. Er erkannte deutlich, daß die größte Macht, welche die indischen Fürsten ins Feld bringen könnten, einer kleinen, in

der Kriegskunst des Westen geübten und von dessen Taktik geleiteten Schaar von Männern nicht gewachsen sein würde. Er erkannte auch, daß die Eingeborenen von Indien, unter europäischen Befehlshabern, in Heere vereinigt werden könnten, dergleichen zu befehligen (der Marschall von) Sachsen und Friedrich stolz sein würden. Er sah vollkommen ein, daß der sicherste und angemessenste Weg, auf welchem ein europäischer Abenteurer Souverainetät in Indien ausüben könne, darin bestehe, die Bewegungen irgend einer mit dem Titel des Nabob oder Nizam beehrten glänzenden Puppe zu lenken und durch ihren Mund zu sprechen. Die Kunstgriffe sowohl des Kriegs als der Politik, welche wenige Jahre später mit gleich ausgezeichnetem Erfolge von den Engländern angewendet wurden, waren zuerst von diesem sinnreichen und aufstrebenden Franzosen erkannt und geübt worden.

Die Lage Indiens war so, daß es kaum irgend einem Angriffe an einem Vorwande, sei es in alten Gesetzen oder in neuerer Praxis, gebrechen konnte. Alle Rechte waren in einem Zustande gänzlicher Unbestimmtheit, und die Europäer, welche an den Streitigkeiten der Eingeborenen Theil nahmen, verwirrten die Verwirrung, indem sie auf asiatische Staatshändel das öffentliche Recht des Westen und aus dem Lehnssysteme gezogene Analogieen anwendeten. Wenn es gelegen war, einen Nabob als einen unabhängigen Fürsten zu behandeln, so gab es einen trefflichen Grund, dies zu thun. Er war thatsächlich unabhängig. Wenn es gelegen war, ihn als einen bloßen Statthalter des Hofes von Delhi zu behandeln, so hatte das keine Schwierigkeit, denn er war das der Theorie nach. Wenn es gelegen war, sein Amt als eine Erbwürde, oder nur als eine lebenslängliche Würde, oder nur als eine in ihrer Dauer von dem Belieben des Mogul abhängige Würde zu betrachten, so

ließen sich Gründe und Vorgänge für jede dieser Ansichten finden. Die Partei, die den Erben Baber's in ihren Händen hatte, stellte ihn als den unzweifelhaften, den gesetzlichen, den unumschränkten Souverain dar, welchem alle untergeordnete Autoritäten zu gehorchen verbunden seien. Die Partei, gegen welche sein Name gebraucht wurde, ermangelte nicht scheinbarer Vorwände, zu behaupten, daß das Reich de facto aufgelöst sei, und daß, wiewohl es schicklich sein möge, den Mogul, als eine ehrwürdige Reliquie einer vergangenen Ordnung der Dinge, mit Achtung zu behandeln, es doch ungereimt sei, ihn für den wirklichen Gebieter von Hindostan anzusehen.

Im Jahre 1748 starb einer der Mächtigsten der neuen Herren von Indien, der große Nizam al Mulk, Vicekönig des Dekan. Seine Autorität vererbte auf seinen Sohn, Nazir Dschung. Unter den diesen hohen Würdenträgern unterworfenen Provinzen war Karnatik die Reichste und Ausgedehnteste. Es wurde von einem alten Nabob verwaltet, dessen Namen die Engländer in Anaverdy Khan corrumpirten.

Aber es gab Prätendenten zu der Verwaltung sowohl des Vicekönigthums, als der untergeordneten Provinz. Mirzapha Dschung, ein Enkel des Nizam al Mulk, erschien als Mitbewerber Nazir Dschung's. Chunda Sahib, Schwiegersohn eines früheren Nabobs von Karnatik, bestritt den Rechtstitel Anaverdy Khan's. Bei dem unbestimmten Zustande des indischen Rechts war es sowohl für Mirzapha Dschung, als für Chunda Sahib leicht, irgend Etwas, was wie ein Rechtsanspruch aussah, ausfindig zu machen. In einer ganz und gar desorganisirten Gesellschaft machte es ihnen keine Schwierigkeit, einige Abenteurer zu finden, die ihren Bannern folgten. Sie vereinigten ihre Interessen, fielen in Karnatik ein und wendeten sich um Beistand an die Franzosen, deren Ruf durch ihren Erfolg gegen die Eng-

länder in dem kurz vorhergegangenen Kriege auf der Küste von Koromandel gehoben worden war.

Dem schlauen und ehrgeizigen Dupleix hätte nichts Angenehmeres begegnen können. Einen Nabob des Karnatik zu machen, einen Vicekönig des Dekan zu machen, unter ihren Namen das ganze südliche Indien zu beherrschen, das war in der That eine anziehende Aussicht. Er verbündete sich mit den Prätendenten und schickte 400 französische Soldaten und 2000 in europäischer Kriegszucht geschulte Sepoys zur Unterstützung seiner Bundesgenossen. Eine Schlacht ward geliefert. Die Franzosen zeichneten sich sehr aus. Anaverdy Khan wurde besiegt und erschlagen. Sein Sohn, Mahomed Ali, welcher späterhin in Europa als der Nabob von Arcot wohl bekannt war, und der Beredtsamkeit Burke's eine höchst unbeneidenswerthe Unsterblichkeit verdankt, floh mit einem spärlichen Reste seines Heeres nach Tritschinopoly, und die Sieger wurden auf einmal Herren von fast jedem Theile von Karnatik.

Dies war nur der Anfang von Dupleix' Größe. Nach einigen Monaten des Gefechts, der Unterhandlung und Intrigue schien sein Geschick und gutes Glück überall die Oberhand gewonnen zu haben. Nazir Dschung kam durch die Hände seiner eigenen Anhänger um; Mirzapha Dschung war Herr des Dekan und der Triumph der französischen Waffen und französischen Politik war vollständig. Zu Pondichery war lauter Entzücken und Festlichkeit. Salven wurden von den Batterieen gegeben und in den Kirchen Te Deum gesungen. Der neue Nizam kam hin, seine Verbündeten zu besuchen und die Ceremonie seiner Einsetzung wurde mit großem Pompe daselbst verrichtet. Dupleix, in die von Mahomedanern des höchsten Ranges getragene Tracht gekleidet, zog in demselben Palankin mit dem Nizam in die Stadt und nahm bei der nachfolgenden Feierlich-

keit den Vorrang vor dem ganzen Hofe ein. Er wurde, mit einer höheren Autorität, als selbst die des Chunda Sahib, zum Statthalter von Indien von dem Flusse Kristna bis zum Cap Komorin erklärt, eine Landstrecke ungefähr so groß, wie Frankreich. Er wurde mit dem Befehl von 7000 Reitern betraut. Es wurde verkündet, daß in Karnatik keine Münzstätte solle bestehen dürfen, außer der zu Pondichery. Ein großer Theil der Schätze, welche frühere Vicekönige des Dekan aufgehäuft hatten, fanden ihren Weg in die Koffer des französischen Statthalters. Es ging das Gerücht, daß er 200,000 Pf. St. in Gold empfangen habe, neben vielen kostbaren Juwelen. In der That konnte es kaum eine Grenze für seine Einnahmen geben. Er beherrschte jetzt 30 Millionen Menschen mit fast unumschränkter Gewalt. Keine Auszeichnung oder Einnahme konnte von der Regierung anders, als durch seine Vermittelung erlangt werden. Der Nizam las keine Petition, die er nicht signirt hatte.

Mirzapha Dschung überlebte seine Erhebung nur wenige Monate. Aber ein anderer Prinz desselben Hauses wurde durch französischen Einfluß auf den Thron gehoben und bestätigte alle Versprechungen seines Vorgängers. Dupleix war jetzt der größte Potentat in Indien. Seine Landsleute rühmten sich, daß sein Name selbst in den Gemächern des Palastes von Delhi mit Ehrfurcht genannt werde. Die eingeborene Bevölkerung sah mit Staunen auf den Vorschritt, den ein europäischer Abenteurer, in dem kurzen Zeitraume von vier Jahren, zur Herrschaft in Asien gemacht hatte. Auch war der ruhmsüchtige Franzose nicht mit dem Wesen der Gewalt zufrieden. Er liebte es, seine Größe mit anmaaßlicher Geflissenheit vor den Augen seiner Unterthanen und seiner Nebenbuhler zu entfalten. Nahe an dem Platze, wo seine Politik durch den Sturz Nazir Dschung's und die Erhebung Mirzapha's ihren Haupttriumph erlangt hatte,

beschloß er, eine Säule zu errichten, auf deren vier Seiten vier pomphafte Inschriften, in vier Sprachen, seinen Ruhm allen Nationen der Erde verkünden sollten. Mit Sinnbildern seiner Erfolge beprägte Medaillen wurden unter die Grundsteine dieser stattlichen Säule eingegraben, und rings um sie erhob sich eine Stadt, die den stolzen Namen Dupleix Fatihabad führte, was mit: die Stadt des Sieges des Dupleix zu erklären ist.

Die Engländer hatten einige schwache und unentschlossene Versuche gemacht, den raschen und glänzenden Lauf der nebenbuhlerischen Compagnie aufzuhalten, und fuhren fort, Mahomed Ali als Nabob von Karnatik anzuerkennen. Aber die Gebiete Mahomed Ali's bestanden lediglich aus Tritschinopoly, und Tritschinopoly wurde jetzt von Chunda Sahib und seinen französischen Hilfstruppen belagert. Die Belagerung aufzuheben schien unmöglich. Die geringe Macht, die es damals zu Madras gab, hatte keinen Befehlshaber. Major Lawrence war nach England zurückgekehrt und kein einziger Offizier von anerkanntem Rufe war in der Ansiedelung geblieben. Die Eingeborenen hatten gelernt, mit Verachtung auf die mächtige Nation zu blicken, die sie bald bezwingen und beherrschen sollte. Sie hatten gesehen, wie die französischen Fahnen auf dem Fort St. George wehten; sie hatten gesehen, wie die Vorsteher der englischen Factorei im Triumph durch die Straßen von Pondichery geführt wurden; sie hatten die Waffen und Rathschlüsse Dupleix' überall erfolgreich gesehen, während der Widerstand, den die Autoritäten von Madras seinem Vorschritt geleistet hatten, nur gedient hatte, ihre Schwäche bloßzulegen und seinen Ruhm zu erhöhen. In diesem Augenblicke wendete der Muth und das Genie eines unbekannten englischen Jünglings den Lauf des Glückes.

Clive war jetzt 25 Jahre alt. Nachdem er einige Zeit zwischen einem militärischen und einem mercantilischen Leben ge-

schwankt hatte, war er zuletzt in einen Posten gebracht worden, welcher an beiden Fächern Theil hatte, in den eines Kriegscommissars, mit dem Range als Hauptmann. Die Nothlage der Zeit rief seine ganzen Kräfte hervor. Er stellte seinen Oberen vor, daß, wenn nicht eine kräftige Anstrengung gemacht würde, Tritschinopoly fallen, das Haus des Anaverdy Khan untergehen und die Franzosen die wahren Gebieter der ganzen indischen Halbinsel werden würden. Es sei unbedingt nöthig, irgend einen kühnen Streich zu führen. Wenn ein Angriff auf Arcot, die Hauptstadt des Karnatik und die Lieblingsresidenz der Nabobs, gemacht würde, so sei es nicht unmöglich, daß die Belagerung von Tritschinopoly aufgehoben würde. Die Vorsteher der englischen Niederlassung, die jetzt durch Dupleix' Glück vollständig beunruhigt waren und befürchteten, falls ein neuer Krieg zwischen Frankreich und Großbritannien ausbräche, werde Madras augenblicklich genommen und zerstört werden, billigten Clive's Plan und vertrauten ihm dessen Ausführung an. Der junge Capitain wurde an die Spitze von 200 englischen Soldaten und 300 nach europäischer Art bewaffneten und disciplinirten Sepoys gestellt. Von den acht Offizieren, welche diese kleine Truppe unter ihm commandirten, waren nur Zwei jemals im Gefecht gewesen, und Vier von den Achten waren Factore der Compagnie, welche Clive's Beispiel bewogen hatte, ihre Dienste anzubieten. Das Wetter war stürmisch, aber Clive drängte, durch Donner, Blitz und Regen, zu den Thoren von Arcot. Die Garnison räumte, in einem panischen Schrecken, das Fort und die Engländer rückten in dasselbe ein, ohne einen Angriff gemacht zu haben.

Doch Clive wußte wohl, daß man ihn nicht in ungestörtem Besitze seiner Eroberung verbleiben lassen würde. Er begann sogleich, Lebensmittel einzusammeln, Wälle aufzuwerfen und Vor-

bereitungen zum Bestehen einer Belagerung zu treffen. Die Garnison, die bei seiner Annäherung geflohen war, hatte sich von ihrem Schrecken erholt, und durch zahlreiche Verstärkungen aus der Nachbarstadt zu einer Schaar von 3000 Mann vermehrt, lagerte sie sich dicht an der Stadt. Mitten in der Nacht rückte Clive aus dem Fort, griff das Lager unerwartet an, erschlug eine große Zahl, zerstreute die Uebrigen und kehrte, ohne einen einzigen Mann verloren zu haben, zu seinen Quartieren zurück.

Die Nachricht von diesen Vorgängen war bald zu Chunda Sahib gebracht worden, der, mit seinen französischen Bundesgenossen, Tritschinopoly belagerte. Er detachirte sogleich 4000 Mann von seinem Lager und schickte sie auf Arcot. Die Reste der vor Kurzem von Clive zerstreuten Truppen stießen schleunig zu ihnen. Weiter wurden sie durch 2000 Mann von Vellore und durch einen noch wichtigeren Zuzug von 150 französischen Soldaten, welche Dupleix von Pondichery schickte, verstärkt. Das Ganze dieser Armee, was sich auf 10,000 Mann belief, stand unter dem Befehl des Radscha Sahib, des Sohnes von Chunda Sahib.

Radscha Sahib rückte zum Angriff auf das Fort von Arcot vor, welches ganz außer Stande schien, eine Belagerung auszuhalten. Die Mauern waren schadhaft, die Gräben trocken, die Wälle zu schmal, um die Geschütze aufzunehmen, die Bollwerke zu niedrig, um die Soldaten zu decken. Die kleine Garnison war durch zufällige Umstände sehr reducirt worden. Sie bestand jetzt aus nur 120 Europäern und 200 Sepoys. Es waren nur noch vier Offiziere da, der Vorrath an Lebensmitteln war gering und der Befehlshaber, der die Vertheidigung unter so entmuthigenden Umständen zu leiten hatte, war ein junger Mann von 25 Jahren, der zum Buchhalter erzogen war.

Funfzig Tage lang währte die Belagerung. Funfzig Tage lang hielt der junge Capitain die Vertheidigung, mit einer Festigkeit, Wachsamkeit und Geschicklichkeit, welche dem ältesten Marschall in Europa Ehre gemacht haben würden. Die Bresche wurde jedoch von Tag zu Tag größer. Unter solchen Umständen hätte man von jeder, so spärlich mit Offizieren versehenen Truppe erwarten mögen, daß sie Zeichen von Insubordination geben würde, und die Gefahr war bei einer Truppe besonders groß, die aus Leuten zusammengesetzt war, welche sich in Herkunft, Sprache, Sitten und Religion von einander weit unterschieden. Aber die Ergebenheit der kleinen Schaar an ihren Führer übertraf Alles, was von der zehnten Legion des Cäsar oder von der alten Garde Napoleon's berichtet worden ist. Die Sepoys kamen zu Clive, nicht um über ihre kärgliche Kost zu klagen, sondern um vorzuschlagen, daß alles Korn den Europäern gegeben werde, welche mehr Nahrung brauchten, als die Eingeborenen von Asien. Der dünne Schleim, sagten sie, der von dem Reis abgezogen würde, werde für sie hinreichen. Die Geschichte enthält keinen rührenderen Beweis von militärischer Treue oder von dem Einfluß eines herrschenden Geistes.

Ein von dem Gouvernement zu Madras gemachter Versuch, den Platz zu entsetzen, war fehlgeschlagen. Aber noch war Hoffnung von einer anderen Seite. Ein Haufen von 6000 Mahratten, halb Soldaten, halb Räuber, unter dem Befehl eines Häuptlings, Namens Morari Row, war zum Beistande Mahomed Ali's gemiethet worden; da sie aber die französische Macht für unwiderstehlich und den Triumph Chunda Sahib's für gewiß hielten, so waren sie bisher unthätig an den Grenzen des Karnatik geblieben. Der Ruf der Vertheidigung Arcot's weckte sie aus ihrer Erstarrung. Morari Row erklärte, er habe niemals vorher geglaubt, daß die Engländer fechten könnten, er

werde ihnen aber willig helfen, nun er sehe, daß sie Muth hätten, sich selbst zu helfen. Radscha Sahib erfuhr, daß die Mahratten in Bewegung seien. Es war nothwendig für ihn, schnell zu sein. Er versuchte zuerst Unterhandlung. Er bot Clive große Bestechungen an, die mit Verachtung zurückgewiesen wurden. Er gelobte, daß, wenn seine Vorschläge nicht angenommen würden, er unverzüglich das Fort stürmen und jeden Mann darin über die Klinge springen lassen werde. Clive erklärte ihm zur Erwiderung, mit bezeichnendem Stolze, daß sein Vater ein Usurpator, daß seine Armee Gesindel sei und daß er wohl thun würde, es sich zweimal zu überlegen, ehe er solche Memmen in eine Bresche schicke, die von englischen Soldaten vertheidigt werde.

Radscha Sahib beschloß, das Fort zu stürmen. Der Tag paßte gut zu einer kühnen militärischen Unternehmung. Es war das große mahomedanische Fest, was dem Andenken Hassan's, des Sohnes des Ali, gewidmet ist. Die Geschichte des Islam enthält nichts Rührenderes, als den Vorgang, der zu dieser Feierlichkeit Anlaß gab. Die traurige Legende berichtet, wie das Haupt der Fatimiden, als alle seine tapferen Begleiter rings um ihn gefallen waren, seinen letzten Trunk Wassers trank und sein letztes Gebet sprach, wie die Mörder sein Haupt im Triumph trugen, wie der Tyrann seine leblosen Lippen mit seinem Stabe schlug, und wie einige wenige alte Leute sich mit Thränen erinnerten, daß sie diese Lippen an die Lippen des Propheten Gottes gedrückt gesehen hatten. Nach dem Verlauf von fast 12 Jahrhunderten erregt die Wiederkehr dieser feierlichen Zeit die wildesten und traurigsten Bewegungen in der Brust der gläubigen Moslems von Indien. Sie erhitzen sich zu solchen Krämpfen der Wuth und Klage, daß Einige, lediglich in Folge geistiger Erregung, den Geist aufgegeben haben sollen.

Sie glauben, daß Jeder, der während dieses Festes in Waffen gegen die Ungläubigen fällt, durch seinen Tod alle Sünden seines Lebens abbüßt und sofort in den Garten der Houris übergeht. In dieser Zeit beschloß Radscha Sahib, Arcot zu stürmen. Erregende Stoffe wurden angewendet, die Wirkung des religiösen Eifers zu unterstützen, und die Belagerer, trunken von Begeisterung, trunken von Betel, stürzten wüthend zum Angriff.

Clive hatte geheime Kunde von dem Plane erhalten, seine Anordnungen getroffen, und sich, von Anstrengung erschöpft, auf sein Bette geworfen. Er wurde durch den Lärmruf erweckt und war augenblicklich auf seinem Posten. Der Feind rückte vor, indem er Elephanten vor sich hertrieb, deren Stirnen mit eisernen Platten bewehrt waren. Man erwartete, daß die Thore dem Stoße dieser lebendigen Sturmböcke nachgeben würden. Aber die großen Thiere fühlten kaum die englischen Flintenkugeln, als sie umdrehten und wüthend fortstürzten, die Menge zertretend, die sie vorwärts getrieben hatte. Ein Floß war auf das Wasser, was einen Theil des Grabens füllte, gebracht worden. Clive sah, daß seine Artilleristen auf diesem Posten ihr Geschäft nicht verstanden, übernahm die Leitung eines Geschützes selbst und räumte das Floß in wenigen Minuten. Wo der Graben trocken war, stürzten die Stürmenden mit großer Kühnheit heran; aber sie wurden mit einem so starken und wohlgerichteten Feuer empfangen, daß es bald den Muth selbst des Fanatismus und der Trunkenheit erstickte. Die hinteren Reihen der Engländer hielten die Vorderreihen mit einer steten Folge von geladenen Musketen versorgt, und jeder Schuß zählte unter der lebenden Masse da unten. Nach drei verzweifelten Angriffen kehrten die Belagerer hinter den Graben zurück.

Der Kampf dauerte ungefähr eine Stunde. 400 der

Stürmenden fielen. Die Garnison verlor nur 5 oder 6 Mann. Die Belagerten verbrachten eine ängstliche Nacht, nach einer Erneuerung des Angriffs aussehend. Als der Tag aber anbrach, war der Feind nicht mehr zu sehen. Er hatte sich zurückgezogen und den Engländern mehrere Geschütze und eine große Masse Munition hinterlassen.

Die Nachricht wurde zu Fort St. George mit Entzücken der Freude und des Stolzes empfangen. Clive wurde mit Recht als ein Mann betrachtet, welcher jedem Commando gewachsen sei. 200 englische Soldaten und 700 Sepoys wurden ihm gesendet, und mit dieser Macht begann er unverzüglich Angriffsoperationen. Er nahm das Fort Timery, bewerkstelligte eine Vereinigung mit einer Abtheilung von Morari Row's Armee, und eilte, mit forcirten Märschen, Radscha Sahib anzugreifen, der an der Spitze von ungefähr 5000 Mann stand, worunter 300 Franzosen waren. Das Gefecht war scharf, aber Clive gewann einen vollständigen Sieg. Die Kriegskasse Radscha Sahibs fiel in die Hände des Siegers. 600 Sepoys, die in dem Heere des Feindes gedient hatten, gingen in Clive's Quartiere über und wurden in den britischen Dienst genommen. Kondscheveram ergab sich ohne Schlag. Der Statthalter von Arni verließ Chunda Sahib und erkannte das Recht Mahomed Ali's an.

Wäre die ganze Leitung des Krieges Clive vertraut worden, so würde er wahrscheinlich zu einem schleunigen Ende gebracht worden sein. Aber die Zaghaftigkeit und Ungeschicklichkeit, die sich in allen Bewegungen der Engländer zeigten, außer wo er persönlich zur Stelle war, verlängerten den Kampf. Die Mahratten murrten, daß seine Soldaten von einem anderen Schlage wären, als die Briten, die sie überall sonst fänden. Die Folge dieser Schlaffheit war, daß in nicht langer Zeit Radscha Sahib an der Spitze einer beträchtlichen Armee, in welcher sich 400

Mann französische Truppen befanden, fast unter den Kanonen des Forts St. George erschien und die Villen und Gärten der Herren von der englischen Niederlassung verwüstete. Aber er wurde wieder von Clive angegriffen und geschlagen. Mehr als 100 Franzosen wurden getödtet oder gefangen, ein schwererer Verlust, als der von Tausenden Eingeborener. Die siegreiche Armee marschirte von dem Schlachtfelde nach dem Fort St. David. Auf dem Wege lag die Stadt des Sieges des Dupleix und das stattliche Denkmal, das bestimmt war, die Triumphe Frankreichs im Osten zu schildern. Clive befahl, sowohl die Stadt, als das Denkmal bis auf den Grund zu schleifen. Er wurde, wie wir glauben, nicht durch persönliches oder nationales Uebelwollen, sondern durch eine richtige und tiefe Politik bewogen, diese Maßregel zu ergreifen. Die Stadt und ihr pomphafter Name, die Säule und ihre prahlerischen Inschriften gehörten zu den Kunstgriffen, durch welche Dupleix die öffentliche Meinung von Indien unter einen Zauber gelegt hatte. Diesen Zauber zu brechen, war Clive's Aufgabe. Den Eingeborenen war gelehrt worden, daß Frankreich unläugbar die erste Macht in Europa sei, und daß die Engländer sich nicht herausnähmen, sein Uebergewicht zu bestreiten. Keine Maßregel konnte wirksamer zur Beseitigung dieser Täuschung sein, als die öffentliche und feierliche Zerstörung der französischen Trophäen.

Das Gouvernement von Madras beschloß, durch diese Ereignisse ermuthigt, ein starkes Detachement, unter Clive, zur Verstärkung der Garnison von Tritschinopoly abzusenden. Aber gerade zu jener Zeit kam Major Lawrence von England an und übernahm den Oberbefehl. Nach der Halsstarrigkeit und Unbotmäßigkeit, welche Clive sowohl in der Schule als in dem Comptoir bezeichnet hatten, hätte man erwarten mögen, daß er, nach solchen Leistungen, nicht mit Eifer und gutem Muthe in

einer untergeordneten Eigenschaft wirken würde. Aber Lawrence hatte ihn früh mit Güte behandelt, und es ist bloße Gerechtigkeit gegen Clive, zu sagen, daß, wie stolz und hochfahrend er auch war, Güte niemals an ihn weggeworfen wurde. Er stellte sich freudig unter die Befehle seines alten Freundes, und bethätigte sich so kräftig auf der zweiten Stelle, wie er auf der ersten hätte thun können. Lawrence kannte den Werth solches Beistandes wohl. Wenn auch die geistige Fähigkeit, mit der er selbst begabt war, nicht über einfachen gesunden Verstand hinausging, so würdigte er doch vollkommen die Kräfte seines glänzenden Helfers. Wenn er auch die Kriegskunst methodisch studirt hatte, und wie alle Menschen, die eine regelmäßige Berufsbildung genossen haben, geneigt war, auf Eindringlinge (interlopers)*) mit Geringschätzung zu blicken, so hatte er doch Freisinn genug, anzuerkennen, daß Clive eine Ausnahme von den gemeinen Regeln sei. „Manchen Leuten beliebt es," schrieb er, „Capitain Clive als von Glück und Umständen getragen zu bezeichnen; aber meiner Meinung nach, nach dem, was mir von dem Herrn bekannt ist, verdiente er und konnte er von seinem Verfahren Alles erwarten, wie es ausgefallen ist; — ein Mann von einer furchtlosen Entschlossenheit, von einem kaltblütigen Temperament und von einer Geistesgegenwart, die ihn in der größten Gefahr niemals verließ — ein geborener Soldat; denn, ohne eine militärische Erziehung von irgend einer Art, oder viel mit Leuten vom Fach gesprochen zu haben, blos nach seinem Urtheil und guter Einsicht, führte er eine Armee wie ein erfahrener Offizier und braver Soldat an, mit einer Klugheit, die den Erfolg gewiß verbürgte."

Die Franzosen hatten keinen Befehlshaber den zwei Freun-

*) Eigentlich was wir Bönhasen nennen.

den entgegenzustellen. Dupleix, in Talenten für Unterhandlungen und Intrigue keinem Europäer, der in den indischen Revolutionen eine Rolle gespielt hat, nachstehend, war nicht geeignet, in Person militärische Operationen zu leiten. Er war nicht zum Soldaten erzogen worden und hatte keine Neigung, Einer zu werden. Seine Feinde beschuldigten ihn persönlicher Feigheit, und er vertheidigte sich in einer des Capitain Bobadil würdigen Weise. Er sagte, er halte sich fern vom Schuß, weil Schweigen und Ruhe seinem Genius günstig wären, und er fände es schwer, seine Erwägungen inmitten des Geräusches von Feuerwaffen zu verfolgen. So war es nothwendig für ihn, die Ausführung seiner großen kriegerischen Pläne Anderen zu vertrauen, und er klagte bitterlich, daß er schlecht bedient sei. Er hatte zwar den Beistand eines Offiziers von ausgezeichnetem Verdienste gehabt, des berühmten Bussy. Aber Bussy war mit dem Nizam nordwärts marschirt, und war vollkommen beschäftigt, an dem Hofe dieses Fürsten für seine eigenen Interessen und die von Frankreich zu sorgen. Unter den Offizieren, die bei Dupleix blieben, fand sich kein einziger Mann von Fähigkeit, und Viele von ihnen waren Knaben, über deren Unwissenheit und Thorheit die gemeinen Soldaten lachten.

Die Engländer triumphirten überall. Die Belagerer von Tritschinopoly wurden selbst belagert und gezwungen, zu capituliren. Chunda Sahib fiel in die Hände der Mahratten und wurde, wahrscheinlich auf Anstiften seines Mitbewerbers Mahomed Ali, getödtet. Dupleix' Geist jedoch war unbezwingbar und seine Hilfsquellen unerschöpflich. Von seinen Beauftragern in Europa empfing er keine Hilfe oder Unterstützung mehr. Sie verwarfen seine Politik. Sie gaben ihm keinen Beistand an Geld. Sie schickten ihm als Truppen blos den Kehricht der Galeeren. Doch noch immer hielt er aus, intriguirte, bestach, ver-

sprach, verschwendete sein Privatvermögen, strengte seinen Credit an, schaffte neue Diplome von Delhi, erregte dem Gouvernement von Madras neue Feinde auf jeder Seite, und fand selbst unter den Verbündeten der englischen Compagnie Werkzeuge. Aber Alles war fruchtlos. Langsam, aber stetig, fuhr die Macht Britanniens fort, zu wachsen, und die Französische abzunehmen.

Die Gesundheit Clive's war während seines Aufenthaltes in Indien niemals gut gewesen, und seine Constitution war jetzt so sehr angegriffen, daß er nach England zurückzukehren beschloß. Vor seiner Abreise unternahm er einen Dienst von bedeutender Schwierigkeit und vollzog ihn mit seiner gewohnten Kraft und Geschicklichkeit. Die Forts Kovelong und Chinglepat waren mit französischen Garnisonen besetzt. Es ward beschlossen, eine Truppe gegen sie zu schicken. Aber die einzige für diesen Zweck verfügbare Truppe war von einer solchen Beschaffenheit, daß kein Offizier, außer Clive, seinen Ruf durch ihre Führung aufs Spiel setzen wollte. Sie bestand aus 500 neuausgehobenen Sepoys und 200 eben gelandeten Rekruten aus England, was die schlechtesten und niedrigsten Elenden waren, die die Werber der Compagnie in den Londoner Diebsherbergen hatten auflesen können. So krank und erschöpft auch Clive war, unternahm er es doch, aus diesem undisciplinirten Gesindel eine Armee zu machen, und marschirte mit ihnen auf Kovelong. Ein Schuß aus dem Fort tödtete einen dieser seltsamen Soldaten, worauf der ganze Rest umkehrte und davonlief, und Clive sie nur mit der größten Schwierigkeit wieder sammeln konnte. Bei einer anderen Gelegenheit erschreckte der Lärm eines Geschützes die Schildwachen dermaßen, daß eine von ihnen, einige Stunden später, auf dem Boden eines Brunnens gefunden wurde. Clive gewöhnte sie allmälig an die Gefahr, und indem er sich beständig den gefährlichsten Situationen aus-

setzte, trieb er sie durch Schaam zum Muthe. Zuletzt gelang es ihm, aus seinen nichts versprechenden Elementen eine respectable Truppe zu bilden. Kovelong fiel. Clive erfuhr, daß ein starkes Detachement zu dessen Entsatz von Chingleput ausrücke. Er ergriff Maßregeln, den Feind nicht wissen zu lassen, daß er zu spät komme, legte ihnen auf dem Wege einen Hinterhalt, tödtete ein Hundert von ihnen mit Einem Feuer, machte 300 Gefangene, verfolgte die Flüchtlinge bis an die Thore von Chingleput, begann sofort die Belagerung dieser Feste, die für eine der Stärksten in Indien galt, machte eine Bresche und war auf dem Punkte, zu stürmen, als der französische Commandant capitulirte und mit seinen Leuten abzog.

Clive kehrte nach Madras siegreich, aber in einem Gesundheitsstande zurück, der es ihm unmöglich machte, lange daselbst zu bleiben. Er heirathete zu jener Zeit eine junge Dame Namens Maskelyne, Schwester des ausgezeichneten Mathematikers, welcher lange Zeit die Stelle des königlichen Astronomen bekleidete. Sie wird als hübsch und gebildet geschildert und die Briefe ihres Gatten sollen sichere Beweise enthalten haben, daß er ihr innig ergeben gewesen.

Fast unmittelbar nach der Hochzeit schiffte sich Clive mit seiner Neuvermählten nach England ein. Er kam als eine, von dem armen, verachteten Knaben, der zehn Jahre vorher herausgeschickt worden war, um sein Glück zu suchen, sehr verschiedene Person zurück. Er war erst 27, aber bereits achtete ihn sein Vaterland als einen seiner ersten Soldaten. In Europa war damals allgemeiner Friede. Karnatik war der einzige Punkt in der Welt, wo die Engländer und Franzosen in Waffen gegen einander standen. Die weiten Pläne des Dupleix hatten in der City von London keine geringe Besorgniß erregt, und der plötzliche Glückswechsel, welcher hauptsächlich Clive's Muth und

Talenten verdankt wurde, war mit großer Freude begrüßt worden. Der junge Capitain war im Indiahause unter dem ehrenvollen Scherznamen General Clive bekannt, und wurde bei den Festen der Directoren unter dieser Benennung betoastet. Bei seiner Ankunft in England fand er sich als einen Gegenstand allgemeiner Theilnahme und Bewunderung. Die ostindische Compagnie dankte ihm für seine Leistungen in den wärmsten Ausdrücken, und verlieh ihm ein mit Diamanten besetztes Schwert. Mit seltenem Zartgefühl weigerte er sich, dieses Zeichen der Dankbarkeit anzunehmen, wenn nicht seinem Freunde und Befehlshaber, Lawrence, eine ähnliche Artigkeit erwiesen würde.

Man kann sich leicht denken, daß Clive zu Hause bei seiner Familie herzlich bewillkommnet wurde. Sie war über sein Glück entzückt, scheint aber kaum haben begreifen zu können, wie ihr nichtsnutziger, müssiger Bobby ein so großer Mann geworden sei. Besonders schwer scheint der Glaube seinem Vater angekommen zu sein. Erst als die Nachricht von der Vertheidigung von Arcot in England ankam, hörte man den alten Herrn brummen, daß bei alle dem doch etwas in dem Dummkopf stecke. Seine Ausdrücke der Billigung wurden stärker und stärker, wie die Nachrichten von einer glänzenden That nach der anderen eintrafen, und zuletzt war er unmäßig zärtlich und stolz auf seinen Sohn.

Clive's Verwandten hatten sehr reelle Gründe, sich über seine Rückkehr zu freuen. Beträchtliche Summen von Beutegeld waren auf seinen Antheil gefallen, und er hatte ein mäßiges Vermögen mit heimgebracht, wovon er einen Theil verwendete, seinen Vater aus Geldverlegenheiten herauszuziehen und das Familiengut freizumachen. Den Rest scheint er im Laufe von etwa zwei Jahren verthan zu haben. Er lebte glänzend,

kleidete sich selbst für jene Zeiten prächtig, hielt eine Kutsche und Reitpferde, und mit diesen Wegen, sein Geld loszuwerden, noch nicht zufrieden, griff er zu dem schnellsten und wirksamsten von allen Mitteln der Entleerung: eine bestrittene Wahl, der eine Petition folgt.

Zur Zeit der allgemeinen Wahlen von 1754 war die Regierung in einer sehr eigenthümlichen Lage. Es gab kaum irgend eine förmliche Opposition. Die Jakobiten waren durch den Ausgang der letzten Revolution eingeschüchtert worden. Die Torypartei war in gänzliche Verachtung verfallen. Sie war von allen talentvollen Männern, die zu ihr gehört hatten, verlassen worden, und hatte seit einigen Jahren kaum ein Lebenszeichen gegeben. Die kleine Partei, die durch den Einfluß und die Versprechungen des Prinzen Friedrich zusammengehalten worden, war durch seinen Tod zerstreut worden. Fast jeder durch Talente sich auszeichnende Staatsmann im Königreiche, in was für Verbindungen er auch früher gestanden haben möge, war im Amte und nannte sich einen Whig. Aber dieser ungewöhnliche Anschein von Eintracht war völlig trügerisch. Die Verwaltung selbst wurde von bitteren Feindschaften und streitenden Ansprüchen zerrüttet. Der Premierminister Newcastle, schwach, zaghaft, eifersüchtig und treulos, wurde von einigen der wichtigsten Mitglieder seiner Verwaltung zugleich verabscheut und verachtet, und von Niemand mehr, als von Heinrich Fox, dem Kriegssecretair. Dieser begabte, kühne und ehrgeizige Mann ergriff jede Gelegenheit, dem Ersten Lord des Schatzes in den Weg zu treten, wohl wissend, daß er wenig von ihm zu fürchten und wenig zu hoffen hatte; denn Newcastle fürchtete sich sein Leben lang eben so sehr davor, mit talentvollen Männern zu brechen, als sie zu befördern.

Newcastle hatte sich in den Kopf gesetzt, zwei Mitglieder

für St. Michael, einen jener elenden cornischen Burgflecken, welche die Reformacte 1832 wegfegte, ins Parlament zu schikken. Ihm trat Lord Sandwich entgegen, dessen Einfluß daselbst lange allgebietend gewesen war, und Fox bemühte sich eifrig in Sandwich's Interesse. Clive, der bei Fox eingeführt und sehr freundlich von ihm empfangen worden war, wurde auf den Grund des Sandwich'schen Einflusses aufgestellt und wurde gewählt. Allein es wurde eine Petition gegen die Wahl eingebracht, und durch den ganzen Einfluß des Herzogs von Newcastle unterstützt.

Der Fall wurde, nach dem Gebrauche jener Zeit, vor einem Comité des ganzen Hauses verhandelt. Wahlfragen galten damals als reine Parteifragen. Richterliche Unparteilichkeit wurde nicht einmal vorgegeben. Sir Robert Walpole pflegte offen zu sagen, daß in Wahlkämpfen kein Quartier gegeben werden dürfe. Bei dem gegenwärtigen Anlasse war die Aufregung groß. Die Frage, um die es sich eigentlich handelte, war nicht, ob Clive ordnungsmäßig, oder ordnungswidrig gewählt sei, sondern, ob Newcastle oder Fox der Gebieter in dem neuen Hause der Gemeinen und folglich erster Minister sein solle. Der Streit war lang und hartnäckig, und der Erfolg schien sich bald auf die eine und bald auf die andere Seite zu neigen. Fox brachte alle seine seltenen Talente zur Debatte ins Feld, schlug die Hälfte der Juristen im Hause mit ihren eigenen Waffen, und brachte Abstimmung auf Abstimmung gegen den ganzen Einfluß des Schatzamtes durch. Das Comité entschied zu Clive's Gunsten. Als aber der Beschluß an das Haus berichtet wurde, nahmen die Dinge einen anderen Lauf. Der Rest der Toryopposition, wie verächtlich er auch war, hatte doch Gewicht genug, um die Wagschale zwischen den sich fast gleich stehenden Parteien von Newcastle und Fox zu wenden. Newcastle

konnten die Toris nur verachten. Fox haßten sie, als den kühnsten und schlauesten Politiker, und den geschicktesten Parlamentskämpfer unter den Whigs, als den standhaften Freund Walpole's, als den ergebenen Anhänger des Herzogs von Cumberland. Nachdem sie bis zum letzten Augenblicke geschwankt hatten, beschlossen sie, insgesammt mit den Freunden des Premierministers zu stimmen. Die Folge war, daß das Haus mit einer kleinen Mehrheit die Entscheidung des Comité's verwarf und Clive seinen Sitz verlor.

Aus dem Parlamente vertrieben und in seinen Geldmitteln beengt, fing er natürlich an, wieder nach Indien auszusehen. Die Compagnie und die Regierung beeiferten sich, seine Dienste zu nützen. Zwar war ein für England vortheilhafter Vertrag in Karnatik geschlossen worden. Dupleix war beseitigt worden, und mit den Trümmern seines unermeßlichen Vermögens nach Europa zurückgekehrt, wo Verleumdung und Chicane ihn bald in sein Grab hetzten. Aber viele Zeichen deuteten an, daß ein Krieg zwischen Frankreich und Großbritannien bevorstehe, und es wurde daher für wünschenswerth gehalten, einen geschickten Befehlshaber zu den Niederlassungen der Compagnie zu senden. Die Directoren bestellten Clive zum Gouverneur des Forts St. David. Der König gab ihm die Bestallung als Obristlieutenant in der britischen Armee, und 1755 segelte er wieder nach Asien ab.

Der erste Dienst, bei dem er nach seiner Rückkehr in den Osten verwendet wurde, war die Einnahme des festen Platzes von Gheriah. Diese Festung, auf einem felsigen Vorgebirge erbaut und fast ganz vom Ocean umgeben, war die Höhle eines Piraten Namens Angria, dessen Barken lange der Schrecken des arabischen Meerbusens gewesen waren. Admiral Watson, der das englische Geschwader in den östlichen Meeren befehligte,

für St. Michael, einen jener elenden cornischen Burgflecken, welche die Reformacte 1832 wegfegte, ins Parlament zu schikken. Ihm trat Lord Sandwich entgegen, dessen Einfluß daselbst lange allgebietend gewesen war, und Fox bemühte sich eifrig in Sandwich's Interesse. Clive, der bei Fox eingeführt und sehr freundlich von ihm empfangen worden war, wurde auf den Grund des Sandwich'schen Einflusses aufgestellt und wurde gewählt. Allein es wurde eine Petition gegen die Wahl eingebracht, und durch den ganzen Einfluß des Herzogs von Newcastle unterstützt.

Der Fall wurde, nach dem Gebrauche jener Zeit, vor einem Comité des ganzen Hauses verhandelt. Wahlfragen galten damals als reine Parteifragen. Richterliche Unparteilichkeit wurde nicht einmal vorgegeben. Sir Robert Walpole pflegte offen zu sagen, daß in Wahlkämpfen kein Quartier gegeben werden dürfe. Bei dem gegenwärtigen Anlasse war die Aufregung groß. Die Frage, um die es sich eigentlich handelte, war nicht, ob Clive ordnungsmäßig, oder ordnungswidrig gewählt sei, sondern, ob Newcastle oder Fox der Gebieter in dem neuen Hause der Gemeinen und folglich erster Minister sein solle. Der Streit war lang und hartnäckig, und der Erfolg schien sich bald auf die eine und bald auf die andere Seite zu neigen. Fox brachte alle seine seltenen Talente zur Debatte ins Feld, schlug die Hälfte der Juristen im Hause mit ihren eigenen Waffen, und brachte Abstimmung auf Abstimmung gegen den ganzen Einfluß des Schatzamtes durch. Das Comité entschied zu Clive's Gunsten. Als aber der Beschluß an das Haus berichtet wurde, nahmen die Dinge einen anderen Lauf. Der Rest der Toryopposition, wie verächtlich er auch war, hatte doch Gewicht genug, um die Wagschale zwischen den sich fast gleich stehenden Parteien von Newcastle und Fox zu wenden. Newcastle

konnten die Toris nur verachten. Fox haßten sie, als den kühnsten und schlauesten Politiker, und den geschicktesten Parlamentskämpfer unter den Whigs, als den standhaften Freund Walpole's, als den ergebenen Anhänger des Herzogs von Cumberland. Nachdem sie bis zum letzten Augenblicke geschwankt hatten, beschlossen sie, insgesammt mit den Freunden des Premierministers zu stimmen. Die Folge war, daß das Haus mit einer kleinen Mehrheit die Entscheidung des Comité's verwarf und Clive seinen Sitz verlor.

Aus dem Parlamente vertrieben und in seinen Geldmitteln beengt, fing er natürlich an, wieder nach Indien auszusehen. Die Compagnie und die Regierung beeiferten sich, seine Dienste zu nützen. Zwar war ein für England vortheilhafter Vertrag in Karnatik geschlossen worden. Dupleix war beseitigt worden, und mit den Trümmern seines unermeßlichen Vermögens nach Europa zurückgekehrt, wo Verleumdung und Chicane ihn bald in sein Grab hetzten. Aber viele Zeichen deuteten an, daß ein Krieg zwischen Frankreich und Großbritannien bevorstehe, und es wurde daher für wünschenswerth gehalten, einen geschickten Befehlshaber zu den Niederlassungen der Compagnie zu senden. Die Directoren bestellten Clive zum Gouverneur des Forts St. David. Der König gab ihm die Bestallung als Obristlieutenant in der britischen Armee, und 1755 segelte er wieder nach Asien ab.

Der erste Dienst, bei dem er nach seiner Rückkehr in den Osten verwendet wurde, war die Einnahme des festen Platzes von Gheriah. Diese Festung, auf einem felsigen Vorgebirge erbaut und fast ganz vom Ocean umgeben, war die Höhle eines Piraten Namens Angria, dessen Barken lange der Schrecken des arabischen Meerbusens gewesen waren. Admiral Watson, der das englische Geschwader in den östlichen Meeren befehligte,

verbrannte Angria's Flotte, während Clive die Festung zu Lande angriff. Der Platz fiel bald und eine Beute von ein 150,000 Pfd. St. wurde unter die Sieger vertheilt.

Nach dieser Leistung reiste Clive zu seinem Gouvernement des Forts St. David. Bevor er zwei Monate daselbst gewesen war, erhielt er Nachricht, welche die ganze Energie seines kühnen und thätigen Geistes aufrief.

Von den Provinzen, welche dem Hause des Tamerlan unterworfen gewesen waren, war die Reichste Bengalen. Kein Theil von Indien besaß solche natürliche Vortheile, sowohl für Landbau, als für Handel. Der Ganges, in einem Hundert Betten in die See stürzend, hat eine weite Ebene von reicher Dammerde gebildet, welche, selbst unter dem tropischen Himmel, mit dem Grün eines englischen Aprils wetteifert. Die Reisfelder geben eine Ernte, wie sie nirgends sonst vorkommt. Spezereien, Zucker, vegetabilische Oele werden in wunderbarer Fülle erzeugt. Die Flüsse liefern eine unerschöpfliche Menge von Fischen. Die wüsten Inseln längs der Seeküste, von einer schädlichen Vegetation überwachsen und von Rothwild und Tigern wimmelnd, versorgen die angebauten Bezirke mit einem Ueberfluß von Salz. Der große Strom, der den Boden befruchtet, ist zugleich die hauptsächlichste Heerstraße des östlichen Handels. An seinen Ufern und an denen seiner Zweiggewässer befinden sich die reichsten Märkte, die glänzendsten Hauptstädte und die geheiligtsten religiösen Stätten von Indien. Die Tyrannei des Menschen hat Jahrhunderte lang vergeblich gegen die überströmende Freigebigkeit der Natur gekämpft. Trotz des muselmännischen Despoten und trotz des Mahrattenfreibeuters war Bengalen im ganzen Osten als der Garten Edens, als das reichste Königreich bekannt. Seine Bevölkerung vermehrte sich unmäßig. Entfernte Provinzen wurden von dem Ueberflusse

seiner Kornkammern ernährt, und die Edeldamen von London und Paris kleideten sich in das zarte Erzeugniß seiner Webstühle. Der Stamm, von welchem dieses reiche Land bewohnt war, stand, durch ein mildes Klima entnervt und an friedliche Berufszweige gewöhnt, zu anderen Asiaten in demselben Verhältniß, in welchem die Asiaten im Allgemeinen zu den kühnen und energischen Kindern Europas stehen. Die Castilianer haben ein Sprichwort, daß in Valencia die Erde Wasser ist und die Männer Weiber, und diese Schilderung ist auf die weite Ebene des unteren Ganges wenigstens ebenso anwendbar. Der Bengalese thut Alles, was er thut, schlaff. Seine Lieblingsbeschäftigungen sind sitzende. Er scheut vor Körperanstrengung zurück, und wiewohl redefertig im Streit und ungemein hartnäckig im Krieg der Chicane, läßt er sich doch selten in einen persönlichen Kampf ein, und tritt kaum jemals in den Dienst des Soldaten. Wir zweifeln, ob es in der ganzen Armee der ostindischen Compagnie ein Hundert echter Bengalesen giebt. Es hat vielleicht niemals ein Volk gegeben, was von Natur und durch Gewohnheit so ganz und gar für ein auswärtiges Joch gemacht gewesen wäre.

Die großen Handelscompagnieen Europas hatten schon lange Factoreien in Bengalen besessen. Die Franzosen hatten sich, wo sie noch sind, bei Chandernagore am Hugly niedergelassen. Höher den Strom hinauf hatten die Holländer Chinsurah inne. Näher am Meere hatten die Engländer Fort William erbaut. Eine Kirche und weite Speicher erhoben sich in der Nähe. Eine Reihe geräumiger Häuser, welche den obersten Factoren der ostindischen Compagnie gehörten, faßten die Ufer des Flusses ein, und in der Nachbarschaft war eine große und geschäftige Eingeborenenstadt entstanden, in welcher einige sehr eiche Hindukaufleute ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten. Aber

die jetzt von den Palästen von Chowringhi bedeckte Strecke enthielt nur einige wenige elende, mit Stroh gedeckte Hütten. Eine den Wasservögeln und Alligators preisgegebene Dschungel bedeckte den Platz der gegenwärtigen Citadelle und den Corso, auf dem sich jetzt täglich bei Sonnenuntergang die glänzendsten Equipagen Kalkuttas drängen. Für den Grund und Boden, auf dem die Niederlassung stand, zahlten die Engländer, wie andere große Landbesitzer, Zins an die Regierung, und es war ihnen, wie anderen großen Grundbesitzern, verstattet, eine gewisse obrigkeitliche Gewalt innerhalb ihrer Besitzung zu üben.

Die große Provinz Bengalen war, gemeinschaftlich mit Orissa und Bahar, lange von einem Vicekönig regiert worden, den die Engländer Aliverdy Khan nannten, und der, wie die anderen Vicekönige der Moguls, thatsächlich unabhängig geworden war. Er starb 1756 und die Souverainetät kam an seinen Enkel, einen Jüngling, der noch nicht 20 Jahr alt war und den Namen Suradscha Dowla führte. Orientalische Despoten sind vielleicht die schlechteste Classe menschlicher Wesen, und dieser unglückliche Knabe war eines der schlechtesten Exemplare seiner Classe. Sein Verstand war von Natur schwach und sein Wesen von Natur unliebenswürdig. Er hatte eine Erziehung gehabt, wie sie selbst einen kräftigen Verstand entnervt und selbst eine großmüthige Natur verkehrt haben würde. Er war unverständig, weil Niemand sich jemals mit ihm zu verständigen wagte, und selbstsüchtig, weil man ihm niemals seine Abhängigkeit von dem guten Willen Anderer hatte fühlen machen. Frühe Ausschweifung hatte seinen Körper und seinen Geist entnervt. Er gab sich maßlos dem Genusse hitziger Getränke hin, welche sein schwaches Gehirn fast zum Wahnsinn erhitzten. Die Gesellschafter, die er sich wählte, waren aus den Hefen des Volkes entsprungene Schmeichler, die sich durch nichts

als Possenreißerei und Knechtssinn empfahlen. Er soll zu jener letzten Stufe menschlicher Schlechtigkeit gekommen sein, wo Grausamkeit um ihrer selbst willen reizt, wo der Anblick der Qual als Qual, ohne daß ein Vortheil zu erlangen, eine Beleidigung zu strafen, eine Gefahr abzuwenden wäre, eine angenehme Erregung ist. Es war zeitig sein Vergnügen gewesen, Thiere und Vögel zu quälen, und als er aufwuchs, erfreute er sich mit noch schärferer Lust an dem Elend seiner Mitmenschen.

Von Kindheit an hatte Suradscha Dowla die Engländer gehaßt. Es war seine Laune, das zu thun, und seine Launen fanden niemals Widerspruch. Er hatte auch eine sehr übertriebene Vorstellung von dem Reichthum gefaßt, der durch ihre Plünderung zu erlangen wäre, und sein schwacher und ungebildeter Geist war außer Stande, einzusehen, daß die Reichthümer Kalkuttas, wären sie auch selbst größer gewesen, als er sich einbildete, ihn nicht für das entschädigen konnten, was er einbüßen müßte, wenn der europäische Handel, dessen Hauptsitz Bengalen war, durch seine Gewaltthätigkeit in irgend einen anderen Platz getrieben würde. Vorwände zum Streit wurden bald gefunden. Die Engländer hatten, in Erwartung eines Krieges mit Frankreich, angefangen, ihre Niederlassungen ohne specielle Erlaubniß vom Nabob zu befestigen. Ein reicher Eingeborener, den er zu plündern begehrte, hatte seine Zuflucht nach Kalkutta genommen und war nicht ausgeliefert worden. Auf solche Gründe wie diese rückte Suradscha Dowla mit einer großen Armee gegen Fort William.

Die Diener der Compagnie zu Madras waren durch Dupleix genöthigt worden, Staatsmänner und Soldaten zu werden. Die in Bengalen waren noch bloße Handelsleute, und wurden durch die nahende Gefahr in Schrecken und Verwirrung gesetzt. Der Gouverneur, der viel von Suradscha Dowla's

Grausamkeit gehört hatte, verlor vor Furcht die Besinnung, sprang in ein Boot und nahm seine Zuflucht zu dem nächsten Schiffe. Der Militärcommandant dachte, daß er nichts Besseres thun könne, als einem so guten Beispiele zu folgen. Das Fort wurde nach einem schwachen Widerstande genommen und eine große Zahl von Engländern fiel in die Hände der Sieger. Der Nabob ließ sich mit königlichem Pomp in dem Hauptsaale der Factorei nieder und befahl, daß Mr. Holwell, der Erste im Rang unter den Gefangenen, vor ihn gebracht werde. Se. Hoheit schmähte über die Anmaßung der Engländer und murrte über die Geringfügigkeit des Schatzes, den er gefunden hatte, versprach jedoch, ihr Leben zu schonen und begab sich zur Ruhe.

Hierauf wurde jenes große Verbrechen begangen, merkwürdig wegen seiner besonderen Grausamkeit, merkwürdig wegen der furchtbaren Vergeltung, die ihm folgte. Die englischen Gefangenen waren der Gnade der Wachen überlassen und die Wachen beschlossen, sie für die Nacht in dem Gefängniß der Garnison, einem unter dem furchtbaren Namen der schwarzen Höhle bekannten Gemache, in Gewahrsam zu bringen. Selbst für einen einzelnen europäischen Uebelthäter würde dieser Kerker, in einem solchen Klima, zu klein und eng gewesen sein. Der Raum betrug nur 20 Quadratfuß. Die Luftlöcher waren klein und versperrt. Es war die Sommersonnenwende, die Jahreszeit, wo die scharfe Hitze Bengalens den Eingeborenen von England kaum durch hohe Hallen und das beständige Wehen der Fächer erträglich gemacht werden kann. Die Zahl der Gefangenen betrug 146. Als sie Befehl erhielten, in die Zelle zu gehen, bildeten sie sich ein, daß die Soldaten scherzten, und da sie auf Anlaß des Versprechens des Nabobs, ihr Leben zu schonen, guten Muthes waren, so lachten und scherzten sie über die Ungereimtheit des Einfalls. Sie entdeckten bald ihren Irr-

thum. Sie machten Gegenvorstellungen, sie baten, aber umsonst. Die Wachen drohten, Alle niederzuhauen, die da zögerten. Die Gefangenen wurden mit der Spitze des Schwertes in die Zelle getrieben und die Thüre augenblicklich hinter ihnen zugemacht und verschlossen.

Nichts in Geschichte oder Dichtung, selbst nicht die Geschichte, die Ugolino in dem Meere des ewigen Eises erzählte, nachdem er seine blutigen Lippen an der Hirnschale seines Mörders getrocknet, nähert sich den Gräueln, die von den wenigen Ueberlebern dieser Nacht berichtet worden. Sie schrieen um Gnade. Sie suchten die Thüre zu sprengen. Holwell, der selbst in dieser äußersten Noth einige Geistesgegenwart behielt, bot den Kerkermeistern große Bestechungen. Aber die Antwort war: daß nichts ohne die Befehle des Nabob gethan werden könne, daß der Nabob schlafe und daß er zornig werden würde, wenn ihn Jemand weckte. Nun wurden die Gefangenen rasend vor Verzweiflung. Sie traten sich einander nieder, schlugen sich um die Plätze an den Fenstern, schlugen sich um das Bischen Wasser, womit die grausame Gnade der Mörder ihrer Verzweiflungskämpfe spottete, rasten, beteten, lästerten, beschworen die Wachen, unter sie zu feuern. Inzwischen hielten die Kerkermeister Lichter an die Gitter und jauchzten vor Lachen über die wahnsinnigen Kämpfe ihrer Opfer. Endlich erstarb der Lärm in schwachem Keuchen und Stöhnen. Der Tag brach an. Der Nabob hatte seine Schwelgerei ausgeschlafen und erlaubte, die Thür zu öffnen. Aber es dauerte einige Zeit, bevor die Soldaten eine Gasse für die Ueberlebenden machen konnten, indem sie auf jeder Seite die Haufen von Leichnamen aufschichteten, an denen das brennende Klima bereits sein ekelhaftes Werk zu thun begonnen hatte. Als endlich ein Durchgang bereitet war, wankten 23 grauenvolle Gestalten, wie ihre eigenen Mütter sie nicht

wieder erkannt haben würden, eine nach der anderen aus dem Leichenhause heraus. Es ward sogleich eine Grube gegraben. Die todten Körper, 123 an der Zahl, wurden durch einander hineingeworfen und zugeschüttet.

Diese Dinge aber, die nach dem Verlaufe von mehr als 80 Jahren nicht ohne Schaudern erzählt oder gelesen werden können, erweckten weder Reue, noch Mitleid in der Brust des wilden Nabob. Er verhängte keine Strafe gegen die Mörder. Er bewies den Ueberlebenden keine Theilnahme. Zwar ward einigen von ihnen, von denen nichts zu erlangen war, verstattet, sich zu entfernen; diejenigen aber, von denen man glaubte, daß sich ihnen irgend etwas abpressen lasse, wurden mit abscheulicher Grausamkeit behandelt. Holwell, der nicht zu gehen im Stande war, wurde vor den Tyrannen gebracht, der ihm Vorwürfe machte, ihn bedrohte, und ihn in Eisen ins Land hinauf schickte, in Gemeinschaft mit einigen anderen Herren, von denen man argwöhnte, daß sie mehr über die Schätze der Compagnie wüßten, als sie zu sagen für gut fänden. Diese Personen, immer noch durch die Leiden jenes großen Verzweiflungskampfes niedergebeugt, wurden in elenden Schuppen untergebracht und blos mit Korn und Wasser genährt, bis zuletzt die Fürsprache der weiblichen Verwandten des Nabob ihre Loslassung bewirkte. Eine Engländerin hatte jene Nacht überlebt. Sie wurde in den Harem des Fürsten zu Murschedabad gebracht.

Inzwischen sendete Suradscha Dowla an seinen nominellen Souverain zu Delhi Schreiben, welche die letzte Eroberung in der pomphaftesten Sprache schilderten. Er legte eine Garnison in Fort William, verbot allen Engländern in der Nachbarschaft zu wohnen, und bestimmte, daß, zum Gedächtnisse seiner großen Thaten, Kalkutta hinführo Alinagore, d. i. die Pforte Gottes, heißen solle.

Im August kam die Nachricht von dem Falle Kalkuttas nach Madras und erregte die heftigste und bitterste Rachsucht. Die ganze Niederlassung rief nach Rache. Innerhalb 48 Stunden nach der Ankunft der Nachricht wurde beschlossen, daß eine Expedition nach dem Hugly gesendet werden und daß Clive an der Spitze der Landtruppen stehen solle. Die Schiffsmacht stand unter dem Befehl des Admiral Watson. 900 Mann englisches Fußvolk, schöne Truppen und voll von Muth, und 1500 Sepoys bildeten das Heer, welches absegelte, um einen Fürsten zu strafen, der mehr Unterthanen hatte, als Ludwig XV. oder die Kaiserin Maria Theresia. Im October segelte die Expedition ab, aber sie hatte ihren Weg gegen widrige Winde zu machen und erreichte Bengalen nicht vor dem December.

Der Nabob schwelgte in eingebildeter Sicherheit zu Murschedabad. Er war in so tiefer Unwissenheit über den Zustand fremder Länder, daß er oft zu sagen pflegte, es gebe nicht 10,000 Menschen in ganz Europa, und es war ihm niemals als möglich beigekommen, daß die Engländer wagen würden, in seine Besitzungen einzufallen. Aber wenn ihn auch keine Furcht vor ihrer militärischen Macht beunruhigte, so fing er doch an, sie sehr zu vermissen. Seine Einkünfte sanken und es gelang seinen Ministern, ihm begreiflich zu machen, daß ein Regent es zuweilen vortheilhafter finden kann, Handelsleute in dem offenen Genusse ihrer Gewinne zu beschützen, als sie auf die Folter zu legen, um verborgene Kisten mit Gold und Edelsteinen zu entdecken. Er war bereits geneigt, der Compagnie die Wiederaufnahme ihrer mercantilischen Operationen in seinem Lande zu erlauben, als er die Nachricht erhielt, daß eine englische Flotte im Hugly sei. Er befahl sofort seinen sämmtlichen Truppen, sich zu Murschedabad zu sammeln, und rückte auf Kalkutta.

Clive hatte die Operationen mit seiner gewöhnlichen Kraft

wieder erkannt haben würden, eine nach der anderen aus dem Leichenhause heraus. Es ward sogleich eine Grube gegraben. Die todten Körper, 123 an der Zahl, wurden durch einander hineingeworfen und zugeschüttet.

Diese Dinge aber, die nach dem Verlaufe von mehr als 80 Jahren nicht ohne Schaudern erzählt oder gelesen werden können, erweckten weder Reue, noch Mitleid in der Brust des wilden Nabob. Er verhängte keine Strafe gegen die Mörder. Er bewies den Ueberlebenden keine Theilnahme. Zwar ward einigen von ihnen, von denen nichts zu erlangen war, verstattet, sich zu entfernen; diejenigen aber, von denen man glaubte, daß sich ihnen irgend etwas abpressen lasse, wurden mit abscheulicher Grausamkeit behandelt. Holwell, der nicht zu gehen im Stande war, wurde vor den Tyrannen gebracht, der ihm Vorwürfe machte, ihn bedrohte, und ihn in Eisen ins Land hinauf schickte, in Gemeinschaft mit einigen anderen Herren, von denen man argwöhnte, daß sie mehr über die Schätze der Compagnie wüßten, als sie zu sagen für gut fänden. Diese Personen, immer noch durch die Leiden jenes großen Verzweiflungskampfes niedergebeugt, wurden in elenden Schuppen untergebracht und blos mit Korn und Wasser genährt, bis zuletzt die Fürsprache der weiblichen Verwandten des Nabob ihre Loslassung bewirkte. Eine Engländerin hatte jene Nacht überlebt. Sie wurde in den Harem des Fürsten zu Murschedabad gebracht.

Inzwischen sendete Suradscha Dowla an seinen nominellen Souverain zu Delhi Schreiben, welche die letzte Eroberung in der pomphaftesten Sprache schilderten. Er legte eine Garnison in Fort William, verbot allen Engländern in der Nachbarschaft zu wohnen, und bestimmte, daß, zum Gedächtnisse seiner großen Thaten, Kalkutta hinführo Alinagore, d. i. die Pforte Gottes, heißen solle.

Im August kam die Nachricht von dem Falle Kalkuttas nach Madras und erregte die heftigste und bitterste Rachsucht. Die ganze Niederlassung rief nach Rache. Innerhalb 48 Stunden nach der Ankunft der Nachricht wurde beschlossen, daß eine Expedition nach dem Hugly gesendet werden und daß Clive an der Spitze der Landtruppen stehen solle. Die Schiffsmacht stand unter dem Befehl des Admiral Watson. 900 Mann englisches Fußvolk, schöne Truppen und voll von Muth, und 1500 Sepoys bildeten das Heer, welches absegelte, um einen Fürsten zu strafen, der mehr Unterthanen hatte, als Ludwig XV. oder die Kaiserin Maria Theresia. Im October segelte die Expedition ab, aber sie hatte ihren Weg gegen widrige Winde zu machen und erreichte Bengalen nicht vor dem December.

Der Nabob schwelgte in eingebildeter Sicherheit zu Murschedabad. Er war in so tiefer Unwissenheit über den Zustand fremder Länder, daß er oft zu sagen pflegte, es gebe nicht 10,000 Menschen in ganz Europa, und es war ihm niemals als möglich beigekommen, daß die Engländer wagen würden, in seine Besitzungen einzufallen. Aber wenn ihn auch keine Furcht vor ihrer militärischen Macht beunruhigte, so fing er doch an, sie sehr zu vermissen. Seine Einkünfte sanken und es gelang seinen Ministern, ihm begreiflich zu machen, daß ein Regent es zuweilen vortheilhafter finden kann, Handelsleute in dem offenen Genusse ihrer Gewinne zu beschützen, als sie auf die Folter zu legen, um verborgene Kisten mit Gold und Edelsteinen zu entdecken. Er war bereits geneigt, der Compagnie die Wiederaufnahme ihrer mercantilischen Operationen in seinem Lande zu erlauben, als er die Nachricht erhielt, daß eine englische Flotte im Hugly sei. Er befahl sofort seinen sämmtlichen Truppen, sich zu Murschedabad zu sammeln, und rückte auf Kalkutta.

Clive hatte die Operationen mit seiner gewöhnlichen Kraft

wieder erkannt haben würden, eine nach der anderen aus dem Leichenhause heraus. Es ward sogleich eine Grube gegraben. Die todten Körper, 123 an der Zahl, wurden durch einander hineingeworfen und zugeschüttet.

Diese Dinge aber, die nach dem Verlaufe von mehr als 80 Jahren nicht ohne Schaudern erzählt oder gelesen werden können, erweckten weder Reue, noch Mitleid in der Brust des wilden Nabob. Er verhängte keine Strafe gegen die Mörder. Er bewies den Ueberlebenden keine Theilnahme. Zwar ward einigen von ihnen, von denen nichts zu erlangen war, verstattet, sich zu entfernen; diejenigen aber, von denen man glaubte, daß sich ihnen irgend etwas abpressen lasse, wurden mit abscheulicher Grausamkeit behandelt. Holwell, der nicht zu gehen im Stande war, wurde vor den Tyrannen gebracht, der ihm Vorwürfe machte, ihn bedrohte, und ihn in Eisen ins Land hinauf schickte, in Gemeinschaft mit einigen anderen Herren, von denen man argwöhnte, daß sie mehr über die Schätze der Compagnie wüßten, als sie zu sagen für gut fänden. Diese Personen, immer noch durch die Leiden jenes großen Verzweiflungskampfes niedergebeugt, wurden in elenden Schuppen untergebracht und blos mit Korn und Wasser genährt, bis zuletzt die Fürsprache der weiblichen Verwandten des Nabob ihre Loslassung bewirkte. Eine Engländerin hatte jene Nacht überlebt. Sie wurde in den Harem des Fürsten zu Murschedabad gebracht.

Inzwischen sendete Suradscha Dowla an seinen nominellen Souverain zu Delhi Schreiben, welche die letzte Eroberung in der pomphaftesten Sprache schilderten. Er legte eine Garnison in Fort William, verbot allen Engländern in der Nachbarschaft zu wohnen, und bestimmte, daß, zum Gedächtnisse seiner großen Thaten, Kalkutta hinführo Alinagore, d. i. die Pforte Gottes, heißen solle.

Im August kam die Nachricht von dem Falle Kalkuttas nach Madras und erregte die heftigste und bitterste Rachsucht. Die ganze Niederlassung rief nach Rache. Innerhalb 48 Stunden nach der Ankunft der Nachricht wurde beschlossen, daß eine Expedition nach dem Hugly gesendet werden und daß Clive an der Spitze der Landtruppen stehen solle. Die Schiffsmacht stand unter dem Befehl des Admiral Watson. 900 Mann englisches Fußvolk, schöne Truppen und voll von Muth, und 1500 Sepoys bildeten das Heer, welches absegelte, um einen Fürsten zu strafen, der mehr Unterthanen hatte, als Ludwig XV. oder die Kaiserin Maria Theresia. Im October segelte die Expedition ab, aber sie hatte ihren Weg gegen widrige Winde zu machen und erreichte Bengalen nicht vor dem December.

Der Nabob schwelgte in eingebildeter Sicherheit zu Murschedabad. Er war in so tiefer Unwissenheit über den Zustand fremder Länder, daß er oft zu sagen pflegte, es gebe nicht 10,000 Menschen in ganz Europa, und es war ihm niemals als möglich beigekommen, daß die Engländer wagen würden, in seine Besitzungen einzufallen. Aber wenn ihn auch keine Furcht vor ihrer militärischen Macht beunruhigte, so fing er doch an, sie sehr zu vermissen. Seine Einkünfte sanken und es gelang seinen Ministern, ihm begreiflich zu machen, daß ein Regent es zuweilen vortheilhafter finden kann, Handelsleute in dem offenen Genusse ihrer Gewinne zu beschützen, als sie auf die Folter zu legen, um verborgene Kisten mit Gold und Edelsteinen zu entdecken. Er war bereits geneigt, der Compagnie die Wiederaufnahme ihrer mercantilischen Operationen in seinem Lande zu erlauben, als er die Nachricht erhielt, daß eine englische Flotte im Hugly sei. Er befahl sofort seinen sämmtlichen Truppen, sich zu Murschedabad zu sammeln, und rückte auf Kalkutta.

Clive hatte die Operationen mit seiner gewöhnlichen Kraft

wieder erkannt haben würden, eine nach der anderen aus dem Leichenhause heraus. Es ward sogleich eine Grube gegraben. Die todten Körper, 123 an der Zahl, wurden durch einander hineingeworfen und zugeschüttet.

Diese Dinge aber, die nach dem Verlaufe von mehr als 80 Jahren nicht ohne Schaudern erzählt oder gelesen werden können, erweckten weder Reue, noch Mitleid in der Brust des wilden Nabob. Er verhängte keine Strafe gegen die Mörder. Er bewies den Ueberlebenden keine Theilnahme. Zwar ward einigen von ihnen, von denen nichts zu erlangen war, verstattet, sich zu entfernen; diejenigen aber, von denen man glaubte, daß sich ihnen irgend etwas abpressen lasse, wurden mit abscheulicher Grausamkeit behandelt. Holwell, der nicht zu gehen im Stande war, wurde vor den Tyrannen gebracht, der ihm Vorwürfe machte, ihn bedrohte, und ihn in Eisen ins Land hinauf schickte, in Gemeinschaft mit einigen anderen Herren, von denen man argwöhnte, daß sie mehr über die Schätze der Compagnie wüßten, als sie zu sagen für gut fänden. Diese Personen, immer noch durch die Leiden jenes großen Verzweiflungskampfes niedergebeugt, wurden in elenden Schuppen untergebracht und blos mit Korn und Wasser genährt, bis zuletzt die Fürsprache der weiblichen Verwandten des Nabob ihre Loslassung bewirkte. Eine Engländerin hatte jene Nacht überlebt. Sie wurde in den Harem des Fürsten zu Murschedabad gebracht.

Inzwischen sendete Suradscha Dowla an seinen nominellen Souverain zu Delhi Schreiben, welche die letzte Eroberung in der pomphaftesten Sprache schilderten. Er legte eine Garnison in Fort William, verbot allen Engländern in der Nachbarschaft zu wohnen, und bestimmte, daß, zum Gedächtnisse seiner großen Thaten, Kalkutta hinführo Alinagore, d. i. die Pforte Gottes, heißen solle.

Im August kam die Nachricht von dem Falle Kalkuttas nach Madras und erregte die heftigste und bitterste Rachsucht. Die ganze Niederlassung rief nach Rache. Innerhalb 48 Stunden nach der Ankunft der Nachricht wurde beschlossen, daß eine Expedition nach dem Hugly gesendet werden und daß Clive an der Spitze der Landtruppen stehen solle. Die Schiffsmacht stand unter dem Befehl des Admiral Watson. 900 Mann englisches Fußvolk, schöne Truppen und voll von Muth, und 1500 Sepoys bildeten das Heer, welches absegelte, um einen Fürsten zu strafen, der mehr Unterthanen hatte, als Ludwig XV. oder die Kaiserin Maria Theresia. Im October segelte die Expedition ab, aber sie hatte ihren Weg gegen widrige Winde zu machen und erreichte Bengalen nicht vor dem December.

Der Nabob schwelgte in eingebildeter Sicherheit zu Murschedabad. Er war in so tiefer Unwissenheit über den Zustand fremder Länder, daß er oft zu sagen pflegte, es gebe nicht 10,000 Menschen in ganz Europa, und es war ihm niemals als möglich beigekommen, daß die Engländer wagen würden, in seine Besitzungen einzufallen. Aber wenn ihn auch keine Furcht vor ihrer militärischen Macht beunruhigte, so fing er doch an, sie sehr zu vermissen. Seine Einkünfte sanken und es gelang seinen Ministern, ihm begreiflich zu machen, daß ein Regent es zuweilen vortheilhafter finden kann, Handelsleute in dem offenen Genusse ihrer Gewinne zu beschützen, als sie auf die Folter zu legen, um verborgene Kisten mit Gold und Edelsteinen zu entdecken. Er war bereits geneigt, der Compagnie die Wiederaufnahme ihrer mercantilischen Operationen in seinem Lande zu erlauben, als er die Nachricht erhielt, daß eine englische Flotte im Hugly sei. Er befahl sofort seinen sämmtlichen Truppen, sich zu Murschedabad zu sammeln, und rückte auf Kalkutta.

Clive hatte die Operationen mit seiner gewöhnlichen Kraft

die jetzt von den Palästen von Chowringhi bedeckte Strecke enthielt nur einige wenige elende, mit Stroh gedeckte Hütten. Eine den Wasservögeln und Alligators preisgegebene Dschungel bedeckte den Platz der gegenwärtigen Citadelle und den Corso, auf dem sich jetzt täglich bei Sonnenuntergang die glänzendsten Equipagen Kalkuttas drängen. Für den Grund und Boden, auf dem die Niederlassung stand, zahlten die Engländer, wie andere große Landbesitzer, Zins an die Regierung, und es war ihnen, wie anderen großen Grundbesitzern, verstattet, eine gewisse obrigkeitliche Gewalt innerhalb ihrer Besitzung zu üben.

Die große Provinz Bengalen war, gemeinschaftlich mit Orissa und Bahar, lange von einem Vicekönig regiert worden, den die Engländer Aliverdy Khan nannten, und der, wie die anderen Vicekönige der Moguls, thatsächlich unabhängig geworden war. Er starb 1756 und die Souverainetät kam an seinen Enkel, einen Jüngling, der noch nicht 20 Jahr alt war und den Namen Suradscha Dowla führte. Orientalische Despoten sind vielleicht die schlechteste Classe menschlicher Wesen, und dieser unglückliche Knabe war eines der schlechtesten Exemplare seiner Classe. Sein Verstand war von Natur schwach und sein Wesen von Natur unliebenswürdig. Er hatte eine Erziehung gehabt, wie sie selbst einen kräftigen Verstand entnervt und selbst eine großmüthige Natur verkehrt haben würde. Er war unverständig, weil Niemand sich jemals mit ihm zu verständigen wagte, und selbstsüchtig, weil man ihm niemals seine Abhängigkeit von dem guten Willen Anderer hatte fühlen machen. Frühe Ausschweifung hatte seinen Körper und seinen Geist entnervt. Er gab sich maßlos dem Genusse hitziger Getränke hin, welche sein schwaches Gehirn fast zum Wahnsinn erhitzten. Die Gesellschafter, die er sich wählte, waren aus den Hefen des Volkes entsprungene Schmeichler, die sich durch nichts

als Possenreißerei und Knechtssinn empfahlen. Er soll zu jener letzten Stufe menschlicher Schlechtigkeit gekommen sein, wo Grausamkeit um ihrer selbst willen reizt, wo der Anblick der Qual als Qual, ohne daß ein Vortheil zu erlangen, eine Beleidigung zu strafen, eine Gefahr abzuwenden wäre, eine angenehme Erregung ist. Es war zeitig sein Vergnügen gewesen, Thiere und Vögel zu quälen, und als er aufwuchs, erfreute er sich mit noch schärferer Lust an dem Elend seiner Mitmenschen.

Von Kindheit an hatte Suradscha Dowla die Engländer gehaßt. Es war seine Laune, das zu thun, und seine Launen fanden niemals Widerspruch. Er hatte auch eine sehr übertriebene Vorstellung von dem Reichthum gefaßt, der durch ihre Plünderung zu erlangen wäre, und sein schwacher und ungebildeter Geist war außer Stande, einzusehen, daß die Reichthümer Kalkuttas, wären sie auch selbst größer gewesen, als er sich einbildete, ihn nicht für das entschädigen konnten, was er einbüßen müßte, wenn der europäische Handel, dessen Hauptsitz Bengalen war, durch seine Gewaltthätigkeit in irgend einen anderen Platz getrieben würde. Vorwände zum Streit wurden bald gefunden. Die Engländer hatten, in Erwartung eines Krieges mit Frankreich, angefangen, ihre Niederlassungen ohne specielle Erlaubniß vom Nabob zu befestigen. Ein reicher Eingeborener, den er zu plündern begehrte, hatte seine Zuflucht nach Kalkutta genommen und war nicht ausgeliefert worden. Auf solche Gründe wie diese rückte Suradscha Dowla mit einer großen Armee gegen Fort William.

Die Diener der Compagnie zu Madras waren durch Dupleix genöthigt worden, Staatsmänner und Soldaten zu werden. Die in Bengalen waren noch bloße Handelsleute, und wurden durch die nahende Gefahr in Schrecken und Verwirrung gesetzt. Der Gouverneur, der viel von Suradscha Dowla's

Grausamkeit gehört hatte, verlor vor Furcht die Besinnung, sprang in ein Boot und nahm seine Zuflucht zu dem nächsten Schiffe. Der Militärcommandant dachte, daß er nichts Besseres thun könne, als einem so guten Beispiele zu folgen. Das Fort wurde nach einem schwachen Widerstande genommen und eine große Zahl von Engländern fiel in die Hände der Sieger. Der Nabob ließ sich mit königlichem Pomp in dem Hauptsaale der Factorei nieder und befahl, daß Mr. Holwell, der Erste im Rang unter den Gefangenen, vor ihn gebracht werde. Se. Hoheit schmähte über die Anmaßung der Engländer und murrte über die Geringfügigkeit des Schatzes, den er gefunden hatte, versprach jedoch, ihr Leben zu schonen und begab sich zur Ruhe.

Hierauf wurde jenes große Verbrechen begangen, merkwürdig wegen seiner besonderen Grausamkeit, merkwürdig wegen der furchtbaren Vergeltung, die ihm folgte. Die englischen Gefangenen waren der Gnade der Wachen überlassen und die Wachen beschlossen, sie für die Nacht in dem Gefängniß der Garnison, einem unter dem furchtbaren Namen der schwarzen Höhle bekannten Gemache, in Gewahrsam zu bringen. Selbst für einen einzelnen europäischen Uebelthäter würde dieser Kerker, in einem solchen Klima, zu klein und eng gewesen sein. Der Raum betrug nur 20 Quadratfuß. Die Luftlöcher waren klein und versperrt. Es war die Sommersonnenwende, die Jahreszeit, wo die scharfe Hitze Bengalens den Eingeborenen von England kaum durch hohe Hallen und das beständige Wehen der Fächer erträglich gemacht werden kann. Die Zahl der Gefangenen betrug 146. Als sie Befehl erhielten, in die Zelle zu gehen, bildeten sie sich ein, daß die Soldaten scherzten, und da sie auf Anlaß des Versprechens des Nabobs, ihr Leben zu schonen, guten Muthes waren, so lachten und scherzten sie über die Ungereimtheit des Einfalls. Sie entdeckten bald ihren Irr-

thum. Sie machten Gegenvorstellungen, sie baten, aber umsonst. Die Wachen drohten, Alle niederzuhauen, die da zögerten. Die Gefangenen wurden mit der Spitze des Schwertes in die Zelle getrieben und die Thüre augenblicklich hinter ihnen zugemacht und verschlossen.

Nichts in Geschichte oder Dichtung, selbst nicht die Geschichte, die Ugolino in dem Meere des ewigen Eises erzählte, nachdem er seine blutigen Lippen an der Hirnschale seines Mörders getrocknet, nähert sich den Gräueln, die von den wenigen Ueberlebern dieser Nacht berichtet worden. Sie schrieen um Gnade. Sie suchten die Thüre zu sprengen. Holwell, der selbst in dieser äußersten Noth einige Geistesgegenwart behielt, bot den Kerkermeistern große Bestechungen. Aber die Antwort war: daß nichts ohne die Befehle des Nabob gethan werden könne, daß der Nabob schlafe und daß er zornig werden würde, wenn ihn Jemand weckte. Nun wurden die Gefangenen rasend vor Verzweiflung. Sie traten sich einander nieder, schlugen sich um die Plätze an den Fenstern, schlugen sich um das Bischen Wasser, womit die grausame Gnade der Mörder ihrer Verzweiflungskämpfe spottete, rasten, beteten, lästerten, beschworen die Wachen, unter sie zu feuern. Inzwischen hielten die Kerkermeister Lichter an die Gitter und jauchzten vor Lachen über die wahnsinnigen Kämpfe ihrer Opfer. Endlich erstarb der Lärm in schwachem Keuchen und Stöhnen. Der Tag brach an. Der Nabob hatte seine Schwelgerei ausgeschlafen und erlaubte, die Thür zu öffnen. Aber es dauerte einige Zeit, bevor die Soldaten eine Gasse für die Ueberlebenden machen konnten, indem sie auf jeder Seite die Haufen von Leichnamen aufschichteten, an denen das brennende Klima bereits sein ekelhaftes Werk zu thun begonnen hatte. Als endlich ein Durchgang bereitet war, wankten 23 grauenvolle Gestalten, wie ihre eigenen Mütter sie nicht

wieder erkannt haben würden, eine nach der anderen aus dem Leichenhause heraus. Es ward sogleich eine Grube gegraben. Die todten Körper, 123 an der Zahl, wurden durch einander hineingeworfen und zugeschüttet.

Diese Dinge aber, die nach dem Verlaufe von mehr als 80 Jahren nicht ohne Schaudern erzählt oder gelesen werden können, erweckten weder Reue, noch Mitleid in der Brust des wilden Nabob. Er verhängte keine Strafe gegen die Mörder. Er bewies den Ueberlebenden keine Theilnahme. Zwar ward einigen von ihnen, von denen nichts zu erlangen war, verstattet, sich zu entfernen; diejenigen aber, von denen man glaubte, daß sich ihnen irgend etwas abpressen lasse, wurden mit abscheulicher Grausamkeit behandelt. Holwell, der nicht zu gehen im Stande war, wurde vor den Tyrannen gebracht, der ihm Vorwürfe machte, ihn bedrohte, und ihn in Eisen ins Land hinauf schickte, in Gemeinschaft mit einigen anderen Herren, von denen man argwöhnte, daß sie mehr über die Schätze der Compagnie wüßten, als sie zu sagen für gut fänden. Diese Personen, immer noch durch die Leiden jenes großen Verzweiflungskampfes niedergebeugt, wurden in elenden Schuppen untergebracht und blos mit Korn und Wasser genährt, bis zuletzt die Fürsprache der weiblichen Verwandten des Nabob ihre Loslassung bewirkte. Eine Engländerin hatte jene Nacht überlebt. Sie wurde in den Harem des Fürsten zu Murschedabad gebracht.

Inzwischen sendete Suradscha Dowla an seinen nominellen Souverain zu Delhi Schreiben, welche die letzte Eroberung in der pomphaftesten Sprache schilderten. Er legte eine Garnison in Fort William, verbot allen Engländern in der Nachbarschaft zu wohnen, und bestimmte, daß, zum Gedächtnisse seiner großen Thaten, Kalkutta hinführo Alinagore, d. i. die Pforte Gottes, heißen solle.

Im August kam die Nachricht von dem Falle Kalkuttas nach Madras und erregte die heftigste und bitterste Rachsucht. Die ganze Niederlassung rief nach Rache. Innerhalb 48 Stunden nach der Ankunft der Nachricht wurde beschlossen, daß eine Expedition nach dem Hugly gesendet werden und daß Clive an der Spitze der Landtruppen stehen solle. Die Schiffsmacht stand unter dem Befehl des Admiral Watson. 900 Mann englisches Fußvolk, schöne Truppen und voll von Muth, und 1500 Sepoys bildeten das Heer, welches absegelte, um einen Fürsten zu strafen, der mehr Unterthanen hatte, als Ludwig XV. oder die Kaiserin Maria Theresia. Im October segelte die Expedition ab, aber sie hatte ihren Weg gegen widrige Winde zu machen und erreichte Bengalen nicht vor dem December.

Der Nabob schwelgte in eingebildeter Sicherheit zu Murschedabad. Er war in so tiefer Unwissenheit über den Zustand fremder Länder, daß er oft zu sagen pflegte, es gebe nicht 10,000 Menschen in ganz Europa, und es war ihm niemals als möglich beigekommen, daß die Engländer wagen würden, in seine Besitzungen einzufallen. Aber wenn ihn auch keine Furcht vor ihrer militärischen Macht beunruhigte, so fing er doch an, sie sehr zu vermissen. Seine Einkünfte sanken und es gelang seinen Ministern, ihm begreiflich zu machen, daß ein Regent es zuweilen vortheilhafter finden kann, Handelsleute in dem offenen Genusse ihrer Gewinne zu beschützen, als sie auf die Folter zu legen, um verborgene Kisten mit Gold und Edelsteinen zu entdecken. Er war bereits geneigt, der Compagnie die Wiederaufnahme ihrer mercantilischen Operationen in seinem Lande zu erlauben, als er die Nachricht erhielt, daß eine englische Flotte im Hugly sei. Er befahl sofort seinen sämmtlichen Truppen, sich zu Murschedabad zu sammeln, und rückte auf Kalkutta.

Clive hatte die Operationen mit seiner gewöhnlichen Kraft

begonnen. Er nahm Budschebudsch, zerstreute die Garnison von Fort William, erlangte Kalkutta wieder, stürmte und plünderte Hugly. Der Nabob, schon geneigt, den Engländern einige Concessionen zu machen, wurde in seiner friedlichen Stimmung durch diese Beweise ihrer Macht und ihres Muthes bestärkt. Er machte demgemäß den Führern der eindringenden Streitmacht Eröffnungen, und erbot sich, die Factorei wiederherzustellen und den von ihm Beraubten Entschädigung zu geben.

Clive's Beruf war Krieg, und er fühlte, daß in einer Verständigung mit Suradscha Dowla etwas Unehrenhaftes liege. Indeß seine Macht war beschränkt. Ein hauptsächlich aus von Kalkutta entflohenen Beamten der Compagnie bestehendes Comité hatte die Hauptleitung der Angelegenheiten, und diese Personen verlangten danach, in ihre Posten wieder eingesetzt und für ihre Verluste entschädigt zu werden. Das Gouvernement von Madras, benachrichtigt, daß der Krieg in Europa begonnen habe, und einen Angriff von den Franzosen fürchtend, wünschte sehr die Rückkehr der Flotte. Die Versprechungen des Nabobs waren groß, die Chancen eines Kampfes zweifelhaft, und Clive willigte ein, zu unterhandeln, obwohl er sein Bedauern ausdrückte, daß die Sachen nicht in einer so rühmlichen Weise abgemacht werden sollten, als er hätte wünschen mögen.

Mit dieser Unterhandlung beginnt ein neuer Abschnitt in dem Leben Clive's. Bis dahin war er lediglich ein Soldat gewesen, der mit ausgezeichnetem Geschick und Muth die Pläne Anderer in Vollzug setzte. Von nun an erscheint er hauptsächlich als Staatsmann, und seine militärischen Bewegungen sind als seinen politischen Plänen untergeordnet zu betrachten. Daß er in seiner neuen Eigenschaft große Talente entwickelte und großen Erfolg erlangte, ist unbestreitbar. Aber es ist gleichfalls unbestritten, daß die Verhandlungen, in denen er jetzt eine

Rolle zu übernehmen begann, einen Flecken auf seinem sittlichen Ruf hinterlassen haben.

Wir können keineswegs mit Sir Johann Malcolm übereinstimmen, welcher beharrlich entschlossen ist, nichts als Ehre und Redlichkeit in dem Verfahren seines Helden zu sehen. Aber wir können eben so wenig mit Mr. Mill übereinstimmen, der so weit gegangen ist, zu sagen, daß Clive ein Mann gewesen, „welchem Betrug, wo er seiner Absicht entsprach, niemals einen Kummer gemacht hat.“ Clive scheint uns seiner Natur nach der gerade Gegensatz eines Schurken gewesen zu sein: kühn selbst bis zur Unbesonnenheit, aufrichtig selbst bis zur Unvorsichtigkeit, herzlich in Freundschaft, offen in Feindschaft. Weder in seinem Privatleben, noch in denjenigen Theilen seines öffentlichen Lebens, in denen er mit seinen Landsleuten zu thun hatte, finden wir irgend welche Zeichen einer Geneigtheit zur Arglist. Im Gegentheil, in allen Streitigkeiten, in die er als Engländer gegen Engländer verwickelt war, von seinen Boxerkämpfen in der Schule an bis zu jenen stürmischen Streitigkeiten im Indiahause und im Parlament, unter denen seine späteren Jahre verflossen, sind auch seine Fehler die eines hohen und großmüthigen Sinnes. Die Wahrheit scheint gewesen zu sein, daß er orientalische Staatshändel als ein Spiel betrachtete, in welchem nichts unredlich sei. Er wußte, daß der Maßstab der Sittlichkeit bei den Eingeborenen von Indien sich weit von dem in England begründeten unterschied. Er wußte, daß er mit Leuten zu thun hatte, denen das gebrach, was man in Europa Ehre nennt, mit Leuten, die, ohne zu zögern, jedes Versprechen geben und jedes Versprechen ohne Schaam brechen, mit Leuten, die, um ihre Absichten durchzusetzen, unbedenklich Bestechung, Meineid, Fälschung anwenden würden. Seine Briefe zeigen, daß ihm der große Unterschied zwischen asiatischer und europäischer Sitt=

lichkeit beständig im Sinne lag. Er scheint, nach unserer Ansicht höchst irrig, gewähnt zu haben, daß er gegen solche Gegner nichts ausrichten könne, wenn er sich gefallen lasse, durch Bande gefesselt zu sein, von denen sie frei waren, wenn er fortfuhr, die Wahrheit zu sagen und keine zu hören, wenn er, zum eigenen Nachtheil, alle seine Verbindlichkeiten gegen Verbündete erfüllte, welche niemals eine Verbindlichkeit einhielten, die nicht zu ihrem Vortheil gereichte. In Folge davon wurde dieser Mann, der in den übrigen Theilen seines Lebens ein ehrenhafter englischer Gentleman und Soldat war, sobald er es mit einem indischen Intriguant zu thun hatte, selbst ein Intriguant, und ließ sich, ohne Bedenken, zu Falschheit, zu heuchlerischen Liebkosungen, zum Unterschieben von Urkunden und zum Nachahmen von Handschriften herab.

Die Unterhandlungen zwischen den Engländern und dem Nabob wurden hauptsächlich durch zwei Agenten geführt, Mr. Watts, einen Beamten der Compagnie, und einen Bengalesen, Namens Omichund. Dieser Omichund war einer der reichsten eingeborenen Kaufleute gewesen, die zu Kalkutta wohnten, und hatte in Folge der Expedition des Nabob gegen diesen Platz große Verluste erlitten. Im Verfolge seines Handelsverkehrs hatte er viel von den Engländern gesehen und war besonders geeignet, als Verbindungsmittel zwischen ihnen und einem eingeborenen Hofe zu dienen. Er besaß großen Einfluß auf seinen eigenen Stamm und hatte in reichem Maße die Hindutalente: schnelle Beobachtung, Takt, Gewandtheit, Ausdauer, und die Hindulaster: Knechtsinn, Habgier und Verrätherei.

Der Nabob benahm sich mit aller Treulosigkeit eines indischen Staatsmannes, und mit allem Leichtsinn eines Knaben, dessen Geist durch Macht und Eigenwillen geschwächt worden ist. Er versprach, zog zurück, zögerte, wich aus. Einmal

rückte er mit seinem Heere in drohender Weise auf Kalkutta zu; als er aber die entschlossene Stirn sah, die ihm die Engländer boten, wich er erschreckt zurück und verstand sich dazu, mit ihnen auf ihre eigenen Bedingungen Frieden zu schließen. Kaum war der Vertrag abgeschlossen, als er neue Anschläge gegen sie faßte. Er intriguirte mit den französischen Autoritäten zu Chandernagore. Er lud Bussy ein, aus dem Dekan nach dem Hugly zu rücken und die Engländer aus Bengalen zu vertreiben. Das Alles war Clive und Watson wohl bekannt. Sie beschlossen demgemäß, einen entscheidenden Schlag zu thun und Chandernagore anzugreifen, bevor die dortige Macht durch neue Zuzüge, sei es aus dem südlichen Indien oder aus Europa, verstärkt sein könne. Watson leitete die Expedition zu Wasser, Clive zu Lande. Der Erfolg der combinirten Bewegungen war rasch und vollständig. Das Fort, die Garnison, die Artillerie, die Militärvorräthe, Alles fiel in die Hände der Engländer. Fast 500 Mann europäischer Truppen waren unter den Gefangenen.

Der Nabob hatte die Engländer gefürchtet und gehaßt, selbst wie er noch im Stande war, ihnen ihre französischen Nebenbuhler entgegenzustellen. Die Franzosen waren jetzt besiegt, und er begann, die Engländer mit noch größerer Furcht und noch größerem Hasse zu betrachten. Sein schwacher und grundsatzloser Geist schwankte zwischen Servilität und Anmaßung. Den einen Tag schickte er eine große Summe nach Kalkutta, als einen Theil der für das von ihm begangene Unrecht schuldigen Entschädigung. Den nächsten Tag schickte er ein Geschenk von Juwelen an Bussy, indem er diesen ausgezeichneten Offizier ermahnte, zum Schutze Bengalens „gegen Clive, den Kühnen im Krieg, auf welchen," sagte Se. Hoheit, „alles böse Schicksal warten möge," zu eilen. Er befahl seiner Armee,

gegen die Engländer zu marschiren. Er widerrief seine Befehle. Er zerriß Clive's Briefe. Dann schickte er Antworten in der blumenreichsten Sprache der Höflichkeit. Er hieß Watts ihm aus den Augen gehen, und drohte, ihn zu pfählen. Er ließ Watts wieder holen und bat um Verzeihung für die Beleidigung. Mittlerweile hatten seine elende schlechte Regierung, seine Thorheit, seine ausschweifenden Sitten und sein Gefallen an der niedrigsten Gesellschaft alle Classen seiner Unterthanen verletzt, Soldaten, Handelsleute, Civilbeamte, die stolzen und prunksüchtigen Mahomedaner und die zaghaften, geschmeidigen und sparsamen Hindus. Es bildete sich eine furchtbare Verbindung gegen ihn, zu welcher Roydullub, der Finanzminister, Mir Dschaffier, der erste Befehlshaber der Truppen, und Dschugget Seit, der reichste Bankier in Indien, gehörten. Der Anschlag wurde den englischen Agenten vertraut und zwischen den Unzufriedenen zu Murschedabad und dem Comité zu Kalkutta eine Communication eröffnet.

In dem Comité war man sehr unschlüssig, aber Clive's Stimme fiel zu Gunsten der Verschwörer, und seine Kraft und Festigkeit überwanden allen Widerstand. Es ward beschlossen, daß die Engländer ihren mächtigen Beistand leihen sollten, um Suradscha Dowla abzusetzen und Mir Dschaffier auf den Thron von Bengalen zu heben. Zur Vergeltung versprach Mir Dschaffier der Compagnie und ihren Dienern reiche Entschädigung und ein freigebiges Donativ für das Heer, die Flotte und den Ausschuß. Die gehässigen Laster Suradscha Dowla's, das Unrecht, was die Engländer von ihm erlitten hatten, die Gefahren, denen unser Handel ausgesetzt sein mußte, wenn er zu regieren fortfuhr, scheinen uns den Entschluß seiner Absetzung vollkommen zu rechtfertigen. Aber nichts kann die Verstellung rechtfertigen, zu deren Anwendung Clive sich herabließ.

Er schrieb an Suradscha Dowla in so geneigten Ausdrücken, daß sie diesen schwachen Fürsten eine Zeit lang in vollkommene Sicherheit wiegten. Derselbe Courier, der dieses „Beruhigungsschreiben", wie es Clive nannte, an den Nabob brachte, brachte an Mr. Watts einen Brief, worin Folgendes stand: „Sagen Sie Mir Dschaffier, er solle nichts fürchten. Ich will mit 5000 Mann, welche niemals den Rücken gewendet, zu ihm stoßen. Versichern Sie ihm, daß ich Tag und Nacht zu seinem Beistand marschiren, und zu ihm halten will, so lange ich noch einen Mann übrig habe."

Es war unmöglich, daß ein Complot, was so viele Verzweigungen hatte, lange gänzlich verborgen bleiben sollte. Genug davon kam zu den Ohren des Nabobs, um seinen Verdacht zu erwecken. Aber er wurde bald durch die Erdichtungen und Kunstgriffe beruhigt, welche das erfinderische Genie des Omichund mit bewundernswürdiger Fertigkeit hervorbrachte. Alles war in bestem Gange, der Anschlag war beinahe reif, als Clive erfuhr, daß Omichund falsches Spiel zu spielen drohe. Dem listigen Bengalesen war eine reiche Entschädigung für Alles, was er zu Kalkutta verloren hatte, versprochen worden. Aber das wollte ihm nicht genügen. Er hatte große Dienste geleistet. Er hielt den Faden der ganzen Intrigue. Mit einem Worte, was er in das Ohr Suradscha Dowla's flüsterte, konnte er Alles zu nichte machen, was er gethan hatte. Das Leben Watt's, Mir Dschaffier's, aller Verschworenen lag in seinen Händen, und er beschloß, seine Stellung zu nützen und seine eigenen Bedingungen zu machen. Er verlangte 300,000 Pf. St. als Preis seiner Verschwiegenheit und seines Beistandes. Das Comité, entrüstet über die Verrätherei und erschrocken über die Gefahr, wußte nicht, welchen Weg es einschlagen solle. Doch Clive war dem Omichund in Omichund's eigenen Künsten

mehr als gewachsen. Er sagte, dieser Mann sei ein Schurke. Jeder Kunstgriff, der solche Schurkerei vereiteln würde, sei zu rechtfertigen. Der beste Weg werde sein, zu versprechen, was verlangt worden. Omichund würde bald von ihrer Gnade abhängen und dann könnten sie ihn strafen, indem sie ihm nicht blos die jetzt verlangte Bestechung, sondern auch die Entschädigung vorenthielten, welche alle die Anderen, die in Kalkutta gelitten, zu empfangen hätten.

Sein Rath ward angenommen. Aber wie war der vorsichtige und scharfblickende Hindu zu täuschen? Er hatte verlangt, daß ein seine Ansprüche betreffender Artikel in den Vertrag zwischen Mir Dschaffier und den Engländern eingefügt werde, und er wollte sich nicht zufrieden geben, bis er ihn mit seinen eigenen Augen gesehen. Clive hatte ein Auskunftsmittel bereit. Es wurden zwei Verträge entworfen, Einer auf weißem Papiere, der Andere auf Rothem, der Erstere echt, der Letztere simulirt. In dem Ersten wurde Omichund's Name nicht erwähnt; der Zweite, der ihm zu zeigen war, enthielt eine Bestimmung zu seinen Gunsten.

Aber eine andere Schwierigkeit entstand. Admiral Watson hatte Scrupel, den rothen Vertrag zu unterzeichnen. Omichund war so aufmerksam und scharfblickend, daß das Wegbleiben eines so wichtigen Namens wahrscheinlich seinen Verdacht erweckt hätte. Aber Clive war nicht der Mann, der eine Sache halb that. Wir erröthen fast, es niederzuschreiben. Er fälschte Admiral Watson's Namen.

Alles war nun bereit zum Handeln. Mr. Watts floh im Geheimen aus Murschedabad. Clive setzte seine Truppen in Bewegung und schrieb an den Nabob in einem ganz anderen Tone, als der seiner früheren Briefe. Er zählte alle das Unrecht auf, was die Briten erlitten hatten, erbot sich, die streitigen

Punkte dem Schiedsrichterspruche Mir Dschaffier's zu unterwerfen, und schloß mit der Ankündigung: daß, da die Regenzeit eintreten wolle, er und seine Leute sich die Ehre erzeigen würden, Sr. Hoheit wegen der Antwort aufzuwarten.

Suradscha Dowla versammelte sogleich seine ganze Macht und rückte zum Angriff auf die Engländer. Es war ausgemacht worden, daß Mir Dschaffier sich von dem Nabob trennen und seinen Heerestheil zu Clive überführen solle. Aber wie der entscheidende Augenblick herankam, übermeisterte die Furcht des Verschwörers seinen Ehrgeiz. Clive war auf Kossimbuzar vorgerückt; der Nabob lag mit einer starken Macht wenige Meilen davon zu Plassy, und immer noch verschob es Mir Dschaffier, seine Verpflichtungen zu erfüllen, und gab auf die ernsten Vorstellungen des englischen Generals ausweichende Antworten.

Clive war in einer peinlich ängstlichen Lage. Er konnte auf die Aufrichtigkeit oder den Muth seiner Verbündeten kein Vertrauen setzen, und welches Vertrauen er auch in seine eigenen militärischen Talente und in den Muth und die Disciplin seiner Truppen setzen mochte, so war es doch keine leichte Sache, sich mit einer Armee einzulassen, welche die Seine an Zahl zwanzigfach übertraf. Vor ihm lag ein Fluß, über welchen es leicht war vorzurücken, aber über welchen, wenn die Sachen übel abliefen, nicht Einer von seiner kleinen Schaar jemals wieder zurückgekehrt wäre. Bei dieser Gelegenheit, zum ersten und zum letzten Mal, scheute sein furchtloser Geist, wenige Stunden lang, vor der furchtbaren Verantwortlichkeit, die Entscheidung zu fassen, zurück. Er berief einen Kriegsrath. Die Mehrheit erklärte sich gegen das Gefecht, und Clive sprach seine Uebereinstimmung mit der Mehrheit aus. Lange nachher sagte er, er habe nur ein einziges Mal einen Kriegsrath berufen, und wenn er den Rath dieser Versammlung befolgt hätte, so würden die Briten nie-

mals Herren von Bengalen geworden sein. Aber kaum war die Versammlung aufgebrochen, als er wieder er selbst war. Er zog sich allein unter den Schatten einiger Bäume zurück und brachte da fast eine Stunde im Nachdenken zu. Er kam mit dem Entschlusse zurück, Alles auf's Spiel zu setzen, und gab Befehl, daß Alles bereit sein solle, am Morgen den Fluß zu überschreiten.

Der Fluß ward überschritten, und am Schlusse eines beschwerlichen Tagesmarsches schlug die Armee, lange nach Sonnenuntergang, ihre Quartiere in einem Wäldchen von Mangobäumen, in der Nähe von Plassy, eine Meile vom Feinde, auf. Clive war außer Stande, zu schlafen; er hörte die ganze Nacht hindurch den Klang der Trommeln und Cymbeln aus dem weiten Lager des Nabob. Es ist nicht befremdend, daß selbst sein festes Herz dann und wann sinken wollte, wenn er bedachte, gegen welche Uebermacht und um welchen Preiß er in wenigen Stunden kämpfen sollte.

Aber auch Suradscha Dowla's Ruhe war nicht ungestörter. Sein zugleich schwaches und stürmisches Gemüth wurde von wilden und schrecklichen Befürchtungen zerrissen. Geängstet durch die Größe und Nähe der Entscheidungsstunde, seinen Hauptleuten mistrauend, einen Jeden, der sich ihm nahte, fürchtend und ebenso fürchtend, allein zu bleiben, saß er düster in seinem Zelte, verfolgt, wie ein griechischer Dichter gesagt haben würde, von den Furien Derer, die ihn mit ihrem letzten Athemzuge in der schwarzen Höhle verflucht hatten.

Der Tag brach an, der Tag, der das Schicksal Indiens entscheiden sollte. Bei Sonnenaufgang begann die Armee des Nabob, durch viele Oeffnungen aus dem Lager strömend, sich auf das Wäldchen zuzubewegen, wo die Engländer lagen. 40,000 Mann Fußvolk, mit Feuergewehren, Piken, Schwertern, Bogen und Pfeilen bewaffnet, bedeckten die Ebene. Sie

waren von 50 Stück Geschütz von der ersten Größe begleitet, von denen jedes von einem langen Gespann weißer Ochsen gezogen und von hinten durch einen Elephanten geschoben war. Einige kleinere Geschütze, unter der Führung weniger französischer Hilfstruppen, waren vielleicht furchtbarer. Die Reiterei war 15,000 stark, nicht aus der verweichlichten Bevölkerung von Bengalen, sondern von dem kühnen Stamme genommen, der die nördlichen Provinzen bewohnt, und das geübte Auge Clive's konnte erkennen, daß sowohl die Mannschaften, als die Pferde kräftiger waren, als die von Karnatik. Die Macht, die er dieser großen Menge entgegenzusetzen hatte, bestand aus nur 3000 Mann. Aber unter diesen waren fast 1000 Engländer, und Alle wurden von englischen Offizieren geführt und waren in englischer Kriegszucht geschult. Vorragend in den Reihen des kleinen Heeres waren die Männer des 39. Regiments, was noch auf seinen Fahnen, neben manchen ehrenvollen Zugaben, die unter Wellington in Spanien und der Gascogne gewonnen wurden, den Namen Plassy trägt und den stolzen Wahlspruch: Primus in Indis.

Die Schlacht begann mit einer Kanonade, in welcher die Artillerie des Nabob kaum irgend eine Wirkung hatte, während die kleinen Feldstücke der Engländer von großem Effect waren. Mehrere der ausgezeichnetsten Offiziere in Suradscha Dowla's Dienste fielen. Unordnung begann sich durch seine Reihen zu verbreiten. Seine eigne Furcht wuchs jeden Augenblick. Einer der Verschworenen stellte ihm die Angemessenheit des Rückzugs vor. Der hinterlistige Rath, übereinstimmend, wie er mit dem war, was seine eigenen Befürchtungen ihm eingaben, wurde bereitwillig angenommen. Er befahl seiner Armee, zurückzuweichen, und dieser Befehl entschied sein Schicksal. Clive erfaßte den Moment und befahl seinen Truppen, vorzugehen. Die ver-

gegen die Engländer zu marschiren. Er widerrief seine Befehle. Er zerriß Clive's Briefe. Dann schickte er Antworten in der blumenreichsten Sprache der Höflichkeit. Er hieß Watts ihm aus den Augen gehen, und drohte, ihn zu pfählen. Er ließ Watts wieder holen und bat um Verzeihung für die Beleidigung. Mittlerweile hatten seine elende schlechte Regierung, seine Thorheit, seine ausschweifenden Sitten und sein Gefallen an der niedrigsten Gesellschaft alle Classen seiner Unterthanen verletzt, Soldaten, Handelsleute, Civilbeamte, die stolzen und prunksüchtigen Mahomedaner und die zaghaften, geschmeidigen und sparsamen Hindus. Es bildete sich eine furchtbare Verbindung gegen ihn, zu welcher Roydullub, der Finanzminister, Mir Dschaffier, der erste Befehlshaber der Truppen, und Dschugget Seit, der reichste Bankier in Indien, gehörten. Der Anschlag wurde den englischen Agenten vertraut und zwischen den Unzufriedenen zu Murschedabad und dem Comité zu Kalkutta eine Communication eröffnet.

In dem Comité war man sehr unschlüssig, aber Clive's Stimme fiel zu Gunsten der Verschwörer, und seine Kraft und Festigkeit überwanden allen Widerstand. Es ward beschlossen, daß die Engländer ihren mächtigen Beistand leihen sollten, um Suradscha Dowla abzusetzen und Mir Dschaffier auf den Thron von Bengalen zu heben. Zur Vergeltung versprach Mir Dschaffier der Compagnie und ihren Dienern reiche Entschädigung und ein freigebiges Donativ für das Heer, die Flotte und den Ausschuß. Die gehässigen Laster Suradscha Dowla's, das Unrecht, was die Engländer von ihm erlitten hatten, die Gefahren, denen unser Handel ausgesetzt sein mußte, wenn er zu regieren fortfuhr, scheinen uns den Entschluß seiner Absetzung vollkommen zu rechtfertigen. Aber nichts kann die Verstellung rechtfertigen, zu deren Anwendung Clive sich herabließ.

Er schrieb an Suradscha Dowla in so geneigten Ausdrücken, daß sie diesen schwachen Fürsten eine Zeit lang in vollkommene Sicherheit wiegten. Derselbe Courier, der dieses „Beruhigungsschreiben“, wie es Clive nannte, an den Nabob brachte, brachte an Mr. Watts einen Brief, worin Folgendes stand: „Sagen Sie Mir Dschaffier, er solle nichts fürchten. Ich will mit 5000 Mann, welche niemals den Rücken gewendet, zu ihm stoßen. Versichern Sie ihm, daß ich Tag und Nacht zu seinem Beistand marschiren, und zu ihm halten will, so lange ich noch einen Mann übrig habe.“

Es war unmöglich, daß ein Complot, was so viele Verzweigungen hatte, lange gänzlich verborgen bleiben sollte. Genug davon kam zu den Ohren des Nabobs, um seinen Verdacht zu erwecken. Aber er wurde bald durch die Erdichtungen und Kunstgriffe beruhigt, welche das erfinderische Genie des Omichund mit bewundernswürdiger Fertigkeit hervorbrachte. Alles war in bestem Gange, der Anschlag war beinahe reif, als Clive erfuhr, daß Omichund falsches Spiel zu spielen drohe. Dem listigen Bengalesen war eine reiche Entschädigung für Alles, was er zu Kalkutta verloren hatte, versprochen worden. Aber das wollte ihm nicht genügen. Er hatte große Dienste geleistet. Er hielt den Faden der ganzen Intrigue. Mit einem Worte, was er in das Ohr Suradscha Dowla's flüsterte, konnte er Alles zu nichte machen, was er gethan hatte. Das Leben Watt's, Mir Dschaffier's, aller Verschworenen lag in seinen Händen, und er beschloß, seine Stellung zu nützen und seine eigenen Bedingungen zu machen. Er verlangte 300,000 Pf. St. als Preis seiner Verschwiegenheit und seines Beistandes. Das Comité, entrüstet über die Verrätherei und erschrocken über die Gefahr, wußte nicht, welchen Weg es einschlagen solle. Doch Clive war dem Omichund in Omichund's eigenen Künsten

mehr als gewachsen. Er sagte, dieser Mann sei ein Schurke. Jeder Kunstgriff, der solche Schurkerei vereiteln würde, sei zu rechtfertigen. Der beste Weg werde sein, zu versprechen, was verlangt worden. Omichund würde bald von ihrer Gnade abhängen und dann könnten sie ihn strafen, indem sie ihm nicht blos die jetzt verlangte Bestechung, sondern auch die Entschädigung vorenthielten, welche alle die Anderen, die in Kalkutta gelitten, zu empfangen hätten.

Sein Rath ward angenommen. Aber wie war der vorsichtige und scharfblickende Hindu zu täuschen? Er hatte verlangt, daß ein seine Ansprüche betreffender Artikel in den Vertrag zwischen Mir Dschaffier und den Engländern eingefügt werde, und er wollte sich nicht zufrieden geben, bis er ihn mit seinen eigenen Augen gesehen. Clive hatte ein Auskunftsmittel bereit. Es wurden zwei Verträge entworfen, Einer auf weißem Papiere, der Andere auf Rothem, der Erstere echt, der Letztere simulirt. In dem Ersten wurde Omichund's Name nicht erwähnt; der Zweite, der ihm zu zeigen war, enthielt eine Bestimmung zu seinen Gunsten.

Aber eine andere Schwierigkeit entstand. Admiral Watson hatte Scrupel, den rothen Vertrag zu unterzeichnen. Omichund war so aufmerksam und scharfblickend, daß das Wegbleiben eines so wichtigen Namens wahrscheinlich seinen Verdacht erweckt hätte. Aber Clive war nicht der Mann, der eine Sache halb that. Wir erröthen fast, es niederzuschreiben. Er fälschte Admiral Watson's Namen.

Alles war nun bereit zum Handeln. Mr. Watts floh im Geheimen aus Murschedabad. Clive setzte seine Truppen in Bewegung und schrieb an den Nabob in einem ganz anderen Tone, als der seiner früheren Briefe. Er zählte alle das Unrecht auf, was die Briten erlitten hatten, erbot sich, die streitigen

Punkte dem Schiedsrichterspruche Mir Dschaffier's zu unterwerfen, und schloß mit der Ankündigung: daß, da die Regenzeit eintreten wolle, er und seine Leute sich die Ehre erzeigen würden, Sr. Hoheit wegen der Antwort aufzuwarten.

Suradscha Dowla versammelte sogleich seine ganze Macht und rückte zum Angriff auf die Engländer. Es war ausgemacht worden, daß Mir Dschaffier sich von dem Nabob trennen und seinen Heerestheil zu Clive überführen solle. Aber wie der entscheidende Augenblick herankam, übermeisterte die Furcht des Verschwörers seinen Ehrgeiz. Clive war auf Kossimbuzar vorgerückt; der Nabob lag mit einer starken Macht wenige Meilen davon zu Plassy, und immer noch verschob es Mir Dschaffier, seine Verpflichtungen zu erfüllen, und gab auf die ernsten Vorstellungen des englischen Generals ausweichende Antworten.

Clive war in einer peinlich ängstlichen Lage. Er konnte auf die Aufrichtigkeit oder den Muth seiner Verbündeten kein Vertrauen setzen, und welches Vertrauen er auch in seine eigenen militärischen Talente und in den Muth und die Disciplin seiner Truppen setzen mochte, so war es doch keine leichte Sache, sich mit einer Armee einzulassen, welche die Seine an Zahl zwanzigfach übertraf. Vor ihm lag ein Fluß, über welchen es leicht war vorzurücken, aber über welchen, wenn die Sachen übel abliefen, nicht Einer von seiner kleinen Schaar jemals wieder zurückgekehrt wäre. Bei dieser Gelegenheit, zum ersten und zum letzten Mal, scheute sein furchtloser Geist, wenige Stunden lang, vor der furchtbaren Verantwortlichkeit, die Entscheidung zu fassen, zurück. Er berief einen Kriegsrath. Die Mehrheit erklärte sich gegen das Gefecht, und Clive sprach seine Uebereinstimmung mit der Mehrheit aus. Lange nachher sagte er, er habe nur ein einziges Mal einen Kriegsrath berufen, und wenn er den Rath dieser Versammlung befolgt hätte, so würden die Briten nie-

mals Herren von Bengalen geworden sein. Aber kaum war die Versammlung aufgebrochen, als er wieder er selbst war. Er zog sich allein unter den Schatten einiger Bäume zurück und brachte da fast eine Stunde im Nachdenken zu. Er kam mit dem Entschlusse zurück, Alles auf's Spiel zu setzen, und gab Befehl, daß Alles bereit sein solle, am Morgen den Fluß zu überschreiten.

Der Fluß ward überschritten, und am Schlusse eines beschwerlichen Tagesmarsches schlug die Armee, lange nach Sonnenuntergang, ihre Quartiere in einem Wäldchen von Mangobäumen, in der Nähe von Plassy, eine Meile vom Feinde, auf. Clive war außer Stande, zu schlafen; er hörte die ganze Nacht hindurch den Klang der Trommeln und Cymbeln aus dem weiten Lager des Nabob. Es ist nicht befremdend, daß selbst sein festes Herz dann und wann sinken wollte, wenn er bedachte, gegen welche Uebermacht und um welchen Preiß er in wenigen Stunden kämpfen sollte.

Aber auch Suradscha Dowla's Ruhe war nicht ungestörter. Sein zugleich schwaches und stürmisches Gemüth wurde von wilden und schrecklichen Befürchtungen zerrissen. Geängstet durch die Größe und Nähe der Entscheidungsstunde, seinen Hauptleuten mistrauend, einen Jeden, der sich ihm nahte, fürchtend und ebenso fürchtend, allein zu bleiben, saß er düster in seinem Zelte, verfolgt, wie ein griechischer Dichter gesagt haben würde, von den Furien Derer, die ihn mit ihrem letzten Athemzuge in der schwarzen Höhle verflucht hatten.

Der Tag brach an, der Tag, der das Schicksal Indiens entscheiden sollte. Bei Sonnenaufgang begann die Armee des Nabob, durch viele Oeffnungen aus dem Lager strömend, sich auf das Wäldchen zuzubewegen, wo die Engländer lagen. 40,000 Mann Fußvolk, mit Feuergewehren, Piken, Schwertern, Bogen und Pfeilen bewaffnet, bedeckten die Ebene. Sie

waren von 50 Stück Geschütz von der ersten Größe begleitet, von denen jedes von einem langen Gespann weißer Ochsen gezogen und von hinten durch einen Elephanten geschoben war. Einige kleinere Geschütze, unter der Führung weniger französischer Hilfstruppen, waren vielleicht furchtbarer. Die Reiterei war 15,000 stark, nicht aus der verweichlichten Bevölkerung von Bengalen, sondern von dem kühnen Stamme genommen, der die nördlichen Provinzen bewohnt, und das geübte Auge Clive's konnte erkennen, daß sowohl die Mannschaften, als die Pferde kräftiger waren, als die von Karnatik. Die Macht, die er dieser großen Menge entgegenzusetzen hatte, bestand aus nur 3000 Mann. Aber unter diesen waren fast 1000 Engländer, und Alle wurden von englischen Offizieren geführt und waren in englischer Kriegszucht geschult. Vorragend in den Reihen des kleinen Heeres waren die Männer des 39. Regiments, was noch auf seinen Fahnen, neben manchen ehrenvollen Zugaben, die unter Wellington in Spanien und der Gascogne gewonnen wurden, den Namen Plassy trägt und den stolzen Wahlspruch: Primus in Indis.

Die Schlacht begann mit einer Kanonade, in welcher die Artillerie des Nabob kaum irgend eine Wirkung hatte, während die kleinen Feldstücke der Engländer von großem Effect waren. Mehrere der ausgezeichnetsten Offiziere in Suradscha Dowla's Dienste fielen. Unordnung begann sich durch seine Reihen zu verbreiten. Seine eigne Furcht wuchs jeden Augenblick. Einer der Verschworenen stellte ihm die Angemessenheit des Rückzugs vor. Der hinterlistige Rath, übereinstimmend, wie er mit dem war, was seine eigenen Befürchtungen ihm eingaben, wurde bereitwillig angenommen. Er befahl seiner Armee, zurückzuweichen, und dieser Befehl entschied sein Schicksal. Clive erfaßte den Moment und befahl seinen Truppen, vorzugehen. Die ver-

wirrte und entmuthigte Menge wich dem Angriff geordneten Muthes. Kein von regulären Soldaten angegriffener Pöbelhaufe war jemals vollständiger geworfen worden. Die kleine Schaar von Franzosen, die allein den Engländern die Stirn zu bieten wagte, wurde in den Strom der Flüchtlinge mit hinabgerissen. In einer Stunde waren die Truppen Suradscha Dowla's zerstreut, um sich nie wieder zu sammeln. Nur 500 der Besiegten wurden getödtet. Aber ihr Lager, ihre Geschütze, ihre Bagage, unzählige Wagen, unzähliges Vieh blieb in der Gewalt der Sieger. Mit dem Verlust von 22 getödteten und 50 verwundeten Soldaten hatte Clive eine Armee von fast 60,000 Mann zerstreut und ein größeres und bevölkerteres Reich unterworfen, als Großbritannien.

Mir Dschaffier hatte den Engländern während des Gefechts keinen Beistand geleistet. Aber sobald er sah, daß das Schicksal des Tages entschieden sei, zog er seine Abtheilung von der Armee ab, und als die Schlacht vorüber war, schickte er seinem Bundesgenossen seine Glückwünsche. Am nächsten Morgen begab er sich zu den englischen Quartieren, nicht wenig besorgt über den Empfang, der ihn da erwartete. Er gab sichtbare Zeichen von Unruhe, als eine Wache heraustrat, ihn mit den seinem Range gebührenden Ehren zu empfangen. Aber seine Befürchtungen wurden rasch beseitigt. Clive kam heraus, ihn zu treffen, umarmte ihn, begrüßte ihn als Nabob der drei großen Provinzen Bengalen, Bahar und Orissa, hörte gefällig auf seine Entschuldigungen und rieth ihm, ohne Verzug auf Murschedabad zu marschiren.

Suradscha Dowla war von dem Schlachtfelde mit all der Eile geflohen, mit welcher ein schnelles Kameel ihn tragen konnte, und traf in wenig über 24 Stunden in Murschedabad ein. Hier berief er seine Räthe um sich. Die Weisesten riethen

ihm, sich in die Hände der Engländer zu geben, von denen er nichts Schlimmeres zu erwarten hätte, als Absetzung und Haft. Aber er schrieb diesen Rath der Verrätherei zu. Andre drängten ihn, das Glück des Krieges nochmals zu versuchen. Er billigte den Rath und erließ demgemäße Befehle. Aber es fehlte ihm an Muth, auch nur einen Tag lang an einem männlichen Entschlusse festzuhalten. Er erfuhr, daß Mir Dschaffier angelangt sei, und seine Befürchtungen wurden unerträglich. In einen geringen Anzug verkleidet, mit einem Juwelenkästchen in der Hand, ließ er sich bei Nacht aus einem Fenster seines Palastes herab und schiffte sich, nur von zwei Begleitern gefolgt, auf dem Flusse nach Patna ein.

In wenig Tagen kam Clive in Murschedabad an, von 200 englischen Soldaten und 300 Sepoys geleitet. Zu seiner Wohnung war ihm ein Palast angewiesen worden, der von einem so geräumigen Garten umgeben war, daß alle ihn begleitenden Truppen bequem darin lagern konnten. Die Ceremonie der Einsetzung Mir Dschaffier's wurde sofort vollzogen. Clive führte den neuen Nabob an den Ehrensitz, setzte ihn darauf, überreichte ihm, nach dem unvordenklichen Gebrauche des Osten, ein Weihgeschenk von Gold, und dann, sich zu den Eingeborenen wendend, die die Halle füllten, wünschte er ihnen Glück zu dem guten Geschick, das sie von einem Tyrannen befreit habe. Er war genöthigt, bei dieser Gelegenheit die Dienste eines Dolmetschers anzuwenden; denn es ist bemerkenswerth, daß er, wie lange er sich auch in Indien aufhielt, wie genau er auch mit den indischen Staatshändeln und mit dem indischen Charakter bekannt war, und wie sehr er von der indischen Soldateska angebetet wurde, doch niemals sich mit Leichtigkeit in irgend einer indischen Sprache auszudrücken gelernt hat. Er soll in der That zuweilen genöthigt gewesen sein, bei seinem Verkehre mit Ein-

geborenen Indiens, das Bischen Portugiesisch anzuwenden, das er gelernt hatte, wie er als junger Bursche in Brasilien war.

Der neue Souverain wurde nun aufgefordert, die Verpflichtungen zu erfüllen, die er gegen seine Bundesgenossen eingegangen. Es ward eine Conferenz in dem Hause Dschugget Seit's, des großen Banquiers, gehalten, um die nöthigen Arrangements zu treffen. Omichund kam dahin, im vollen Glauben, hoch in Clive's Gunst zu stehen, der ihn, mit einer selbst die bengalesische Verstellung übertreffenden Verstellung, bis zu diesem Tage mit unverringerter Freundlichkeit behandelt hatte. Der weiße Vertrag wurde hervorgebracht und verlesen. Clive wendete sich nun zu Mr. Scrafton, einem der Beamten der Compagnie, und sagte englisch: „Es ist jetzt Zeit, Omichund zu enttäuschen.“ „Omichund,“ sagte Mr. Scrafton hindostanisch, „der rothe Vertrag ist ein Betrug. Sie sollen nichts bekommen.“ Omichund fiel besinnungslos in die Arme seiner Begleiter zurück. Er kam wieder zum Leben, aber sein Geist war unwiederbringlich zerstört. Clive, der, wenn er sich auch in seinem Verkehr mit indischen Politikern wenig durch Scrupel stören ließ, doch nicht inhuman war, scheint gerührt gewesen zu sein. Er sah Omichund wenige Tage später, sprach freundlich mit ihm, rieth ihm, eine Wallfahrt zu einem der großen indischen Tempel zu machen, in der Hoffnung, daß Wechsel der Scene seine Gesundheit herstellen möge, und war selbst geneigt, ungeachtet alles Vorgegangenen, seine Talente wieder in dem öffentlichen Dienste anzuwenden. Aber von dem Augenblicke dieser plötzlichen Erschütterung an versank der unglückliche Mann allmälig in Blödsinn. Er, der sich früher durch die Stärke seines Verstandes und die Einfachheit seiner Gewohnheiten ausgezeichnet hatte, verschleuderte jetzt die Reste seines Vermögens an kindische Spielereien und liebte es, sich in reiche Gewänder

gekleidet und mit kostbaren Steinen behangen zu zeigen. In diesem elenden Zustande siechte er wenige Monate und starb dann.

Wir würden es nicht für nöthig halten, einige Bemerkungen zur Leitung des Urtheils unsrer Leser in Betreff dieser Verhandlung zu bringen, hätte nicht Sir Johann Malcolm unternommen, sie in allen ihren Theilen zu vertheidigen. Er bedauert zwar, daß es nöthig gewesen, dem Misbrauch so ausgesetzte Mittel anzuwenden, wie Fälschung; aber er will nicht zugeben, daß Diejenigen irgend ein Tadel treffe, die den Betrüger betrogen. Er meint, die Engländer seien nicht verbunden gewesen, Einem Treue zu halten, der ihnen keine Treue hielt, und wenn sie ihre Verpflichtungen gegen den eigenwilligen Bengalesen erfüllt hätten, so würde ein so vorstechendes Beispiel glücklichen Verraths einen Haufen von Nachahmern hervorgebracht haben. Nun wir wollen diesen Punkt nicht nach irgendwelchen strengen Grundsätzen der Sittlichkeit erörtern. In der That, es ist ganz unnöthig, das zu thun, denn wenn wir die Frage auch nur als eine Frage des Nutzens im niedrigsten Sinne des Wortes betrachten und keine Gründe gebrauchen, wie sie nicht auch Machiavelli in seinen Conferenzen mit Borgia hätte anwenden mögen, sind wir überzeugt, daß Clive gänzlich im Unrecht war, und daß er nicht blos ein Verbrechen, sondern einen Fehler beging. Daß Ehrlichkeit die beste Politik ist, das ist ein Grundsatz, den wir selbst mit Bezug auf die zeitlichen Interessen der Individuen fest für im Allgemeinen richtig halten; in Bezug auf Gesellschaften aber ist diese Regel noch weniger Ausnahmen unterworfen, und das zwar aus dem Grunde, weil das Leben der Gesellschaften länger währt, als das Leben der Individuen. Es ist möglich, Menschen aufzuführen, welche den Verletzungen der Privattreue großes weltliches Glück verdankt haben. Aber wir zweifeln, daß es möglich ist, einen

Staat aufzuführen, der durch einen Bruch der öffentlichen Treue, das Ganze in's Auge gefaßt, gewonnen hat. Die ganze Geschichte des britischen Indiens ist eine sichtliche Erläuterung der großen Wahrheit, daß es nicht klug ist, der Treulosigkeit Treulosigkeit entgegenzusetzen, und daß die wirksamste Waffe, womit Menschen die Falschheit bekämpfen können, die Wahrheit ist. Durch eine lange Reihe von Jahren haben die englischen Beherrscher Indiens, umgeben von Bundesgenossen und Feinden, welche keine Uebereinkunft zu binden vermocht, im Allgemeinen mit Aufrichtigkeit und Redlichkeit gehandelt, und der Ausgang hat bewiesen, daß Aufrichtigkeit und Redlichkeit Weisheit sind. Englischer Muth und englische Intelligenz haben weniger gethan, unser orientalisches Reich zu erweitern und zu erhalten, als englische Wahrhaftigkeit. Alles, was wir hätten gewinnen können, wenn wir die Doppelzüngigkeiten, die Ausweichungen, die Erdichtungen, die Meineide hätten nachahmen wollen, welche gegen uns angewendet worden sind, ist nichts im Vergleich mit dem, was wir dadurch gewonnen haben, daß wir die einzige Macht in Indien sind, auf deren Wort Verlaß gesetzt werden kann. Kein Eid, welchen Aberglaube erfinden kann, kein wenn auch noch so werthvoller Geisel flößt den hundertsten Theil des Vertrauens ein, das durch das „Ja, Ja" und „Nein, Nein" eines englischen Gesandten hervorgebracht wird. Keine Festung, wie stark auch durch Kunst oder Natur, giebt ihren Insassen eine solche Sicherheit, wie der Häuptling genießt, der auf der Reise durch die Gebiete mächtiger und tödtlicher Feinde mit der britischen Bürgschaft gerüstet ist. Die mächtigsten Fürsten des Osten können kaum gegen das Erbieten enormer Verzinsung irgend einen Theil des Reichthums hervorlocken, der unter dem Heerde ihrer Unterthanen verborgen ist. Die britische Regierung bietet wenig über 4 p. C., und der Geiz beeilt sich, Rupien

zu zehn Millionen aus seinen geheimsten Behältnissen hervorzubringen. Ein feindlicher Monarch mag unseren Sepoys Berge von Gold versprechen, wenn sie die Fahne der Compagnie verlassen wollten. Die Compagnie verspricht nur eine mäßige Pension nach langem Dienste. Aber jeder Sepoy weiß, daß das Versprechen der Compagnie gehalten werden wird; er weiß, daß ihm, wenn er hundert Jahre lebt, sein Reis und Salz so sicher sind, wie der Gehalt des Generalgouverneurs, und er weiß, daß es keinen anderen Staat in Indien giebt, der ihn nicht, den feierlichsten Gelübden zum Trotz, in einem Graben Hungers sterben lassen würde, sobald er aufgehört hätte, brauchbar zu sein. Es ist die vortheilhafteste Lage einer Regierung, wenn sie als die einzige Vertrauenswürdige inmitten von Regierungen steht, denen Niemand trauen kann. Diesen Vortheil genießen wir jetzt in Asien. Hätten wir während der zwei letzten Generationen nach den Grundsätzen gehandelt, welche Sir Johann Malcolm als richtig betrachtet zu haben scheint, hätten wir, so oft wir mit Leuten wie Omichund zu verkehren hatten, mit Lügen und Fälschen und Wortbrechen, nach ihrer Weise, Wiedervergeltung geübt, so glauben wir fest, daß kein Muth und kein Talent unser Reich hätte aufrechthalten können.

Sir Johann Malcolm giebt zu, daß Clive's Wortbruch sich nur durch die äußerste Nothwendigkeit habe rechtfertigen lassen. Da wir diesen Wortbruch nicht blos für unnöthig, sondern auch für höchst unzweckmäßig halten, so brauchen wir kaum zu sagen, daß wir ihn ganz und gar verdammen.

Omichund war nicht das einzige Opfer der Revolution. Suradscha Dowla wurde einige Tage nach seiner Flucht gefangen und wurde vor Mir Dschaffier gebracht. Hier warf er sich in Krämpfen der Angst auf den Boden und flehte mit Thränen und lautem Geschrei um die Gnade, die er niemals erwiesen

hatte. Mir Dschaffier schwankte; aber sein Sohn Miran, ein Jüngling von 17 Jahren, der in Schwäche des Gehirns und Wildheit des Naturells dem elenden Gefangenen sehr ähnlich war, war unversöhnlich. Suradscha Dowla wurde in ein geheimes Gemach geführt, in welches bald darauf die Diener des Todes gesendet wurden. An dieser That hatten die Engländer keinen Theil, und Mir Dschaffier verstand genug von ihrer Denkweise, um für nöthig zu halten, sich gegen sie zu entschuldigen, daß er sie an ihrem böswilligsten Feinde gerächt hatte.

Der Erguß des Reichthums fiel nun in Ueberfluß auf die Compagnie und ihre Diener. Eine Summe von 800,000 Pf. St., in gemünztem Silber, wurde den Fluß herab von Murschedabad nach Fort William gesendet. Die Flotte, welche diesen Schatz brachte, bestand aus mehr als 100 Booten und machte ihre triumphirende Fahrt unter wehenden Flaggen und bei dem Spiel der Musik. Kalkutta, das wenige Monate vorher verlassen gewesen, war jetzt blühender als je. Der Handel lebte wieder auf und die Zeichen des Ueberflusses erschienen in jedem englischen Hause. Was Clive betraf, so gab es keine Grenze für seine Erwerbungen, als seine eigene Mäßigung. Die Schatzkammer Bengalens war geöffnet für ihn. Hier waren, nach dem Gebrauche indischer Fürsten, unermeßliche Massen von Münze aufgehäuft, worunter nicht selten die Goldgülden und Byzantiner auszufinden waren, mit denen die Venetianer, bevor irgend ein europäisches Schiff das Cap der Guten Hoffnung umsegelt, die Stoffe und Spezereien des Osten erkauft hatten. Clive ging zwischen Haufen von Gold und Silber, die mit Rubinen und Diamanten gekrönt waren, daher und konnte nach Belieben zulangen. Er nahm zwischen 2 und 300,000 Pfund an.

Die Geldverhandlungen zwischen Mir Dschaffier und Clive

wurden 16 Jahre später von der öffentlichen Stimme verurtheilt und im Parlamente streng getadelt. Sie sind von Sir Johann Malcolm heftig vertheidigt worden. Die Ankläger des siegreichen Generals stellten seinen Gewinn als den Lohn der Bestechung, oder als einen Raub dar, der einem hilflosen Bundesgenossen mit der Spitze des Schwertes abgepreßt worden. Der Biograph, auf der anderen Seite, betrachtet diese großen Erwerbungen als freie Gaben, ebenso ehrenvoll für den Geber, wie für den Empfänger, und vergleicht sie mit den Belohnungen, welche fremde Mächte Marlborough, Nelson und Wellington verliehen. Es sei immer, sagt er, im Osten gebräuchlich gewesen, Geschenke zu machen und zu empfangen, und es habe noch keine Parlamentsacte gegeben, welche englischen Beamten in Indien mit Bestimmtheit verboten hätte, von diesem asiatischen Gebrauche Nutzen zu ziehen. Wir gestehen, daß uns dieses Raisonnement nicht ganz befriedigt. Wir ziehen Clive nicht in Verdacht, die Interessen seiner Ansteller, oder seines Vaterlandes verkauft zu haben; aber wir können ihn nicht davon freisprechen, daß er etwas gethan, was, wenn auch nicht an sich selbst schlecht, doch ein schlechtes Beispiel war. Nichts ist klarer, als daß ein General der Diener seiner eigenen Regierung sein soll und keiner anderen. Es folgt daraus, daß alle Belohnungen, die er für seine Dienste erhält, entweder von seiner eigenen Regierung, oder mit der vollkommenen Wissenschaft und Billigung seiner eigenen Regierung gegeben sein müssen. Diese Regel muß selbst in Betreff eines leeren Tandes, in Betreff eines Kreuzes, einer Medaille, eines Streifens gefärbten Bandes streng beobachtet werden. Aber wie kann eine Regierung gut bedient werden, wenn es den Befehlshabern ihrer Truppen freisteht, ohne ihre Erlaubniß, ohne ihr Vorwissen, fürstliche Schätze von ihren Bundesgenossen anzunehmen? Es

ist vergeblich, zu sagen, es habe damals keine Parlamentsacte gegeben, welche den Gebrauch, von asiatischen Souverainen Geschenke anzunehmen, verboten hätte. Nicht auf den Grund der Acte, welche zu einer späteren Zeit zum Zwecke der Verhinderung jeder solchen Annahme von Geschenken durchgebracht wurde, sondern aus Gründen, welche schon in Kraft waren, bevor diese Acte durchging, aus Gründen des gemeinen Rechts und gemeinen Verstandes greifen wir das Verfahren Clive's an. Wir kennen keine Acte, die dem Staatssecretair der auswärtigen Angelegenheiten verböte, im Solde festländischer Mächte zu stehen. Aber es ist deshalb nicht weniger wahr, daß ein Secretair, der von Frankreich eine geheime Pension empfinge, seine Pflicht gröblich verletzen und strenge Strafe verdienen würde. Sir Johann Malcolm vergleicht das Verfahren Clive's mit dem des Herzogs von Wellington. Angenommen — und wir bitten um Verzeihung, daß wir auch nur für den Zweck der Beweisführung eine solche Annahme aufstellen — der Herzog von Wellington hätte, nach dem Feldzuge von 1815 und während er die Occupationsarmee in Frankreich befehligte, heimlich 200,000 Pfd. von Ludwig XVIII., als ein Zeichen der Dankbarkeit für die großen Dienste, die Se. Gnaden dem Hause Bourbon geleistet, angenommen, was würde man von einer solchen Verhandlung gedacht haben? Und doch enthält die Gesetzsammlung so wenig ein Verbot der Annahme von Geschenken in Europa, als sie damals ein Verbot der Annahme von Geschenken in Asien enthielt.

Auf der anderen Seite muß zugegeben werden, daß sich in Clive's Falle viele mildernde Umstände fanden. Er sah sich als den General, nicht der Krone, sondern der Compagnie an. Die Compagnie hatte ihre Agenten, wenigstens indirect, ermächtigt, sich mittelst der Freigebigkeit der eingeborenen Fürsten und

durch noch größeren Einwänden ausgesetzte Mittel zu bereichern. Es war kaum zu erwarten, daß der Diener strengere Begriffe von seiner Pflicht hegen sollte, als seine Herren. Wenn auch Clive nicht ausdrücklich seine Ansteller von dem Stattgefundenen unterrichtete und ihre Genehmigung nachsuchte, so zeigte er doch auf der anderen Seite nicht durch geflissentliche Verheimlichung, daß er sich bewußt gewesen wäre, Unrecht gethan zu haben. Im Gegentheil, er gestand mit der größten Offenheit, daß die Freigebigkeit des Nabob ihn in Ueberfluß versetzt habe. Endlich müssen wir, obwohl wir meinen, er hätte in diesem Wege gar nichts nehmen sollen, doch zugeben, daß er Lob verdient, so wenig genommen zu haben. Er nahm 20 Laks Rupien an. Es würde ihm nur ein Wort gekostet haben, aus den 20 40 zu machen. Es war eine sehr leichte Tugendprobe, in England gegen Clive's Habgier zu declamiren; aber nicht Einer von Hundert seiner Ankläger würde in der Schatzkammer von Murschedabad so viel Selbstbeherrschung gezeigt haben.

Mir Dschaffier konnte nur durch die Hand auf dem Throne erhalten werden, die ihn darauf gesetzt hatte. Er war zwar nicht ein bloßer Knabe, hatte auch nicht das Unglück gehabt, im Purpur geboren zu sein. Er war daher nicht ganz so schwach, oder ganz so verderbt, wie sein Vorgänger gewesen war. Aber er besaß keine von den Gaben oder Tugenden, die sein Posten erforderte, und sein Sohn und Erbe, Miran, war ein anderer Suradscha Dowla. Die eben stattgefundene Revolution hatte die Gemüther der Menschen aus den Fugen gebracht. Viele Häuptlinge waren in offenem Aufstande gegen den Nabob. Der Vicekönig der reichen und mächtigen Provinz Oude, der, wie die anderen Vicekönige des Moguls, jetzt in der That ein unabhängiger Souverain war, bedrohte Bengalen mit einem Aufstande. Nichts als die Talente und das Ansehen Clive's

konnte die wankende Regierung aufrechthalten. Während die Sachen in dieser Lage waren, kam ein Schiff mit Depeschen an, die im Indiahause geschrieben worden waren, bevor die Nachricht von der Schlacht von Plassy London erreicht hatte. Die Directoren hatten beschlossen, die englischen Niederlassungen in Bengalen unter eine, in der schwerfälligsten und ungereimtesten Weise zusammengesetzte Verwaltung zu stellen, und um die Sache noch schlimmer zu machen, war in der neuen Einrichtung für Clive kein Platz angewiesen. Die Personen, welche bestimmt waren, diese neue Verwaltung zu bilden, nahmen es, was sehr zu ihrer Ehre gereicht, auf ihre Verantwortung, diese verkehrten Befehle unbefolgt zu lassen, und luden Clive ein, die höchste Gewalt zu üben. Er willigte ein, und es zeigte sich bald, daß die Diener der Compagnie nur den Wünschen ihrer Principale zuvorgekommen waren. Als die Directoren Nachricht von Clive's glänzendem Erfolge erhielten, bestellten sie ihn sogleich, mit den höchsten Zeichen von Dankbarkeit und Achtung, zum Gouverneur ihrer Besitzungen in Bengalen. Seine Macht war nun schrankenlos, und überstieg selbst diejenige weit, welche Dupleix im südlichen Indien erlangt hatte. Mir Dschaffier betrachtete ihn mit sclavischer Ehrfurcht. Bei einer Gelegenheit sprach der Nabob mit Strenge zu einem eingeborenen Häuptling von hohem Range, dessen Gefolge mit einigen Sepoys der Compagnie in einen Streit gerathen war. „Müßt ihr erst noch lernen," sagte er, „wer dieser Obrist Clive ist und in welche Stellung ihn Gott versetzt hat?" Der Häuptling, der es, als ein berühmter Spaßmacher und alter Freund Mir Dschaffier's, wagen konnte, sich Freiheiten herauszunehmen, antwortete: „Ich den Obristen beleidigen! Ich, der ich keinen Morgen aufstehe, ohne drei tiefe Bücklinge vor seinem Esel zu machen!" Das war kaum eine Uebertreibung. Europäer und Eingeborene lagen

gleichmäßig zu Clive's Füßen. Die Engländer betrachteten ihn als den einzigen Mann, welcher Mir Dschaffier zwingen könne, seine Verbindlichkeiten gegen sie zu erfüllen. Mir Dschaffier betrachtete ihn als den einzigen Mann, der die neue Dynastie gegen unruhige Unterthanen und übergreifende Nachbarn beschützen könne.

Es ist nur Gerechtigkeit, zu sagen, daß Clive seine Macht geschickt und kräftig zum Vortheil seines Vaterlandes gebrauchte. Er sendete eine Expedition nach dem nördlich von Karnatik liegenden Landstrich aus. In dieser Gegend hatten die Franzosen noch immer das Uebergewicht, und es war nöthig, sie daraus zu vertreiben. Die Leitung der Unternehmung wurde einem Offizier Namens Forde anvertraut, welcher damals wenig bekannt war, in dem aber das scharfe Auge des Gouverneurs militärische Talente von hohem Range entdeckt hatte. Der Erfolg der Expedition war rasch und glänzend.

Während demnach ein beträchtlicher Theil der Armee von Bengalen in der Ferne beschäftigt war, bedrohte eine neue und furchtbarere Gefahr die westliche Grenze. Der Große Mogul war zu Delhi ein Gefangener in den Händen eines Unterthans. Sein ältester Sohn, Namens Schach Alum, bestimmt, viele Jahre hindurch, ein Spiel widrigen Geschickes und ein Werkzeug, erst in den Händen der Mahratten und dann in denen der Engländer zu sein, war aus dem Palaste seines Vaters geflohen. Seine Abkunft wurde in Indien noch immer verehrt. Einige mächtige Fürsten, besonders der Nabob von Oude, waren geneigt, ihn zu unterstützen. Schach Alum fand es leicht, große Massen der militärischen Abenteurer, von denen jeder Theil des Landes wimmelte, an seine Fahne zu ziehen. Eine Armee von 40,000 Mann, von verschiedenen Stämmen und Religionen, Mahratten, Rohillas, Dschauts und Afghanen,

sammelte sich schnell um ihn, und er faßte den Plan, den Emporkömmling, den die Engländer auf einen Thron gehoben hatten, zu stürzen, und seine eigene Autorität über Bengalen, Orissa und Bahar zu begründen.

Mir Dschaffier gerieth in äußersten Schrecken und der einzige Ausweg, der ihm beifiel, bestand darin, durch Zahlung einer großen Geldsumme eine Verständigung mit Schach Alum zu erkaufen. Dieser Ausweg war wiederholt von Denen eingeschlagen worden, die, gleich ihm, die reichen und unkriegerischen Provinzen in der Nähe der Mündung des Ganges beherrscht haben. Clive aber behandelte den Gedanken mit einer seines starken Verstandes und furchtlosen Muthes würdigen Verachtung. „Wenn Sie das thun," schrieb er, „so werden Sie den Nabob von Oude, die Mahratten und noch Viele mehr von allen Theilen der an Ihr Land grenzenden Gegenden herbeikommen sehen, die Ihnen Geld abpressen werden, bis Sie keines mehr in Ihrer Schatzkammer übrig haben. Ich bitte, daß Ew. Excellenz Sich auf die Treue der Engländer und der Truppen, die Ihnen ergeben sind, verlassen mögen." Er schrieb in einem ähnlichen Tone an den Gouverneur von Patna, einen tapferen eingeborenen Soldaten, den er höchlich schätzte: „Gehet keine Bedingungen ein; vertheidigt Eure Stadt bis zum Aeußersten. Seid versichert, daß die Engländer standhafte und feste Freunde sind, und daß sie niemals eine Sache verlassen, bei der sie sich einmal betheiligt haben."

Er hielt sein Wort. Schach Alum hatte Patna angegriffen, und stand auf dem Punkte, zum Sturme zu verschreiten, als er erfuhr, daß der Obrist in Eilmärschen vorrücke. Die ganze heranrückende Armee bestand nur aus 450 Europäern und 2500 Sepoys. Aber Clive und seine Engländer waren jetzt Gegenstände der Furcht in dem ganzen Osten. Sobald seine

Vorhut erschien, flohen die Bengalen vor ihm. Einige wenige französische Abenteurer, die in der Umgebung des Prinzen waren, riethen ihm, das Glück der Schlacht zu versuchen; es war aber fruchtlos. In wenig Tagen schmolz diese große Armee, auf welche der Hof von Murschedabad mit so viel Besorgniß geblickt hatte, vor dem bloßen Schrecken des britischen Namens dahin.

Der Sieger kehrte im Triumph nach Fort William zurück. Die Freude Mir Dschaffier's war so grenzenlos, wie seine Furcht gewesen war und bestimmte ihn, seinem Erretter ein fürstliches Zeichen der Dankbarkeit zu verleihen. Der Erbzins, welchen die Ostindische Compagnie für die ausgedehnten Ländereien, die sie südlich von Kalkutta besaß, an den Nabob zu zahlen verpflichtet war, belief sich auf nahe an 30,000 Pf. St. jährlich. Dieses ganze glänzende Einkommen, hinreichend, den höchsten Rang der britischen Peerschaft mit Würde zu tragen, wurde jetzt Clive auf Lebenszeit übertragen.

Bei diesem Geschenke halten wir Clive's Annahme für gerechtfertigt. Es war ein Geschenk, was seiner ganzen Natur nach kein Geheimniß sein konnte. In der That, die Compagnie selbst war sein Zinspächter und bezeigte, indem sie sich die Sache gefallen ließ, ihre Gutheißung der Verleihung Mir Dschaffier's.

Aber die Dankbarkeit Mir Dschaffier's währte nicht lange. Er hatte seit einiger Zeit bemerkt, daß der mächtige Alliirte, der ihn gehoben, ihn auch wieder stürzen könne, und hatte sich überall nach Unterstützung gegen die furchtbare Macht umgesehen, von der er selbst bis dahin gestützt worden war. Er wußte, daß es unmöglich sein würde, unter den Eingeborenen Indiens irgend eine Truppe zu finden, die dem kleinen Heere des Obristen Trotz bieten würde. Die französische Macht in Bengalen war vernichtet. Aber der Ruf der Holländer war von Alters her

groß gewesen in den östlichen Meeren, und es war in Asien noch nicht genau bekannt, wie sehr die holländische Macht in Europa gesunken war. Geheime Mittheilungen fanden zwischen dem Hofe von Murschedabad und der holländischen Factorei zu Chinsurah statt, und von Chinsurah wurden dringende Schreiben abgeschickt, welche der Regierung zu Batavia anlagen, eine Expedition auszurüsten, die der Macht der Engländer in Bengalen die Wage halten könne. Die Autoritäten von Batavia, begierig, den Einfluß ihres Vaterlandes zu erweitern, und noch begieriger, für sich selbst einen Theil an den Schätzen zu erlangen, welche kürzlich so viele englische Abenteurer zu Reichthum erhoben hatten, rüsteten eine mächtige Flotte aus. 7 große Schiffe von Java trafen unerwartet im Hugly ein. Die Stärke des Militärs am Bord belief sich auf 1500 Mann, wovon etwa die Hälfte Europäer waren. Die Expedition war gut berechnet. Clive hatte so große Detachirungen gegen die Franzosen in Karnatik vorgenommen, daß seine Armee jetzt an Zahl der der Holländer nachstand. Er wußte, daß Mir Dschaffier im Stillen die Angreifer begünstigte. Er wußte, daß er eine ernste Verantwortlichkeit auf sich nahm, wenn er die Truppen einer befreundeten Macht angriff, daß die englischen Minister nicht wünschen konnten, einen Krieg mit Holland zu dem, in den sie bereits mit Frankreich verwickelt waren, hinzukommen zu sehen, daß sie seine Maßregeln vielleicht desavouiren, daß sie ihn vielleicht strafen würden. Er hatte vor Kurzem einen großen Theil seines Vermögens durch die holländische Ostindische Compagnie nach Europa geschickt, und er hatte daher ein starkes Interesse, jeden Streit zu vermeiden. Doch er war überzeugt, daß, wenn er die batavische Flotte den Fluß hinauffahren und zu der Garnison von Chinsurah stoßen lasse, Mir Dschaffier sich in die Arme dieser neuen Alliirten werfen und das englische Uebergewicht in

Bengalen der ernstesten Gefahr ausgesetzt sein würde. Er faßte seinen Entschluß mit bezeichnender Kühnheit und wurde von seinen Offizieren, namentlich von Obrist Forde, dem der wichtigste Theil der Operationen anvertraut war, sehr geschickt unterstützt. Die Holländer versuchten, einen Durchgang zu erzwingen. Die Engländer griffen sie sowohl zu Lande, als zu Wasser an. Auf beiden Elementen hatte der Feind eine große Uebermacht. Auf beiden wurde er entschieden geschlagen. Seine Schiffe wurden genommen. Seine Truppen wurden gänzlich geworfen. Fast alle europäische Soldaten, welche die Hauptstärke des eingedrungenen Heeres bildeten, wurden getödtet oder gefangen. Die Sieger setzten sich vor Chinsurah, und die jetzt gänzlich gedemüthigten Vorsteher dieser Niederlassung willigten in die von Clive dictirten Bedingungen. Sie verpflichteten sich, keine Befestigungen anzulegen und keine Truppen zu errichten, außer eine kleine zur Polizei der Factoreien nöthige Zahl, und es wurde ausdrücklich bestimmt, daß jede Verletzung dieses Uebereinkommens mit sofortiger Vertreibung aus Bengalen bestraft werden solle.

Drei Monate nach diesem großen Siege segelte Clive nach England ab. In der Heimath erwarteten ihn Ehren und Belohnungen, wie sie zwar seinen Ansprüchen, oder seinem Ehrgeize nicht gleichkamen, aber doch, wenn man sein Alter, seinen Rang in der Armee und seine ursprüngliche Stelle in der Gesellschaft in Betracht zieht, für selten und glänzend erklärt werden müssen. Er wurde zur irischen Peerschaft erhoben und ermuthigt, einen englischen Titel zu erwarten. Georg III., welcher eben den Thron bestiegen hatte, empfing ihn mit großer Auszeichnung. Die Minister bewiesen ihm sichtliche Aufmerksamkeit, und Pitt, dessen Einfluß in dem Hause der Gemeinen und im Lande unbegrenzt war, beeiferte sich, seine Achtung für

einen Mann zu bezeigen, dessen Thaten so viel zu dem Glanze jener merkwürdigen Epoche beigetragen hatten. Der große Redner hatte bereits im Parlamente Clive als einen vom Himmel gesendeten General, als einen Mann geschildert, der, zu der Arbeit des Schreibepultes erzogen, ein militärisches Genie entwickelt habe, was die Bewunderung des Königs von Preußen erregen möge. Es befanden sich damals keine Berichterstatter auf der Gallerie, aber diese, von dem ersten Staatsmanne der Zeit nachdrucksvoll gesprochenen Worte waren von Mund zu Mund gegangen, zu Clive nach Bengalen gebracht worden und hatten ihn sichtlich erfreut und geschmeichelt. In der That, seit dem Tode Wolfe's war Clive der einzige englische General, auf welchen seine Landsleute Ursache hatten, stolz zu sein. Der Herzog von Cumberland war in der Regel unglücklich gewesen, und da sein einziger Sieg über seine Landsleute erfochten und mit unbarmherziger Strenge benutzt wurde, so war er seiner Popularität nachtheiliger gewesen, als seine vielen Niederlagen. Conway, der in der Wissenschaft seines Berufes bewandert und persönlich muthvoll war, gebrach es an Kraft und Talent. Granby, ein ehrlicher, hochherziger Mann und so brav wie ein Löwe, besaß weder Wissenschaft, noch Genie. Sackville, der in Kenntniß und Gaben Keinem seiner Zeitgenossen nachstand, war, mit Unrecht, wie wir glauben, in die für den Ruf des Soldaten nachtheiligste Nachrede verfallen. Bei Minden und Warburg hatten die Briten unter dem Befehle eines auswärtigen Generals triumphirt. So war es natürlich, daß das Volk mit Stolz und Freude einen ihm angehörigen General begrüßte, dessen angeborener Muth und selbsterworbene Geschicklichkeit ihn auf eine Reihe mit den großen Kriegskünstlern Deutschlands gehoben hatten.

Clive's Vermögen war groß genug, ihn in den Stand zu

setzen, mit den ersten Großen von England zu wetteifern. Man hat noch den Beleg, daß er durch die holländische Ostindische Compagnie Rimessen von mehr als 180,000 Pf. und durch die englische Compagnie dergleichen von mehr als 40,000 gemacht hat. Der Betrag dessen, was er durch Privathäuser nach Hause gesendet, war gleichfalls erheblich. Er hatte große Summen in Edelsteinen angelegt, damals eine sehr gewöhnliche Art der Rimessen aus Indien. Seine Ankäufe von Diamanten beliefen sich zu Madras allein auf 25,000 Pfund. Außer einer großen Menge baaren Geldes hatte er sein indisches Einkommen, was er selbst auf 27,000 Pfund jährlich schätzte. Sein ganzes jährliches Einkommen überstieg, nach der Meinung des Sir Johann Malcolm, der es so niedrig, als möglich zu schätzen wünschte, 40,000 Pfund; und Einkommen von 40,000 Pfund waren zur Zeit des Regierungsantrittes Georgs III. wenigstens eben so selten, als Einkommen von ein 100,000 Pfund jetzt. Wir können getrost versichern, daß kein Engländer, der mit nichts angefangen, jemals, in irgend einem Lebensberufe, in dem frühen Alter von 34 Jahren ein solches Vermögen errungen hat.

Es würde ungerecht sein, nicht hinzuzufügen, daß Clive einen achtungswerthen Gebrauch von seinen Reichthümern machte. Sobald die Schlacht von Plassy den Grund seines Glückes gelegt hatte, schickte er 10,000 Pfund seinen Schwestern, wendete ebensoviel an arme Freunde und Verwandte, wies seinen Agenten an, seinen Aeltern jährlich 800 zu zahlen und darauf zu bestehen, daß sie Equipage hielten, und setzte seinem alten Befehlshaber Lawrence, dessen Mittel sehr gering waren, 500 jährlich aus. Die ganze Summe, welche Clive in dieser Weise verwendete, kann auf 50,000 Pfund berechnet werden.

Er machte sich nun daran, sich parlamentarischen Einfluß zu schaffen. Seine Landankäufe scheinen zum großen Theile in

dieser Absicht vorgenommen worden zu sein, und nach den allgemeinen Wahlen von 1761 fand er sich im Hause der Gemeinen, an der Spitze einer Zahl von Anhängern, deren Unterstützung jeder Verwaltung wichtig sein mußte. An englischen Staatshändeln nahm er jedoch keinen vortretenden Antheil. Seine erste Anhänglichkeit war, wie wir gesehen haben, dem Mr. Fox gewidmet; in einer späteren Periode ward er von dem Genie und Erfolg des Mr. Pitt angezogen; schließlich aber verband er sich auf das Innigste mit Georg Grenville. Im Anfang der Session von 1764, als die ungesetzliche und unpolitische Verfolgung jenes werthlosen Demagogen Wilkes die öffentliche Meinung heftig erregt hatte, ergötzte sich die Stadt an einer Anekdote, die wir in ungedruckten Denkschriften Horaz Walpole's gefunden haben. Der alte Mr. Richard Clive, der seit seines Sohnes Erhebung in Gesellschaft eingeführt worden war, für die seine früheren Gewohnheiten ihn nicht recht geeignet gemacht hatten, erschien bei dem Lever. Der König fragte ihn, wo Lord Clive sei. „Er wird sehr bald in der Stadt sein," sagte der alte Herr, laut genug, um von dem ganzen Kreise verstanden zu werden, „und dann werden Ew. Majestät eine Stimme mehr haben."

In der That aber waren die Blicke Clive's gänzlich auf das Land gerichtet, in dem er sich als Soldat und Staatsmann so ungemein ausgezeichnet hatte, und nur durch auf Indien bezügliche Betrachtungen wurde seine Haltung im öffentlichen Leben Englands geregelt. Die Befugniß der Compagnie ist, wenn auch eine Anomalie, doch in unserer Zeit, wie wir fest überzeugt sind, eine wohlthätige Anomalie. In Clive's Zeit war sie nicht blos eine Anomalie, sondern ein Uebel. Es gab keinen Controlhof. Die Directoren waren größtentheils bloße Handelsleute, unbekannt mit allgemeinen Staatshändeln, unbekannt

mit den Eigenthümlichkeiten des Reiches, welches ihnen in so seltsamer Weise unterthan worden war. Wo immer der Hof der Eigenthümer*) für gut fand, sich einzumischen, da war er auch im Stande, seinen Willen durchzusetzen. Dieser Hof war sowohl zahlreicher, als mächtiger, als gegenwärtig; denn damals verlieh jeder Antheil zu 500 Pfund eine Stimme. Die Versammlungen waren zahlreich, stürmisch, selbst tumultuarisch, die Verhandlungen ungebührlich bitter. Alle Heftigkeit einer Westminsterwahl, alle List und Bestechung einer Grampoundwahl befleckte das Verfahren dieser Versammlung bei Fragen von der ernstesten Wichtigkeit. Erdichtete Stimmen wurden in riesenhaftem Maßstabe hergestellt. Clive selbst wendete ein 100,000 Pfund auf den Ankauf von Fonds, die er dann unter nominelle Eigenthümer vertheilte, auf welche er sich verlassen konnte, und die er in seinem Gefolge zu jeder Discussion und jeder Abstimmung herbeibrachte. Andere thaten dasselbe, wenn auch nicht in ganz so enormem Umfange.

Der Antheil des englischen Publicums an indischen Fragen war damals weit größer, als gegenwärtig, und der Grund liegt nahe. Gegenwärtig tritt ein Schreiber jung in den Dienst; er steigt langsam; er ist glücklich, wenn er, mit 45 Jahren, in sein Vaterland mit einer Leibrente von ein 1000 jährlich und mit sich auf 30,000 Pfund belaufenden Ersparnissen zurückkehren kann. Es wird eine große Masse Vermögen durch englische Beamte in Indien erworben; aber kein einzelner Beamter bringt ein sehr großes Vermögen zusammen, und was erworben wird, das wird langsam, mühevoll und ehrlich verdient. Nur vier oder fünf große politische Aemter sind für englische Staatsmän-

*) Mit den Generalversammlungen unserer Actionäre zu vergleichen. B.

ner vorbehalten. Die Residentschaften, die Secretairsstellen, die Sitze in den Einnahmebehörden und in den Sudderhöfen*) sind alle mit Männern besetzt, die ihre besten Lebensjahre dem Dienste der Compagnie gewidmet, und keine auch noch so glänzenden Talente, oder noch so mächtigen Verbindungen können diese einträglichen Posten irgend Einem verschaffen, der nicht durch die ordentliche Pforte hereingetreten und in den ordentlichen Stufenfolgen aufgestiegen ist. Vor 70 Jahren wurde weniger Geld aus dem Osten nach Hause gebracht, als in unserer Zeit. Aber es vertheilte sich unter eine sehr viel kleinere Zahl von Personen, und unermeßliche Summen wurden oft in wenigen Monaten aufgehäuft. Jeder Engländer, welches Alters er immer sein möchte, durfte hoffen, Einer der glücklichen Emigranten zu sein. Wenn er eine gute Rede in der Leadenhallstraße gehalten, oder ein geschicktes Pamphlet zur Vertheidigung des Vorsitzenden herausgegeben hatte, so konnte er im Dienste der Compagnie hinübergeschickt werden und konnte in 3 oder 4 Jahren so reich wiederkommen, wie Pigot oder Clive. So war das Indiahaus ein Lotterieamt, welches Jedermann einlud, ein Loos zu nehmen, und herzogliche Vermögen als für die glücklichen Wenigen bestimmte Preiße aussetzte. Sobald es bekannt wurde, daß es einen Theil der Welt gebe, wo ein Obristlieutenant eines Morgens ein Einkommen zum Geschenk erhalten habe, so groß, wie das des Earl von Bath, oder des Marquis von Rockingham, und wo es schien, daß jeder britische Beamte so eine Kleinigkeit wie 10 oder 20,000 Pfund auf das bloße Verlangen danach bekommen könne, begann die Gesellschaft, alle Symptome des Südseejahres zu zeigen, wie fieberhafte

---

*) Obere Criminalgerichte, wie der Sudder Dewanny, der Sudder Akawlut. B.

Aufregung, eine nicht zu beherrschende Begierde, reich zu werden, eine Verachtung für langsame, sichere und mäßige Gewinne.

An der Spitze der vorherrschenden Partei im Indiahause hatte lange ein vielvermögender, geschickter und ehrgeiziger Director Namens Sulivan gestanden. Er hatte eine starke Eifersucht auf Clive gefaßt und gedachte mit Bitterkeit der Kühnheit, mit welcher der zeitherige Gouverneur von Bengalen wiederholt die Autorität der entfernten Directoren der Compagnie bei Seite gesetzt hatte. Nach Clive's Ankunft fand eine anscheinende Aussöhnung statt, aber in beider Herzen blieb tief gewurzelte Feindschaft. Die ganze Zahl der Directoren wurde damals jährlich gewählt. Bei der Wahl von 1763 versuchte Clive, die Macht der herrschenden Partei zu brechen. Der Streit wurde mit einer Heftigkeit geführt, die er als furchtbar schildert. Sulivan war siegreich und beeilte sich, seine Rache zu nehmen. Die Verleihung der Rente, welche Mir Dschaffier an Clive gemacht hatte, war, nach der Meinung der besten englischen Juristen, giltig. Sie war genau von derselben Autorität bewirkt worden, von welcher die Compagnie selbst ihre hauptsächlichsten Besitzungen in Bengalen erhalten hatte, und die Compagnie hatte sich lange dabei beruhigt. Die Directoren beschlossen jedoch höchst ungerechter Weise, sie einzuziehen, und Clive war genöthigt, eine Klage im Kanzleigericht gegen sie einzubringen.

Doch ein großer und plötzlicher Wechsel im Stande der Dinge war nahe. Seit einiger Zeit hatte jedes Schiff aus Bengalen beunruhigende Nachrichten gebracht. Die Schlechtigkeit der inneren Verwaltung der Provinz hatte einen Punkt erreicht, wo sie gar nicht weiter gehen konnte. In der That, was war von einem Haufen öffentlicher Beamten zu erwarten, welche Versuchungen ausgesetzt waren, die, wie Clive einmal sagte, Fleisch

und Blut nicht ertragen konnten, dabei gerüstet mit unwiderstehlicher Macht und nur der verderbten, stürmischen, zerrütteten, übel unterrichteten Compagnie verantwortlich, die sich in einer Entfernung befand, wo die durchschnittliche Zwischenzeit zwischen dem Absenden einer Depesche und dem Empfang einer Antwort sich auf mehr als anderthalb Jahr belief? In Folge davon war während der 5 Jahre, die auf Clive's Abreise aus Bengalen folgten, die Schlechtigkeit der englischen Verwaltung auf einen Grad getrieben worden, der kaum mit dem bloßen Bestehen der Gesellschaft vereinbar scheint. Der römische Proconsul, der in 1 oder 2 Jahren aus einer Provinz die Mittel erpreßte, Marmorpaläste und Bäder an den Küsten Campaniens zu errichten, aus Bernsteingefäßen zu trinken, Singvögel zu schmaußen, Heere von Gladiatoren und Heerden von Girafen zur Schau zu stellen; der spanische Vicekönig, der, die Verwünschungen Mejicos oder Limas hinter sich lassend, in Madrid mit einem langen Zuge vergoldeter Kutschen und mit silbernem Geschirr und Beschlag versehener Saumrosse einzog, waren jetzt übertroffen. Grausamkeit zwar, was man eigentlich so nennt, gehörte nicht zu den Lastern der Beamten der Compagnie. Aber selbst Grausamkeit hätte kaum größere Uebel hervorbringen können, als aus ihrer grundsatzlosen Begierde nach Reichthum entsprangen. Sie stürzten ihre Creatur, Mir Dschaffier. Sie erhoben einen anderen Nabob, Namens Mir Kossim, an seine Stelle. Aber Mir Kossim hatte Talente und Willen, und wenn er auch hinlänglich geneigt war, seine Unterthanen zu unterdrücken, so konnte er es doch nicht ertragen, sie durch Bedrückungen, die ihm keinen Gewinn brachten, ja die sein Einkommen in dessen wahrer Quelle zerstörten, in den Staub gebeugt zu sehen. Die Engländer stürzten demnach Mir Kossim und erhoben wieder Mir Dschaffier, und Mir Kossim, nachdem er sich

durch eine Metzelei gerächt hatte, welche an Grausamkeit die der schwarzen Höhle übertraf, floh in die Besitzungen des Nabob von Oude. Bei jeder dieser Revolutionen vertheilte der neue Fürst unter seine fremden Gebieter, was nur aus der Schatzkammer seines gestürzten Vorgängers zusammengescharrt werden konnte. Die unermeßliche Bevölkerung seiner Besitzungen war Denen, die ihn zum Souverain gemacht und die ihn wieder entthronen konnten, als Beute preißgegeben. Die Beamten der Compagnie erhielten, nicht für ihre Principale, sondern für sich selbst, ein Monopol fast des ganzen inneren Handels. Sie zwangen die Eingeborenen, theuer zu kaufen und wohlfeil zu verkaufen. Sie insultirten straflos die Tribunale, die Polizei und die fiscalischen Autoritäten des Landes. Sie deckten mit ihrem Schutze einen Haufen eingeborener Untergebener, die durch die Provinzen schweiften, Trübsal und Schrecken verbreitend, wo immer sie erschienen. Jeder Diener eines britischen Factors war mit der ganzen Macht seines Herrn gerüstet. So wurden zu Kalkutta in reißender Schnelle ungeheure Vermögen aufgehäuft, während 30 Millionen menschlicher Wesen zum äußersten Elende herabgebracht waren. Sie waren gewohnt gewesen, unter Tyrannei zu leben, aber niemals unter einer Tyrannei wie diese. Sie fanden den kleinen Finger der Compagnie stärker, als die Lenden Suradscha Dowla's. Unter ihren alten Gebietern hatten sie wenigstens Eine Hilfe gehabt: wenn das Uebel unerträglich wurde, so erhob sich das Volk und stürzte die Regierung. Aber die englische Regierung ließ sich nicht so abschütteln. Diese Regierung, bedrückend, wie die bedrückendste Form des barbarischen Despotismus, war stark mit der ganzen Stärke der Civilisation. Sie glich mehr der Regierung böser Genien, als der Regierung menschlicher Tyrannen. Selbst Verzweiflung konnte dem sanften Bengalesen nicht den Muth

einflößen, Männern englischer Zucht entgegenzutreten, dem erblichen Adel der Menschheit, dessen Kunst und Muth so oft trotz zehnfacher Uebermacht triumphirt hatten. Die unglückliche Raçe versuchte niemals Widerstand. Zuweilen unterwarfen sie sich in duldendem Elend. Zuweilen flohen sie vor dem weißen Manne, wie ihre Väter vor dem Mahratten zu fliehen gewohnt gewesen waren, und der Palankin des englischen Reisenden wurde oft durch schweigende Dörfer und Städte getragen, die die Nachricht von seinem Herannahen öde gemacht hatte.

Die fremden Herren von Bengalen waren natürlich Gegenstände des Hasses für alle Nachbarmächte, und Allen bot das stolze Geschlecht eine furchtlose Stirne. Ihre Heere, überall an Zahl übertroffen, waren überall siegreich. Eine Folge von in der Schule des Clive gebildeten Befehlshabern hielt noch immer den Ruf ihres Vaterlandes aufrecht. „Es muß anerkannt werden," sagt der muselmännische Geschichtschreiber jener Zeiten, „daß die Geistesgegenwart, Festigkeit des Sinnes und unerschrockene Tapferkeit dieser Nation außer allem Zweifel sind. Sie verbinden den entschlossensten Muth mit der vorsichtigsten Klugheit, haben auch nicht ihres Gleichen in der Kunst, sich in Schlachtordnung zu stellen und geordnet zu kämpfen. Wenn sie mit so vielen kriegerischen Eigenschaften die Künste des Regierens zu verbinden wüßten, wenn sie so viel Scharfsinn und Sorgfalt in Erleichterung des Volkes Gottes bewiesen, wie in Allem, was ihre militärischen Angelegenheiten angeht, so würde ihnen keine Nation in der Welt vorzuziehen, noch des Befehles würdiger sein. Aber die Leute unter ihrer Herrschaft seufzen überall und sind zu Armuth und Noth herabgebracht. O Gott! komme zum Beistand deiner bedrängten Diener und befreie sie von den Bedrückungen, die sie dulden."

Es war jedoch selbst für das Militärwesen unmöglich, lange

von den Uebeln befreit zu bleiben, welche jeden anderen Theil der Verwaltung durchdrangen. Habgier, Ueppigkeit und der Geist der Insubordination verbreiteten sich von dem Civildienste zu den Offizieren der Armee, und von den Offizieren zu den Soldaten. Das Uebel fuhr fort, zu wachsen, bis jedes gemeinschaftliche Speisezimmer der Militärs der Sitz von Verschwörung und Cabale wurde, und bis die Sepoys nur durch Executionen in Masse in Ordnung gehalten werden konnten.

Endlich begann der Stand der Dinge in Bengalen zu Hause Besorgniß zu erregen. Eine Folge von Revolutionen; eine desorganisirte Verwaltung; die Eingeborenen geplündert und doch die Compagnie nicht bereichert; jede Flotte glückliche Abenteurer zurückbringend, welche Edelhöfe zu kaufen und stattliche Wohnungen zu bauen vermochten, aber auch beunruhigende Berichte über die finanziellen Aussichten der Regierung zurückbringend; der Nationalcharakter durch Frevel entehrt, die denen des Verres und Pizarro glichen: das war das Schauspiel, welches Diejenigen erschreckte, die mit indischen Angelegenheiten zu thun hatten. Der allgemeine Ruf war: daß Clive und Clive allein das Reich retten könne, das er gegründet hatte.

Diese Stimmung that sich bei einer sehr zahlreichen Generalversammlung der Eigenthümer in der stärksten Weise kund. Männer von allen Parteien, ihre Streitigkeiten vergessend und für ihre Dividenden zitternd, riefen aus, daß Clive der Mann sei, den die Krisis erfordere, daß das beschwerende Verfahren, was in Betreff seines Einkommens angestellt worden, fallen gelassen, und daß er gebeten werden müsse, nach Indien zurückzukehren.

Clive erhob sich. In Betreff seines Einkommens, sagte er, wolle er den Directoren solche Vorschläge machen, die, wie

er vertraue, zu einer freundschaftlichen Uebereinkunft führen würden. Aber es gebe eine noch größere Schwierigkeit. Es wäre angemessen, ihnen zu sagen, daß er das Gouvernement von Bengalen niemals übernehmen werde, solange sein Feind Sulivan Vorsitzender der Compagnie sei. Der Tumult ward heftig. Sulivan konnte kaum ein Gehör erlangen. Eine überwältigende Mehrheit der Versammlung war auf Clive's Seite. Sulivan wünschte, den Erfolg eines Ballotements zu versuchen. Aber nach den Statuten der Compagnie kann ein Ballotement nur auf einen von 9 Eigenthümern unterzeichneten Antrag stattfinden, und obgleich Hunderte zugegen waren, so waren doch nicht 9 Personen zu finden, die einen solchen Antrag unterzeichnet hätten.

Clive wurde demzufolge zum Gouverneur und Oberbefehlshaber der britischen Besitzungen in Bengalen ernannt. Er hielt jedoch an seiner Erklärung und weigerte sich, in sein Amt einzutreten, bis der Ausgang der nächsten Directorenwahl bekannt wäre. Der Kampf war hartnäckig, aber Clive triumphirte. Sulivan, vor Kurzem noch unumschränkter Gebieter des Indiahauses, hätte mit einer Stimme weniger selbst seinen Sitz verloren, und sowohl der Vorsitzende, als dessen Stellvertreter waren Freunde des neuen Gouverneurs.

Unter solchen Verhältnissen segelte Lord Clive zum dritten und letzten Male nach Indien. Im Mai 1765 langte er in Kalkutta an und fand die ganze Regierungsmaschine selbst noch furchtbarer desorganisirt, als er vorausgesetzt hatte. Mir Dschaffier, der einige Zeit vorher seinen ältesten Sohn Miran verloren hatte, war gestorben, während Clive unterweges war. Die englischen Beamten zu Kalkutta hatten bereits strenge Befehle aus der Heimath erhalten, keine Geschenke von den eingeborenen Fürsten anzunehmen. Aber nach Gewinn begierig und

nicht gewöhnt, die Befehle ihrer entfernten, unkundigen und nachlässigen Gebieter zu respectiren, boten sie den Thron von Bengalen wieder zum Kauf aus. Ungefähr 120,000 Pf. St. wurden unter neun der einflußreichsten Beamten der Compagnie vertheilt, und in Betracht dieser Bestechungssumme wurde ein kleiner Sohn des verblichenen Nabobs auf den Thron seines Vaters gesetzt. Clive erhielt bei seiner Ankunft die Nachricht von diesem schimpflichen Handel. In einem unmittelbar nach seiner Landung an einen vertrauten Freund geschriebenen Privatbriefe ergoß er seine Gefühle in einer Sprache, welche uns, von einem so kühnen, so entschlossenen und so wenig zu theatralischer Darlegung der Empfindung geneigten Manne kommend, besonders rührend erscheint. „Wehe!" sagt er, „wie ist der englische Name gesunken! Ich konnte mich nicht erwehren, dem, wie ich fürchte, unwiderruflich hingegangenen und verlorenen Ruhme der britischen Nation den Tribut einiger Thränen zu zollen. Indeß ich erkläre, bei jenem großen Wesen, das der Prüfer aller Herzen ist, und dem wir Rechenschaft geben müssen, wenn es ein Jenseits giebt, daß ich mit einem über alle Bestechung erhabenen Sinne herübergekommen und daß ich entschlossen bin, diese großen und zunehmenden Uebel zu zerstören oder bei dem Versuche unterzugehen."

Der Rath kam zusammen, und Clive erklärte ihm seinen vollen Entschluß, eine radicale Reform zu bewirken und zu diesem Ende die ganze umfassende, so bürgerliche wie militärische Autorität anzuwenden, die ihm vertraut worden. Johnstone, einer der keckſten und schlechtesten Menschen in der Versammlung, ließ einigen Widerspruch merken. Clive unterbrach ihn und fragte ihn in hohem Tone: ob er die Vollmacht der neuen Regierung zu bestreiten meine. Johnstone ward eingeschüchtert und läugnete jede solche Absicht. Alle Gesichter am Rathstisch

wurden lang und blaß, und man ließ keine Sylbe weiter von Widerspruch hören.

Clive löste sein Wort ein. Er blieb ungefähr anderthalb Jahre in Indien, und in dieser kurzen Zeit bewirkte er eine der umfassendsten, schwierigsten und heilsamsten Reformen, welche jemals von irgend einem Staatsmann durchgeführt worden. Dies war der Theil seines Lebens, auf welchen er später mit dem meisten Stolze zurückblickte. Er hatte es in seiner Gewalt, sein bereits glänzendes Vermögen zu verdreifachen, Misbräuche zuzulassen, während er vorgab, sie zu beseitigen, sich bei allen Engländern in Bengalen beliebt zu machen, wenn er ihrer Habgier ein hilfloses und zaghaftes Geschlecht preißgab, das nicht wußte, wo die Insel lag, welche seine Unterdrücker herausschickte, und dessen Klagen wenig Aussicht hatten, über 15,000 Seemeilen gehört zu werden. Er wußte, daß, wenn er sich mit Ernst an das Werk der Reform machte, er jede schlechte Leidenschaft unter die Waffen gegen sich rufen würde. Er wußte, wie rücksichtslos, wie unversöhnlich der Haß jener raubgierigen Abenteurer sein würde, welche, nachdem sie darauf gerechnet hatten, in wenigen Monaten Vermögen aufzuhäufen, groß genug, Peerschaften zu tragen, alle ihre Hoffnungen vereitelt finden sollten. Aber er hatte das gute Theil erwählt, und er rief alle Kraft seines Geistes für eine weit schwerere Schlacht auf, als die von Plassy. Anfangs schien keine Hoffnung auf Erfolg zu sein, aber bald begannen alle Hindernisse vor diesem eisernen Muthe und diesem heftigen Willen zu weichen. Die Annahme von Geschenken von den Eingeborenen wurde streng verboten. Der Privathandel der Beamten der Compagnie wurde abgestellt. Die ganze Niederlassung schien sich wie Ein Mann gegen diese Maßregeln zu erheben. Aber der unerbittliche Gouverneur erklärte, daß, wenn er zu Fort William keine Unterstützung finde,

er sie sich anderswo verschaffen werde, und ließ einige Civilbeamte von Madras holen, um ihm in Führung der Verwaltung beizustehen. Die Widersetzlichsten seiner Gegner entließ er aus ihren Aemtern. Die Uebrigen fügten sich dem Unvermeidlichen, und in sehr kurzer Zeit war aller Widerstand erstickt.

Clive war jedoch viel zu einsichtsvoll, um nicht zu erkennen, daß die neuerlichen Misbräuche theilweise einer Ursache zuzuschreiben seien, welche nicht verfehlen konnte, ähnliche Misbräuche zu erzeugen, sobald der Druck seiner starken Hand entfernt war. Die Compagnie hatte in Betreff der Bezahlung ihrer Beamten eine falsche Politik befolgt. Die Besoldungen waren zu niedrig, um auch nur jene Bequemlichkeiten zu gestatten, die in einem tropischen Klima für Gesundheit und Behagen der Europäer nothwendig sind. Es war unmöglich, von einer so kärglichen Bezahlung eine Rupie beizulegen. Es war nicht vorauszusetzen, daß Männer von auch nur mittelmäßigen Gaben sich dazu verstehen würden, für nichts Weiteres, als diesen beschränkten Lohn, die besten Lebensjahre im Exil, unter einer brennenden Sonne, zuzubringen. Man hatte daher schon seit einer sehr frühen Periode angenommen, daß es den Agenten der Compagnie freistehe, sich durch ihren Privathandel zu bereichern. Dieser Gebrauch war den Handelsinteressen der Corporation ernstlich nachtheilig gewesen. Der sehr einsichtsvolle Beobachter, Sir Thomas Roe, der unter der Regierung Jakob's I. lebte, rieth den Directoren sehr eifrig, dem Misbrauche abzuhelfen. „Verbietet den Privathandel unbedingt," sagte er; „denn Euer Geschäft wird dann besser besorgt werden. Ich weiß, daß das hart ist. Die Leute erklären, sie kämen nicht um des bloßen Gehalts willen. Aber Ihr werdet diese Einrede beseitigen, wenn Ihr großen Lohn gebt, daß sie zufrieden sind, und dann wißt Ihr, was es Euch kostet."

Ungeachtet dieses trefflichen Rathes hielt die Compagnie an dem alten Systeme fest, bezahlte niedrige Gehalte und sah bei den indirecten Gewinnen der Agenten durch die Finger. Der Gehalt eines Mitgliedes des Rathes betrug nur 300 Pfund jährlich. Gleichwohl war es notorisch, daß ein solcher Beamter in Indien nicht mit weniger als dem Zehnfachen dieser Summe leben konnte, und es war nicht zu erwarten, daß er sich darein ergeben werde, in Indien selbst anständig zu leben, ohne irgend etwas auf die Zeit seiner Rückkehr nach England zurückzulegen. Vor der Eroberung von Bengalen mochte dieses System den Betrag der an die Eigenthümer zu zahlenden Dividenden schmälern, konnte aber außerdem nicht viel schaden. Aber die Compagnie war jetzt ein regierender Körper. Ihre Beamten mochten immer noch Factore, jüngere Kaufleute, ältere Kaufleute genannt werden, waren aber in Wahrheit Proconsuln, Proprätoren, Procuratoren von ausgedehnten Landstrichen. Sie besaßen unermeßliche Macht. Es ward allgemein zugegeben, daß ihre regelmäßige Besoldung unzureichend war. Sie waren durch den alten Gebrauch des Dienstes und durch die stillschweigende Einwilligung ihrer Principale ermächtigt, sich durch indirecte Mittel zu bereichern, und dies war der Ursprung der furchtbaren Unterdrückung und Verderbniß gewesen, welche Bengalen ausgesaugt hatte. Clive erkannte sehr deutlich, daß es ungereimt sei, Menschen Macht zu geben und von ihnen zu verlangen, daß sie in Mangel lebten. Er schloß ganz richtig, daß keine Reform wirksam sein könne, welche nicht mit einem Plane für freisinnige Bezahlung der Civilbeamten der Compagnie verbunden wäre. Er wußte, daß die Directoren nicht geneigt waren, irgend eine Vermehrung der Gehalte aus ihrem eigenen Schatze zu genehmigen. Der einzige Weg, der dem Gouverneur offen blieb, war einer, der ihn vieler Misdeutung aussetzte, dessen Annahme

durch ihn wir aber völlig gerechtfertigt halten. Er wies zur Bezahlung des Dienstes das Salzmonopol an, was bis zu unserer Zeit herab ein Hauptcapitel des indischen Einkommens gebildet hat, und er vertheilte den Ertrag nach einer Scala, welche nicht ungeeignet bestimmt gewesen zu sein scheint. Er wurde in Folge davon von seinen Feinden beschuldigt und ist von Geschichtschreibern beschuldigt worden, daß er seine Instructionen nicht befolgt, daß er seine Versprechungen verletzt, daß er denselben Misbrauch autorisirt habe, dessen Zerstörung sein specieller Auftrag war, nehmlich den Handel der Compagniebeamten. Aber jeder einsichtsvolle und unparteiische Richter wird zugeben, daß in der That das System, was er aufstellte, und das, zu dessen Zerstörung er gesendet war, nichts gemein hatten. Das Salzmonopol war für die indischen Regierungen eine Finanzquelle gewesen, bevor Clive geboren war. Es blieb eine solche noch lange nach seinem Tode. Die Civilbeamten hatten einen klaren Anspruch auf einen Unterhalt aus dem Einkommen, und Clive that weiter nichts, als daß er einen besonderen Theil des Einkommens mit dem Unterhalt Jener belastete. Er gab damit, während er den Praktiken, durch welche riesenhafte Vermögen rasch aufgehäuft worden waren, ein Ende machte, jedem im Osten angestellten britischen Beamten die Mittel, langsam, aber sicher ein Auskommen zu erwerben. Und doch, so groß ist die Ungerechtigkeit der Menschen, daß keine der Handlungen, welche die wirklichen Flecken seines Lebens sind, ihm so viel üble Nachrede zugezogen hat, wie diese Maßregel, welche in Wahrheit eine zu dem Gelingen aller anderen Reformen nöthige Reform war.

Er hatte die Opposition des Civildienstes erstickt; die der Armee war furchtbarer. Einige der von den Directoren angeordneten Ersparungsmaßregeln berührten die Interessen des Militärdienstes, und es erhob sich ein Sturm, wie ihm selbst Cäsar

nicht gern entgegengetreten sein würde. Es war keine leichte Sache, den Widerstand Derer zu bekämpfen, die in einem Lande, was nur durch das Schwert regiert ward, die Macht des Schwertes besaßen. 200 englische Offiziere traten in eine Verschwörung gegen die Regierung und beschlossen, an Einem Tage ihre Bestallungen aufzugeben, wobei sie nicht zweifelten, daß Clive eher jede Bedingung eingehen, als die Armee, auf welcher allein das britische Reich im Osten beruhte, ohne Befehlshaber gelassen würde sehen wollen. Sie kannten den unbezwingbaren Sinn, mit dem sie zu thun hatten, wenig. Clive hatte noch einige Offiziere in seiner Umgebung, auf die er sich verlassen konnte. Er ließ von Fort St. George einen frischen Ersatz holen. Er gab Bestallungen selbst an Handelsagenten, die geneigt waren, ihn in dieser Krisis zu unterstützen, und er erließ Befehle, daß jeder Offizier, der den Abschied gäbe, sofort nach Kalkutta gebracht werden solle. Die Verschwörer fanden, daß sie sich verrechnet hatten. Der Gouverneur war unerbittlich. Die Truppen waren standhaft. Die Sepoys, auf welche Clive jederzeit ungemeinen Einfluß besessen hatte, hielten mit unerschütterlicher Treue zu ihm. Die Leiter des Complots wurden verhaftet, processirt und cassirt. Die Uebrigen, gedemüthigt und erniedrigt, baten um Erlaubniß, ihre Abschiedsgesuche zurückzunehmen. Viele von ihnen erklärten ihre Reue selbst mit Thränen. Die jüngeren Uebertreter behandelte Clive mit Milde. Gegen die Rädelsführer war er unerbittlich streng; seine Strenge war aber frei von jedem Anstrich der Privatfeindschaft. Während er die berechtigte Autorität seines Amtes mit Strenge aufrechthielt, überging er persönliche Insulten und Beleidigungen mit großmüthiger Verachtung. Einer der Verschwörer war angeklagt, einen Anschlag zur Ermordung des Gouverneurs gemacht zu haben; aber Clive wollte nicht auf die Beschuldigung hören.

„Die Offiziere," sagte er, „sind Engländer, nicht Meuchelmörder."

Während er den Civildienst reformirte und seine Autorität im Heere feststellte, war er ebenso glücklich in seiner auswärtigen Politik. Seine Landung auf indischem Boden war das Zeichen zu sofortigem Frieden. Der Nabob von Oude lag zu jener Zeit mit einer großen Armee an der Grenze von Bahar. Viele Afghanen und Mahratten waren zu ihm gestoßen, und man hatte nicht wenig Grund, eine allgemeine Coalition aller inländischen Mächte gegen die Engländer zu erwarten. Aber der Name des Clive erstickte augenblicklich jede Opposition. Der Feind bat in der demüthigsten Sprache um Frieden und unterwarf sich solchen Bedingungen, als der neue Gouverneur zu dictiren für gut fand.

Gleichzeitig wurde das Regiment von Bengalen auf einen neuen Fuß gebracht. Die Macht der Engländer in dieser Provinz war bis dahin gänzlich unbestimmt gewesen. Sie war der alten Verfassung des Reiches unbekannt, und sie war durch keinen Vertrag in Gewißheit gesetzt worden. Sie glich der Macht, welche, in der letzten Schwäche des westlichen Reichs, von den großen Führern fremder Miethstruppen, den Ricimers und Odoakers, welche nach ihrem Belieben eine Folge unbedeutender, mit den Namen Cäsar und Augustus geschmückter Fürsten aufstellten und absetzten, über Italien geübt wurde. Aber wie in Italien, so fanden es in Indien die kriegerischen Fremden zuletzt angemessen, einer Herrschaft, die durch Waffen begründet worden war, die Weihe des Rechts und des alten Herkommens zu geben. Theodorich hielt es für staatsklug, von dem fernen Hofe von Byzanz eine Bestallung zu erlangen, die ihn zum Regenten Italiens bestimmte, und Clive ging in derselben Weise den Hof von Delhi um eine förmliche Verleihung der Befugnisse

an, deren Wesen er bereits besaß. Der Mogul war unbedingt hilflos, und obwohl er murrte, so hatte er doch Ursache, sich es wohl gefallen zu lassen, daß die Engländer geneigt waren, gute Rupien, die er niemals von ihnen hätte herauspressen können, für einige wenige persische Schriftzüge in Tausch zu geben, die ihm nichts kosteten. Es ward schnell ein Handel geschlossen, und der Titularsouverain von Hindostan stellte eine Vollmacht aus, welche die Compagnie ermächtigte, die Einkünfte von Bengalen, Orissa und Bahar zu erheben und zu verwalten.

Es gab noch immer einen Nabob, der zu den britischen Autoritäten in demselben Verhältnisse stand, in welchem die letzten thörichten Chilperichs und Childerichs aus dem merowingischen Hause zu ihren begabten und kräftigen Hausmeiern, zu Karl Martell und Pipin standen. Einmal hatte sich Clive beinahe entschlossen, dieses Phantom gänzlich fallen zu lassen; aber er dachte nachher, daß es geeignet sein möchte, besonders im Verkehr mit anderen europäischen Nationen, auch ferner den Namen des Nabobs zu gebrauchen. Er meinte, die Franzosen, die Holländer und die Dänen würden sich weit williger der Autorität des eingeborenen Fürsten, den sie immer zu respectiren gewohnt gewesen waren, als der einer nebenbuhlerischen Handelscorporation fügen. Diese Politik mag zu jener Zeit verständig gewesen sein. Aber der Vorwand erwies sich bald als zu schwach, irgendwen zu täuschen, und ward gänzlich bei Seite gelegt. Der Erbe Mir Dschaffier's residirt noch zu Murschedabad, der alten Hauptstadt seines Hauses, führt noch den Titel Nabob, wird von den Engländern noch mit „Ew. Hoheit" angeredet, und man läßt ihn noch einen Theil des königlichen Staates beibehalten, von dem seine Vorfahren umgeben waren. Die Regierung zahlt ihm jährlich eine Pension von 160,000 Pfund. Sein Wagen ist von Wachen umgeben, und es gehen ihm Die-

ner mit silbernen Amtsstäben voraus. Seine Person und seine Wohnung sind von der gewöhnlichen Autorität der Gerichtsbeamten eximirt. Aber er besitzt nicht den geringsten Theil von politischer Macht und ist thatsächlich nur ein vornehmer und reicher Unterthan der Compagnie.

Es würde für Clive leicht gewesen sein, während seiner zweiten Verwaltung in Bengalen Reichthümer aufzuhäufen, wie sie kein Unterthan in Europa besaß. Er hätte in der That, ohne die reichen Einwohner der Provinz einem stärkeren Drucke zu unterwerfen, als an welchen ihre mildesten Regenten sie gewöhnt hatten, Geschenke im Belaufe von 300,000 Pf. jährlich erhalten können. Die Nachbarfürsten würden mit Freuden jeden Preis für seine Gunst gezahlt haben. Aber er scheint sich streng an die Richtschnuren gehalten zu haben, die er für das Verhalten Anderer vorgezeichnet. Der Raja von Benares bot ihm Diamanten von großem Werthe an. Der Nabob von Oude drängte ihn, eine große Summe Geldes und ein Kästchen mit kostbaren Juwelen anzunehmen. Clive lehnte es höflich, aber entschieden ab, und es muß bemerkt werden, daß er sich kein Verdienst aus seiner Weigerung machte und daß die Facta nicht an das Licht gekommen sind, als nach seinem Tode. Er hielt eine genaue Rechnung über seinen Gehalt, über seinen Antheil an dem aus dem Salzhandel erwachsenden Gewinne und über jene Geschenke, deren Ablehnung, nach der Sitte des Osten, Ungeschliffenheit sein würde. Mit der aus diesen Quellen entspringenden Summe bestritt er die Kosten seiner Stellung. Den Ueberschuß vertheilte er unter einige anhängliche Freunde, die ihn nach Indien begleitet hatten. Er rühmte sich stets, und soweit wir urtheilen können, rühmte er sich mit Wahrheit, daß seine letzte Verwaltung sein Vermögen verringert habe, statt es zu vergrößern.

Eine große Summe jedoch nahm er an. Mir Dschaffier hatte ihm durch letztwillige Verfügung über 60,000 Pf. St. in Baarschaften und Juwelen vermacht, und die neuerdings vorgezeichneten Regeln erstreckten sich blos auf Geschenke von den Lebenden und berührten Vermächtnisse von den Todten nicht. Clive nahm das Geld, aber nicht für sich selbst. Er übermachte das Ganze der Compagnie, als Stiftung für in deren Dienste invalid gewordene Offiziere und Soldaten. Der noch immer seinen Namen führende Fond verdankt seinen Ursprung dieser fürstlichen Schenkung.

Nach einem Aufenthalte von 18 Monaten machte es der Zustand seiner Gesundheit nothwendig für ihn, nach Europa zurückzukehren. Zu Ende Januar 1767 verließ er zum letzten Male das Land, auf dessen Geschicke er einen so mächtigen Einfluß geübt hatte.

Seine zweite Rückkehr aus Bengalen wurde nicht, wie seine erste, von den Beifallrufen seiner Landsleute begrüßt. Zahlreiche Ursachen waren bereits wirksam, welche die übrigen Jahre seines Lebens verbitterten und ihn in ein vorzeitiges Grab drängten. Seine alten Feinde im Indiahause waren noch immer einflußreich und thätig, und waren durch eine zahlreiche Schaar von Genossen verstärkt worden, deren Heftigkeit die ihrige weit überstieg. Der ganze Haufe der Diebe und Bedrücker, von denen er Bengalen erlöst hatte, verfolgte ihn mit dem unversöhnlichen Grolle, wie er solchen niedrigen Naturen zueigen ist. Es legten sogar Viele von ihnen ihr Eigenthum lediglich deshalb in Indiafonds an, um dem Manne wirksamer schaden zu können, dessen Festigkeit ihrer Raubgier Schranken gesetzt hatte. Lügnerische Journale wurden blos für den Zweck errichtet, ihn zu schmähen, und die Stimmung des Publicums war damals so, daß diese Kunstgriffe, welche unter gewöhn-

lichen Umständen gegen Wahrheit und Verdienst nichts vermocht haben würden, einen außerordentlichen Eindruck hervorbrachten.

Die großen Ereignisse, welche in Indien stattgefunden, hatten eine neue Classe von Engländern ins Dasein gerufen, welcher ihre Landsleute den Namen Nabobs gaben. Diese Personen waren in der Regel aus weder alten, noch reichen Familien entsprossen; sie waren in der Regel in einem frühen Alter in den Osten geschickt worden, und sie hatten dort große Vermögen erworben, die sie in ihr Heimathsland zurückgebracht hatten. Da sie nicht viel Gelegenheit gehabt hatten, sich in der besten Gesellschaft zu bewegen, so war es natürlich, daß sie etwas von der Unbeholfenheit und etwas von der Pomphaftigkeit von Emporkömmlingen an den Tag legten. Daß sie während ihres Aufenthaltes in Asien einige Neigungen und Gewohnheiten angenommen hatten, welche Personen, die Europa niemals verlassen hatten, auffallend, wenn nicht misfällig waren, war gleichfalls natürlich. Da sie im Osten großes Ansehen genossen hatten, so war es natürlich, daß sie nicht gemeint waren, zu Hause in Dunkelheit zu versinken, und da sie Geld hatten und keine Abkunft oder Verbindung besaßen, so war es natürlich, daß sie den einzigen Vortheil, den sie besaßen, ein wenig aufdringlich zur Schau trugen. Ueberall, wo sie sich niederließen, gab es eine Art von Fehde zwischen ihnen und dem alten Adel, oder der alten Gentry, etwa wie die, welche in Frankreich zwischen dem Generalpachter und dem Marquis bestand. Diese Feindschaft der Aristokratie fuhr lange fort, die Beamten der Compagnie zu bezeichnen. Mehr als 20 Jahre nach der Zeit, von der wir sprechen, erklärte Burke, daß zu den Jakobinern gerechnet werden könnten: „die Ostindier fast bis auf den letzten Mann, die es nicht tragen können, ihre persön-

liche Wichtigkeit nicht in gleichem Verhältniß mit ihrem Vermögen zu finden."

Die Nabobs wurden bald eine höchst unpopuläre Menschenclasse. Einige von ihnen hatten im Osten ungemeine Talente entfaltet und dem Staate große Dienste geleistet; daheim aber zeigten sich ihre Talente nicht zu ihrem Vortheile und ihre Dienste waren wenig bekannt. Daß sie aus dunklen Verhältnissen herkamen, daß sie großes Vermögen erworben hatten, daß sie es in anmaßender Weise zur Schau legten, daß sie es in ausschweifender Weise verzehrten, daß sie den Preiß aller Dinge in ihrer Nachbarschaft, von den frischen Eiern an, bis zu den verrotteten Burgflecken, steigerten, daß ihre Livreen die von Herzogen überglänzten, daß ihre Kutschen schöner waren, als die des Lord Mayor, daß das Beispiel ihres zahlreichen und übelgeordneten Hausstandes das halbe Gesinde im Lande verdarb, daß Einige von ihnen, mit all ihrer Pracht, den Ton der guten Gesellschaft nicht treffen konnten, sondern trotz ihres Marstalles und der Masse ihrer Hausdiener, ihres Silbergeschirrs und Dresdner Porzellans, ihres Wildprets und Burgunders, immer gemeine Menschen blieben: das waren Dinge, welche sowohl in der Classe, aus der sie entsprossen waren, als in der Classe, in die sie sich zu drängen versucht hatten, den bitteren Widerwillen erweckten, welcher die Wirkung einer Mischung von Neid und Verachtung ist. Wenn aber zugleich die Rede ging, daß das Vermögen, was seinen Besitzer in den Stand gesetzt hatte, den Lordlieutenant bei dem Wettrennen zu verdunkeln, oder die Grafschaftswahl gegen das Haupt eines Hauses durchzusetzen, das so alt war, wie das große Lehnbuch, durch Verletzung öffentlicher Treue, durch Absetzung legitimer Fürsten, durch Versetzung ganzer Provinzen ins Elend, aufgehäuft worden sei, dann wurden ebenso sehr alle höheren und besseren Seiten des

menschlichen Wesens, wie die niederen und schlechten gegen den Elenden rege, der durch Schuld und Schande die Reichthümer erlangt hatte, die er jetzt mit anmaßender und geschmackloser Verschwendung ausstreute. Der unglückliche Nabob schien aus jenen Schwächen, auf welche die Komödie den schonungslosesten Spott gerichtet hat, und aus jenen Verbrechen zusammengesetzt zu sein, welche den tiefsten Schatten über die Tragödie geworfen haben, aus Turcaret und Nero, aus Monsieur Jourdain und Richard III. Ein Sturm von Verwünschung und Spott, wie er nur mit dem Ausbruch der öffentlichen Meinung gegen die Puritaner verglichen werden kann, der zur Zeit der Revolution eintrat, brach auf die Beamten der Compagnie los. Der humane Mann war über den Weg, auf welchem sie ihr Geld gewonnen, der haushälterische Mann über den Weg, auf welchem sie es verzehrten, von Schauder ergriffen. Der Dilettant spottete über ihren Mangel an Geschmack. Der Mann von Welt verwarf sie als gemeine Bursche. Die in Gesinnung und Styl entgegengesetztesten Schriftsteller, Methodisten und Freigeister, Philosophen und Possenreißer, waren einmal auf derselben Seite. Es ist schwerlich zu viel gesagt, daß, während einer Zeit von ungefähr 30 Jahren, die ganze leichtere Literatur von England von den Gefühlen gefärbt war, die wir geschildert haben. Foote brachte einen anglo-indianischen Großen auf die Bühne, wie er ausschweifend, ungroßmüthig und tyrannisch, sich der geringen Freunde seiner Jugend schämte, die Aristokratie haßte und doch kindische Gier hegte, zu ihr gezählt zu werden, sein Vermögen an Kuppler und Schmeichler vergeudete, seine Sänftenträger mit den kostbarsten Treibhauspflanzen ausputzte und die Unkundigen mit einem Gewäsch von Rupien, Laks und Jaghires in Erstaunen setzte. Mit feinerem Humor malte Mackenzie eine schlichte ländliche Familie, die durch die indischen Erwerbungen

eines ihrer Mitglieder zu plötzlichem Reichthum erhoben worden, und durch eine unbeholfene Nachäffung der Sitten der Großen Spott erregte. Cowper setzte in jener erhabenen Strafrede, die von dem echten Geiste der hebräischen Dichter erglüht, die Unterdrückung Indiens voran in der Reihe jener Nationalverbrechen, für welche Gott England mit Jahren unglücklichen Krieges, mit Niederlagen in seinen eigenen Meeren, und mit dem Verluste seines transatlantischen Reiches bestraft habe. Wenn Einer unserer Leser sich die Mühe nehmen will, in den staubigen Winkeln der Leihbibliotheken nach irgend einer vor 60 Jahren erschienenen Novelle zu suchen, so ist es wahrscheinlich, daß der Bösewicht oder zweite Bösewicht der Geschichte sich als ein wilder alter Nabob, mit einem unermeßlichen Vermögen, einer schwarzgelben Gesichtsfarbe, einer schlechten Leber und einem schlechteren Herzen erweisen wird.

So war, so viel wir jetzt beurtheilen können, die Stimmung des Landes über die Nabobs im Allgemeinen. Und Clive war im höchsten Grade der Nabob, unter der ganzen Brüderschaft der Begabteste, der Berühmteste, der Höchste an Rang, der Höchste an Vermögen. Sein Vermögen ward in einer Weise zur Schau gestellt, welche nicht verfehlen konnte, ein Odium zu erwecken. Er lebte mit großer Pracht auf dem Berkeleyplatze. Er erbaute einen Palast in Shropshire und einen anderen zu Claremont. Sein parlamentarischer Einfluß konnte es mit dem der größten Familien aufnehmen. Aber in all diesem Glanz und Gewicht fand der Neid etwas zu verspotten. Einigen seiner Verwandten scheint Vermögen und Rang so ungeschickt gestanden zu haben, wie Mackenzie's Margarethe Mushroom. Auch war er selbst, bei allen seinen großen Eigenschaften, nicht frei von jenen Schwächen, welche die Satyriker jener Zeit als charakteristisch für seine ganze Classe bezeichneten.

Im Felde zwar scheinen seine Gewohnheiten bemerkenswerth einfach gewesen zu sein. Er war beständig zu Pferde, wurde nie anders als in seiner Uniform gesehen, trug niemals Seide, kam niemals in einen Palankin und war mit der schlichtesten Kost zufrieden. Aber wenn er nicht mehr an der Spitze einer Armee war, vertauschte er diese spartanische Mäßigkeit mit der prahlerischen Ueppigkeit eines Sybariten. Obschon seine Gestalt nicht anmuthig war und obschon seine harten Züge nur durch ihren strengen, furchtlosen und gebietenden Ausdruck vor gemeiner Häßlichkeit bewahrt wurden, liebte er doch reiche und muntere Kleidung und füllte seine Garderobe mit ungereimter Verschwendung. Sir Johann Malcolm bringt uns einen des Sir Mathäus Mite würdigen Brief, worin Clive „200 Hemden, die besten und schönsten, die für Gunst oder Geld zu erlangen," bestellt. Einige wenige Thorheiten dieser Art, vom Gerücht gröblich übertrieben, machten einen ungünstigen Eindruck auf die öffentliche Meinung. Aber das war noch nicht das Schlimmste. Schwarze Geschichten, deren größter Theil reine Erfindungen waren, wurden in Betreff seines Verfahrens im Osten verbreitet. Er hatte das ganze Odium nicht blos jener schlechten Handlungen, zu denen er sich ein oder zwei Mal erniedrigt hatte, sondern aller schlechten Handlungen aller Engländer in Indien zu tragen, schlechter Handlungen, die in seiner Abwesenheit begangen worden, ja schlechter Handlungen, denen er mannhaft entgegengetreten war und die er streng bestraft hatte. Eben die Misbräuche, gegen die er einen ehrlichen, entschlossenen und erfolgreichen Krieg geführt hatte, wurden ihm zur Last gelegt. Er wurde in der That als die Personificirung aller Laster und Schwächen betrachtet, welche das Publicum, mit oder ohne Grund, den englischen Abenteurern in Asien zuschrieb. Wir selbst haben alte Leute, welche nichts von seiner Geschichte wuß-

ten, aber noch immer die in ihrer Jugend erfaßten Vorurtheile bewahrten, von ihm wie von einem eingefleischten Teufel sprechen hören. Johnson führte stets diese Sprache. Brown, welchen Clive zur Anlegung seiner Lustgärten gebrauchte, war erstaunt, in dem Hause seines vornehmen Arbeitsherrn eine Kiste zu sehen, die einst mit Gold aus der Schatzkammer von Murschedabad gefüllt gewesen war, und konnte nicht begreifen, daß das Gewissen des Verbrechers ihn, mit einem solchen Gegenstande so nahe an seinem Schlafzimmer, schlafen lassen könne. Das Landvolk von Surrey blickte mit geheimen Schaudern auf das stattliche Haus, das sich zu Claremont erhob, und raunte sich zu, daß der große ruchlose Lord die Mauern deshalb so dick habe machen lassen, um den Teufel abzuhalten, der ihn eines Tages leibhaftig holen werde. Unter den gaffenden Bauerburschen, welche diese schreckliche Geschichte einsogen, war ein nichtsnutziger häßlicher Bursche, Namens Hunter, seitdem als Wilhelm Huntington S. S. weit bekannt, und der Aberglaube, der mit der Schurkerei dieses merkwürdigen Betrügers seltsam vermischt war, scheint keine geringe Nahrung aus den Sagen geschöpft zu haben, die er über das Leben und den Charakter Clive's gehört hatte.

Mittlerweile war der Impuls, welchen Clive der Verwaltung Bengalens gegeben hatte, fortwährend schwächer und schwächer geworden. Seine Politik war in bedeutendem Maße aufgegeben worden; die Misbräuche, die er unterdrückt hatte, begannen wiederaufzuleben, und zuletzt wurden die Uebel, welche eine schlechte Regierung erzeugt hatte, durch eine jener furchtbaren Heimsuchungen verschlimmert, welche die beste Regierung nicht abwenden kann. Im Sommer 1770 blieben die Regen aus; die Erde war ausgetrocknet; die Wasserbehälter waren leer; die Flüsse schrumpften in ihren Betten zusammen, und eine

Hungersnoth, wie man sie nur in Ländern kennt, wo jeder Haushalt mit seinem Unterhalt von seinem eigenen kleinen Ackerplätzchen abhängt, füllte das ganze Thal des Ganges mit Elend und Tod. Zarte und feine Frauen, deren Schleier niemals vor dem Blicke des Publicums gelüftet worden, kamen aus den inneren Gemächern hervor, in denen orientalische Eifersucht ihre Schönheit bewacht hatte, warfen sich vor den Vorübergehenden auf die Erde und flehten, mit lauten Wehklagen, um eine Handvoll Reis für ihre Kinder. Der Hugly rollte Tag für Tag tausende von Leichnamen herab, dicht an den Vorhallen und Gärten der englischen Eroberer. Die Straßen selbst von Kalkutta waren von den Sterbenden und Todten verstopft. Die hageren und schwachen Ueberlebenden hatten nicht Energie genug, die Körper ihrer Verwandten zu den Scheiterhaufen, oder zu dem heiligen Strome zu tragen, oder auch nur die Schakals und Geyer zu verscheuchen, welche sich im Angesichte des Tages an menschlichen Ueberresten nährten. Der Belauf der Sterblichkeit ist niemals festgestellt worden, wurde aber im Volksmunde nach Millionen berechnet. Diese trauervolle Nachricht vermehrte die Aufregung, welche in England bereits über indische Angelegenheiten herrschte. Die Eigenthümer von Ostindischen Fonds wurden besorgt um ihre Dividenden. Alle Menschen mit gewöhnlichem Humanitätsgefühl waren gerührt von den Leiden unserer unglücklichen Unterthanen, und bald begann Unwille sich mit dem Mitleid zu mischen. Es ging das Gerücht, daß die Beamten der Compagnie die Hungersnoth durch Aufkauf des ganzen Reises im Lande verursacht hätten; daß sie Korn für den acht-, zehn-, zwölffachen Preis von dem verkauft hätten, zu dem sie es angekauft; daß ein englischer Beamter, der das Jahr vorher keine hundert Guineen gehabt, während dieser Zeit des Elends 60,000 Pf. nach London geschickt habe. Diese

Beschuldigungen halten wie für grundlos. Daß Beamte der Compagnie, seit Clive's Abreise, in Reis Geschäfte zu machen versucht hatten, ist wahrscheinlich. Daß sie, wenn sie in Reis Geschäfte machten, bei der Theuerung gewonnen haben müssen, ist gewiß. Aber es giebt keinen Grund, zu glauben, daß sie ein Uebel hervorriefen, oder verschlimmerten, welches natürliche Ursachen zur Genüge erklären. Das Geschrei, was bei dieser Gelegenheit gegen sie erhoben wurde, war, wie wir argwöhnen, ebenso ungereimt, wie die Beschuldigungen, welche in Zeiten heimischer Theuerung gegen Kornhändler ehedem von Staatsmännern und Richtern erhoben wurden, und noch jetzt von zwei oder drei alten Weibern erhoben werden. Es war indeß so laut und allgemein, daß es selbst einem so hoch über gemeine Vorurtheile erhabenen Verstande, wie dem Adam Smith's, imponirt zu haben scheint. Was noch merkwürdiger war, diese unglücklichen Vorgänge vermehrten die Impopularität des Lord Clive sichtlich. Er war schon einige Jahre in England gewesen, als die Hungersnoth eintrat. Keine seiner Maßregeln hatte den geringsten Bezug auf Hervorrufung einer solchen Calamität. Wenn die Beamten der Compagnie mit Reis gehandelt hatten, so hatten sie es in directer Verletzung der von ihm aufgestellten und während seiner Amtsführung entschlossen gehandhabten Vorschrift gethan. Doch in den Augen seiner Landsleute war er, wie wir gesagt haben, der Nabob, der personificirte anglo-indische Charakter, und während er in Surrey baute und pflanzte, wurde er für alle Wirkungen einer Zeit der Dürre in Bengalen verantwortlich gemacht.

Das Parlament hatte bis dahin unseren östlichen Besitzungen wenig Aufmerksamkeit gewidmet. Seit dem Tode Georgs II. hatte eine rasche Folge schwacher Verwaltungen, von denen jede vom Hofe abwechselnd geschmeichelt und betrogen wurde,

den Schein der Gewalt besessen. Intriguen im Palaste, Tumulte in der Hauptstadt und aufständische Bewegungen in den amerikanischen Colonien hatten den Rathgebern der Krone wenig Muße gelassen, indische Staatshändel zu studiren. Wo sie sich einmischten, war ihre Einmischung schwach und unentschlossen. Zwar hatte Lord Chatham, während der kurzen Periode seines Einflusses in den Rathschlüssen Georgs III., eine kühne und durchgreifende Maßregel in Betreff der Erwerbungen der Compagnie im Sinne gehabt. Aber seine Pläne wurden durch die seltsame Krankheit, welche um diese Zeit seinen glänzenden Geist zu umwölken begann, vereitelt.

Endlich im Jahre 1772 wurde es allgemein erkannt, daß das Parlament die indischen Angelegenheiten nicht länger vernachlässigen könne. Die Regierung war stärker, als irgend eine, die seit dem Bruche zwischen Mr. Pitt und der großen Whigverbindung im Jahre 1761 die Gewalt gehabt. Keine drängende Frage innerer oder europäischer Politik erforderte die Aufmerksamkeit der Staatsmänner. Es war eine kurze und trügerische Stille zwischen zwei Stürmen. Die durch die Middlesexwahl erzeugte Aufregung war vorüber; die Beschwerden Amerikas drohten noch nicht mit Bürgerkrieg; die finanziellen Verlegenheiten der Compagnie führten eine Krisis herbei; die Minister waren genöthigt, den Gegenstand aufzunehmen, und der ganze Sturm, der so lange im Ansammeln begriffen gewesen war, brach jetzt auf einmal auf das Haupt des Clive los.

Seine Lage war in der That besonders unglücklich. Er war im ganzen Lande gehaßt, gehaßt im Indiahause, gehaßt vor Allem von jenen reichen und mächtigen Dienern der Compagnie, deren Raubgier und Tyrannei er entgegengetreten war. Er hatte das zwiefache Odium seiner schlechten und guten Handlungen, jedes indischen Misbrauchs und jeder indischen Reform

zu tragen. Der Stand der politischen Welt war so, daß er nicht auf die Unterstützung einer mächtigen Verbindung rechnen konnte. Die Partei, zu der er gehört hatte, die des Georg Grenville, war der Regierung feindlich gewesen, und hatte sich doch niemals mit den anderen Abtheilungen der Opposition, mit der kleinen Schaar, welche noch immer dem Glück des Lord Chatham folgte, oder mit der großen und beachtenswerthen Anzahl, deren anerkannter Leiter Lord Rockingham war, von Herzen vereinigt. Georg Grenville war nun todt; seine Anhänger waren zerstreut, und Clive, außer Zusammenhang mit einer der mächtigen Parteien, die das Parlament theilten, konnte nur auf die Stimmen der Mitglieder rechnen, die er selbst in das Parlament gesendet. Seine Feinde, besonders die, welche die Feinde seiner Tugenden waren, waren rücksichtslos, wild, unversöhnlich. Ihre Bosheit bezweckte nichts Geringeres, als den äußersten Ruin seines Rufes und Glückes. Sie wünschten, ihn aus dem Parlamente gestoßen, seine Sporen abgehackt, sein Vermögen confiscirt zu sehen, und man kann im Zweifel sein, ob selbst ein solches Ergebniß ihren Durst nach Rache gestillt haben würde.

Clive's parlamentarische Taktik glich seiner militärischen Taktik. Verlassen, umzingelt, an Zahl übertroffen und Alles auf dem Spiele habend, beschied er sich nicht einmal, auf der Defensive zu stehen, sondern stürmte kühn zum Angriffe vorwärts. Auf einem frühen Stadium der Discussion über indische Angelegenheiten erhob er sich, und rechtfertigte sich in einer langen und sorgfältigen Rede gegen einen großen Theil der Beschuldigungen, welche gegen ihn erhoben worden. Er soll einen großen Eindruck auf seine Zuhörer gemacht haben. Lord Chatham, der es liebte, jetzt nur der Schatten seines früheren Selbst, auf der Bühne seines Ruhmes umzugehen, befand sich an jenem

Abend unter der Gallerie des Hauses der Gemeinen und erklärte, daß er niemals eine schönere Rede gehört habe. Sie wurde später unter Clive's Leitung gedruckt, und wenn man den Beistand, den er von literarischen Freunden erhalten haben mag, noch so hoch in Anschlag bringt, so beweist sie doch, daß er nicht blos starken Verstand und einen männlichen Geist, sondern auch Talente sowohl zur Untersuchung, als zur beredten Darstellung besessen habe, welche sorgfältige Pflege zur höchsten Vortrefflichkeit hätte ausbilden können. Er beschränkte seine Vertheidigung bei dieser Gelegenheit auf die Maßregeln seiner letzten Verwaltung, und war insofern erfolgreich, als seine Feinde es von da an für gut fanden, ihre Angriffe hauptsächlich gegen den früheren Theil seines Lebens zu richten.

Der frühere Theil seines Lebens bot zum Unglück einige angreifbare Punkte für ihre Feindseligkeit. Es wurde ein Ausschuß zur Untersuchung der indischen Angelegenheiten mittelst Abstimmung erwählt, und von diesem Ausschuß wurde die ganze Geschichte jener großen Revolution, welche Suradscha Dowla stürzte und Mir Dschaffier erhob, mit boshafter Sorgfalt durchspürt. Clive wurde dem schonungslosesten Verhör und Gegenverhör unterworfen, und klagte späterhin bitterlich, daß er, der Baron von Plassy, wie ein Schaafdieb behandelt worden sei. Die Kühnheit und Offenheit seiner Erwiederungen würde allein hinreichen, zu zeigen, wie fremd seiner Natur die Täuschungen waren, zu denen er, im Laufe seiner östlichen Unterhandlung, sich einigemale herabgelassen hatte. Er gestand die Kunstgriffe ein, die er angewendet, um Omichund zu betrügen, und sagte entschlossen, daß er sich derselben nicht schäme und daß er, unter denselben Umständen, wieder in derselben Weise handeln würde. Er gab zu, daß er von Mir Dschaffier ungeheuere Summen erhalten habe; aber er läugnete, daß er bei diesem Verfahren

irgend eine Verpflichtung der Sittlichkeit oder Ehre verletzt habe. Er erhob im Gegentheil, und nicht ohne einigen Grund, auf das Lob ungemeiner Uneigennützigkeit Anspruch. Er schilderte in lebendiger Sprache die Lage, in die ihn sein Sieg versetzt habe: ein großer Fürst von seinem Belieben abhängig; eine reiche Stadt in der Furcht, der Plünderung preißgegeben zu werden; vermögende Banquiers einander um seine Gunst überbietend; Gewölbe mit aufgehäuftem Gold und Juwelen für ihn allein eröffnet; „bei Gott, Herr Vorsitzender," rief er aus, „in diesem Augenblicke stehe ich erstaunt über meine eigene Mäßigung da."

Die Untersuchung war so umfänglich, daß die Häuser sich trennten, bevor sie vollendet war. Sie wurde in der folgenden Session fortgesetzt. Als der Ausschuß endlich seine Arbeiten geschlossen hatte, war es für einsichtsvolle und unparteiische Männer nicht sehr schwierig, sich über das Ergebniß zu entscheiden. Es war klar, daß Clive sich einiger Handlungen schuldig gemacht, die zu rechtfertigen unmöglich ist, ohne die Autorität aller geheiligtesten Gesetze anzugreifen, die den Verkehr von Individuen und Staaten regeln. Aber es war ebenso klar, daß er große Talente und selbst große Tugenden entwickelt, daß er sowohl seinem Vaterlande, als dem indischen Volke ungemeine Dienste geleistet hatte, und daß er in Wahrheit nicht wegen seines Verkehrs mit Mir Dschaffier, noch wegen des Betrugs, den er gegen Omichund verübt hatte, sondern wegen seines entschiedenen Widerstandes gegen Habsucht und Tyrannei jetzt zur Untersuchung gezogen wurde.

Gewöhnliche Criminaljustiz weiß nichts vom gegeneinander aufheben. Das größte Verdienst kann nicht als Einwand gegen eine Anklage wegen der geringsten Uebertretung geltend gemacht werden. Wenn Jemand am Sonntagmorgen Bier ver-

kauft hat, so kann er sich nicht damit vertheidigen, daß er das Leben eines Mitmenschen mit Gefahr seines eigenen gerettet habe. Wenn er einen neufundländer Hund an den Wagen seines kleinen Kindes geschirrt hat, so kann er sich nicht damit vertheidigen, daß er bei Waterloo verwundet worden. Doch nicht das ist der Weg, auf dem wir mit Männern verfahren sollen, welche, weit über gewöhnliche Schranken erhoben und durch mehr als gewöhnliche Versuchungen geprüft, auf ein mehr als gewöhnliches Maß der Nachsicht Anspruch haben. Solche Männer sollten von ihren Zeitgenossen mit dem Maße gerichtet werden, was die Nachwelt bei ihnen anwenden wird. Zwar sollen ihre schlechten Handlungen nicht gut genannt, aber ihre guten und schlechten Handlungen sollen ehrlich gewogen werden, und wenn im Ganzen die Guten überwiegen, so soll das Urtheil nicht blos ein freisprechendes, sondern ein billigendes sein. Nicht ein einziger großer Regent in der Geschichte kann von einem Richter freigesprochen werden, der sein Auge unerbittlich auf ein oder zwei nicht zu rechtfertigende Acte richtet. Bruce, der Befreier von Schottland, Moritz, der Befreier von Deutschland, Wilhelm, der Befreier von Holland, sein großer Nachkomme, der Befreier von England, Murray, der große Regent, Kosmus, der Vater seines Vaterlandes, Heinrich IV. von Frankreich, Peter der Große von Rußland, wie wollte der Beste von ihnen eine solche Prüfung bestehen? Die Geschichte erfaßt weitere Gesichtspunkte, und das beste Tribunal für große Staatsfälle ist das Tribunal, welches das Verdict der Geschichte vorausspricht.

Vernünftige und gemäßigte Männer von allen Parteien fühlten dies in Clive's Falle. Sie konnten ihn nicht für tadellos erklären; aber sie waren nicht geneigt, ihn jener niedrig denkenden und erbitterten Rotte preißzugeben, die ihn niederge-

rannt hatte und darauf brannte, ihn zu Tode zu quälen. Obwohl Lord North ihm nicht sehr hold war, so war er doch nicht geneigt, es aufs Aeußerste mit ihm zu treiben. Während die Untersuchung noch im Gange war, wurde Clive, der vor einigen Jahren zum Ritter des Bathordens ernannt worden, mit großem Pomp in der Kapelle Heinrichs VII. installirt. Er wurde bald darauf zum Lord Lieutenant von Shropshire bestellt. Bei dem Handkuß gewährte ihm Georg III., welcher stets für ihn eingenommen gewesen war, eine Privataudienz, sprach mit ihm eine halbe Stunde über indische Staatshändel, und war sichtlich gerührt, als der verfolgte General von seinen Diensten und von der Weise sprach, in der sie vergolten worden.

Endlich kamen die Beschuldigungen in einer bestimmten Form vor das Haus der Gemeinen. Burgoyne, Vorsitzender des Ausschusses, ein Mann von Witz, Welt und Ehre, ein angenehmer dramatischer Schriftsteller, ein Offizier, dessen Muth niemals bezweifelt worden und dessen Geschicklichkeit zu jener Zeit sehr geschätzt wurde, erschien als der Ankläger. Die Mitglieder der Verwaltung schlugen sich auf verschiedene Seiten; denn zu jener Zeit waren alle Fragen, mit Ausnahme Solcher, welche von der Regierung eingebracht waren, oder einen Tadel gegen die Regierung in sich faßten, offene Fragen. Thurlow, der Generalfiscal, war unter den Anklägern. Wedderburne, der Generalprocurator, Clive innig zugethan, vertheidigte seinen Freund mit außerordentlicher Kraft der Vertheidigung und Sprache. Es ist ein merkwürdiger Umstand, daß einige Jahre später Thurlow der vortretendste Kämpfer für Warren Hastings war, während Wedderburne zu den unnachgiebigsten Verfolgern dieses großen, wenn auch nicht fleckenlosen Staatsmannes gehörte. Clive sprach zu seiner eigenen Vertheidigung weniger lang und mit weniger Kunst, als im vorhergehenden Jahre,

aber mit viel Energie und Pathos. Er führte seine großen Thaten und seine Beschwerden auf, und nachdem er seine Zuhörer gebeten, zu bedenken, daß sie im Begriffe wären, nicht blos über seine Ehre, sondern über ihre eigene zu entscheiden, entfernte er sich aus dem Hause.

Die Gemeinen beschlossen, daß Erwerbungen, die durch die Waffen des Staats gemacht worden, dem Staate allein gehörten, und daß es illegal sei, wenn die Diener des Staats sich solche Erwerbungen selbst zueigneten. Sie beschlossen, daß diese heilsame Regel von den englischen Beamten in Bengalen systematisch verletzt worden zu sein scheine. An einem folgenden Tage beschlossen sie, daß Clive, vermittelst der Macht, die er als Befehlshaber der britischen Truppen in Indien besessen, große Summen von Mir Dschaffier erlangt habe. Hier hielt das Haus inne. Sie hatten den Major und den Minor von Burgoyne's Syllogismus votirt, aber sie scheuten sich, den logischen Schluß zu ziehen. Als beantragt ward, daß Lord Clive seine Befugnisse gemisbraucht und den öffentlichen Beamten ein übles Beispiel gegeben habe, wurde die vorläufige Frage gestellt und durchgebracht. Endlich, lange nachdem die Sonne über einer belebten Debatte aufgegangen war, beantragte Wedderburne, daß Lord Clive gleichzeitig seinem Vaterlande große und werthvolle Dienste geleistet, und dieser Antrag ging ohne Abstimmung durch.

Das Ergebniß dieser merkwürdigen Untersuchung scheint uns im Ganzen der Gerechtigkeit, Mäßigung und Einsicht der Gemeinen Ehre zu machen. Sie hatten allerdings keine große Versuchung, Unrecht zu thun. Sie würden sehr schlechte Richter über eine gegen Jenkinson oder gegen Wilkes eingebrachte Klage gewesen sein. Aber die Frage in Betreff Clive's war keine Parteifrage, und das Haus verfuhr demgemäß mit dem gesunden

Verstande und gesunden Gefühl, welche jederzeit von einer Versammlung englischer Gentlemen erwartet werden können, wenn sie nicht von Parteigeist geblendet sind.

Das billige und gemäßigte Verfahren des britischen Parlamentes wurde zu seinem größten Vortheil durch eine Folie gehoben. Die elende Regierung Ludwigs XV. hatte, direct oder indirect, fast jeden Franzosen gemordet, der seinem Vaterlande mit Auszeichnung im Osten gedient. Labourdonnais wurde in die Bastille geworfen, und verließ sie, nach Jahren des Leidens, um zu sterben. Dupleix, seines unermeßlichen Vermögens beraubt und durch demüthigendes Aufwarten in den Vorzimmern gebrochenen Herzens, sank in ein dunkles Grab. Lally wurde, mit einem Knebel zwischen seinen Lippen, zum gemeinen Richtplatz geschleppt. Die Gemeinen von England dagegen behandelten ihren lebenden Feldherrn mit jener richtig abwägenden Gerechtigkeit, welche gemeiniglich nur den Todten bewiesen wird. Sie stellten gesunde allgemeine Principien auf; sie deuteten in zarter Weise an, wo er von diesen Grundsätzen abgewichen sei, und sie milderten den sanften Tadel durch freigebiges Lob. Der Contrast fiel Voltaire auf, welcher immer parteiisch für England und immer geneigt war, die Misbräuche der französischen Parlamente ans Licht zu stellen. Es scheint sogar, als habe er zu jener Zeit eine Geschichte der Eroberung von Bengalen im Sinne gehabt. Er erwähnte seine Absicht gegen Dr. Moore, als dieser unterhaltende Schriftsteller ihn zu Ferney besuchte. Wedderburne interessirte sich sehr für die Sache und drängte Clive, Materialien zu liefern. Wäre der Plan zur Ausführung gebracht worden, so zweifeln wir nicht, daß Voltaire ein Buch geschrieben haben würde, was viel lebendige und malerische Erzählung, viele pikant ausgedrückte richtige und humane Bemerkungen, viele wun=

derliche Verwechselungen, viele Spöttereien über die mosaische Chronologie, viel Scandal von den katholischen Missionären, und viel, aus dem neuen Testamente gestohlene und in den Mund von tugendhaften und philosophischen Braminen gelegte sublime Theophilanthropie enthalten hätte.

Clive war nun im Genusse seines Vermögens und seiner Ehre sicher. Er war von anhänglichen Freunden und Verwandten umgeben, und er war noch nicht über die Zeit der körperlichen und geistigen Thatkraft hinaus. Aber schon lange waren Wolken über seinem Geiste im Ansammeln begriffen, und jetzt lagerten sie sich in dicker Finsterniß darüber. Von früher Jugend an war er Anfällen von jener seltsamen Melancholie unterworfen gewesen, „die sich unmäßig freut und vergnügt ist, wenn sie das Grab finden kann.“ Als er noch ein Schreiber zu Madras war, hatte er zweimal versucht, sich umzubringen. Geschäft und Glück hatten einen heilsamen Einfluß auf seinen Geist geübt. So lange er in Indien durch große Dinge beschäftigt war, so lange in England Reichthum und Rang noch den Reiz der Neuheit hatten, hatte er sich gegen sein angeborenes Uebel aufrecht erhalten. Aber er hatte jetzt nichts zu thun und nichts zu wünschen. Sein thätiger Geist in einer unthätigen Lage kränkelte und verwelkte, wie eine Pflanze in einer ihr nicht zusagenden Luft. Die Bosheit, mit der seine Feinde ihn verfolgt hatten, die unwürdige Art, mit der er von dem Ausschusse behandelt worden war, der, wenn auch noch so gelinde Tadel, den das Haus der Gemeinen ausgesprochen hatte, das Bewußtsein, daß er von einem großen Theile seiner Landsleute für einen grausamen und treulosen Tyrannen gehalten werde, das Alles wirkte zusammen, ihn zu reizen und niederzudrücken. Gleichzeitig wurde seine Stimmung durch heftiges körperliches Leiden geprüft. Während seines langen Aufenthaltes in tro=

pischen Himmelsstrichen hatte er sich mehrere schmerzliche Uebel zugezogen. Um Ruhe zu erhalten, hatte er seine Zuflucht zum Opium genommen, und er wurde allmälig der Sklave dieses verrätherischen Helfers. Bis zuletzt jedoch blitzte sein Genius gelegentlich durch das Dunkel. Es wird gesagt, daß er sich zuweilen, nachdem er Stunden lang schweigend und regungslos gesessen, zur Erörterung irgend einer großen Frage erweckte, alle Talente des Soldaten und des Staatsmannes in voller Kraft entfaltete, und dann wieder in seine melancholische Ruhe zurücksank.

Die Streitigkeiten mit Amerika waren jetzt so ernsthaft geworden, daß eine Berufung auf das Schwert unvermeidlich war, und die Minister verlangten sehr, die Dienste Clive's zu benutzen. Wäre er noch gewesen, was er war, als er die Belagerung von Patna aufhob und die holländische Armee und Flotte in der Mündung des Ganges vernichtete, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß der Widerstand der Colonisten niedergeschlagen, und daß die unvermeidliche Trennung um einige Jahre verschoben worden wäre. Aber es war zu spät. Sein starker Geist sank schnell unter mancherlei Arten des Leidens. Am 22. November 1774 starb er durch seine eigene Hand. Er hatte eben sein 49. Jahr vollendet.

In dem grauenvollen Ende so vielen Glückes und Ruhmes sah die Menge nur eine Bestätigung aller ihrer Vorurtheile, und einige Männer von wahrer Frömmigkeit und Geisteskraft vergaßen die Grundsätze sowohl der Religion, als der Philosophie so sehr, daß sie das traurige Ereigniß zuversichtlich der gerechten Rache Gottes und den Schrecken eines bösen Gewissens zuschrieben. Mit ganz anderen Gefühlen betrachten wir das Schauspiel der Zerstörung eines großen Geistes durch die Ermüdung der Uebersättigung, durch die Qualen verwunde-

ter Ehre, durch verderbliche Uebel und noch verderblichere Heilmittel.

Clive beging große Fehler, und wir haben es nicht versucht, sie zu verbergen. Aber wenn seine Fehler gegen seine Verdienste gewogen und in Verbindung mit seinen Versuchungen betrachtet werden, so scheinen sie uns ihn seines Rechtes auf eine ehrenvolle Stelle in dem Urtheil der Nachwelt nicht zu berauben.

Von seinem ersten Aufenthalt in Indien datirt der Ruhm der englischen Waffen in Osten. Bis er erschien, waren seine Landsleute als bloße Hausirer verachtet, während die Franzosen als ein zu Sieg und Herrschaft gebildetes Volk geehrt wurden. Sein Muth und Talent lösten den Zauber. Mit der Vertheidigung von Arcot hebt jene lange Reihe orientalischer Triumphe an, die mit dem Falle von Ghizni schließt. Auch dürfen wir nicht vergessen, daß er erst 25 Jahre alt war, als er sich reif zu militärischem Befehle erwies. Dies ist eine seltene, wenn nicht eine alleinstehende Auszeichnung. Es ist wahr, daß Alexander, Condé und Karl XII. in noch früherem Alter große Schlachten gewannen; aber diese Prinzen waren von Veteranengeneralen von ausgezeichneter Geschicklichkeit umgeben, deren Rathschlägen die Siege am Granikus, bei Rocroi und bei Narwa zugeschrieben werden müssen. Clive, ein unerfahrener Jüngling, hatte doch mehr Erfahrung, als Einer von Denen, die unter ihm standen. Der einzige Mann, so viel wir uns erinnern können, der in einem eben so frühen Alter gleichen Beweis von Talenten zum Kriege gab, war Napoleon Bonaparte.

Von Clive's zweitem Aufenthalte in Indien datirt das politische Uebergewicht der Engländer in diesem Lande. Seine Geschicklichkeit und Entschlossenheit verwirklichten, im Laufe weniger Monate, mehr als alle die glänzenden Visionen, die der

Phantasie des Dupleix vorgeschwebt hatten. Der glücklichste Proconsul hatte niemals dem römischen Gebiete einen solchen Umfang angebauten Landes, einen solchen Betrag von Einkommen, eine solche Menge von Unterthanen beigefügt. Auch waren niemals so reiche Spolien, unter Triumphbogen, die via sacra herab und über das gedrängte Forum zu der Schwelle des tarpejischen Jupiter getragen worden. Der Ruhm Derer, die den Antiochus und Tigranes unterworfen, verdunkelt sich, wenn er mit dem Glanze der Thaten verglichen wird, die der junge englische Abenteurer an der Spitze eines Heeres verrichtet, was an Zahl nicht der Hälfte einer römischen Legion gleichkam. Von Clive's drittem Aufenthalte in Indien datirt die Reinheit der Verwaltung unseres östlichen Reiches. Als er 1765 in Kalkutta landete, wurde Bengalen als ein Platz betrachtet, wohin Engländer geschickt wurden, um durch jegliches Mittel in der möglichst kürzesten Zeit reich zu werden. Er zuerst führte unerschrockenen und schonungslosen Krieg gegen jenes riesenhafte System der Unterdrückung, Erpressung und Bestechung. In diesem Kampfe setzte er mannhaft seine Ruhe, seinen Ruhm und sein glänzendes Vermögen aufs Spiel. Derselbe Gerechtigkeitssinn, der uns verbietet, die Fehler seiner früheren Tage zu verbergen, oder zu beschönigen, nöthigt uns, zuzugeben, daß diese Fehler in edler Weise gutgemacht worden. Wenn der Vorwurf von der Compagnie und ihren Beamten weggenommen worden ist, wenn in Indien das Joch der fremden Gebieter, anderwärts das Schwerste aller Joche, leichter befunden worden ist, als das irgend einer eingeborenen Dynastie, wenn jener Bande öffentlicher Räuber, welche ehedem über die ganze Ebene Bengalens Schrecken verbreiteten, eine Vereinigung von Beamten gefolgt ist, welche sich durch Geschicklichkeit und Fleiß nicht höher auszeichnen, als durch Redlichkeit, Uneigennützig-

keit und Gemeinsinn, wenn wir jetzt Männer, wie Munro, Elphinstone und Metcalfe, nachdem sie siegreiche Heere geführt, Könige geschaffen und entfernt haben, stolz auf ihre ehrenvolle Armuth aus einem Lande zurückkehren sehen, welches einstmals jedem gierigen Factor mit der Hoffnung grenzenlosen Reichthums winkte, so gebührt der Preiß dafür in nicht geringem Maße dem Clive. Sein Name steht hoch auf der Liste der Eroberer. Aber er wird auch auf einer besseren Liste gefunden, auf der Liste Derer, die für das Glück der Menschheit viel gethan und gelitten haben. Dem Krieger wird die Geschichte einen Platz in gleicher Reihe mit Lucullus und Trajan anweisen. Auch wird sie dem Reformator einen Theil der Verehrung nicht weigern, mit welcher Frankreich das Andenken Turgot's feiert, und mit welcher die spätesten Generationen der Hindus das Standbild des Lord Wilhelm Bentinck betrachten werden.

---

# Warren Hastings.*)

Dieses Buch scheint uns in Ausführung eines Contracts fabricirt zu sein, wodurch die Stellvertreter des Warren Hastings, auf der einen Seite, sich verpflichteten, Papiere zu liefern, und Mr. Gleig, auf der anderen Seite, sich verpflichtete, Lob zu liefern. Es ist nur gerecht, zu sagen, daß die Bedingungen auf beiden Seiten auf's Treueste beobachtet worden sind, und das Resultat liegt in der Gestalt von drei dicken schlechten Bänden, voll unverarbeiteter Correspondenz und urtheilsloser Lobrede, vor uns.

Wenn es der Mühe werth wäre, diese Arbeit im Einzelnen zu prüfen, so könnten wir leicht einen langen Artikel machen, indem wir lediglich ungenaue Angaben, geschmacklose Ausdrücke und unmoralische Lehren nachwiesen. Aber es würde nutzlos sein, Kritik an einen Büchermacher zu verschwenden, und was für Ansehen Mr. Gleig sich durch frühere Werke mit Recht ver-

*) 1841 auf Anlaß folgenden Werkes geschrieben: Memoiren aus dem Leben des Warren Hastings, ersten Generalgouverneurs von Bengalen. Aus Originalpapieren zusammengestellt von dem Ehrw. G. R. Gleig, M. A. 3 Bde. London, 1841. 8.

dient haben mag, als ein Büchermacher und als weiter nichts tritt er jetzt vor uns. Bedeutendere Männer, als Mr. Gleig, haben ziemlich ebenso schlecht geschrieben, als er, wenn sie sich zu ähnlicher Plackerei herabließen. Es würde ungerecht sein, Goldsmith nach seiner Geschichte Griechenlands, oder Scott nach seinem Leben Napoleon's zu beurtheilen. Mr. Gleig ist weder ein Goldsmith, noch ein Scott; aber es würde ungerecht sein, zu läugnen, daß er im Stande ist, etwas Besseres zu machen, als diese Memoiren. Auch würde es, wie wir hoffen und glauben, ungerecht sein, irgend einen christlichen Geistlichen zu beschuldigen, daß er mit Vorbedacht solche Sätze behaupte, wie wir in diesem Buche finden. Wir übertreiben nicht, wenn wir sagen, daß Mr. Gleig mehrere Stellen geschrieben hat, welche zu dem Fürsten des Macchiavelli in demselben Verhältnisse stehen, in welchem der Fürst des Macchiavelli zu der Ganzen Pflicht des Menschen steht, und welche in einer Räuberhöhle, oder am Bord eines Piratenschooners Erstaunen erregen würden. Aber wir sind geneigt, diese Verstöße der Eile, der Gedankenlosigkeit und jener Krankheit des Verstandes zuzuschreiben, die man den Furor biographicus nennen kann, und die für die Verfasser von Lebensbeschreibungen dasselbe ist, was der Kropf für einen Alpenhirten, oder das Erdeessen für einen Negersklaven.

Wir sind geneigt, zu glauben, daß wir den Wünschen unserer Leser am Besten entsprechen werden, wenn wir, statt uns bei den Fehlern dieses Buches aufzuhalten, lieber versuchen, wenn auch in einer nothwendig flüchtigen und unvollkommenen Weise, unsere eigene Ansicht über Leben und Charakter des Mr. Hastings darzulegen. Unsere Stimmung über ihn ist nicht genau die des Hauses der Gemeinen, was ihn im Jahre 1787 anklagte; sie ist auch nicht die des Hauses der Gemeinen, was im Jahre 1813

zu seinem Empfange das Haupt entblößte und aufstand. Er besaß große Eigenschaften, und er hatte dem Staate große Dienste geleistet. Aber ihn als einen Mann von fleckenloser Tugend darstellen, heißt ihn lächerlich machen, und aus Rücksicht auf sein Andenken, wenn aus keinem anderen Gefühle, würden seine Freunde wohlgethan haben, solch kindischer Schmeichelei keine Stütze zu leihen. Wir glauben, wenn er noch am Leben wäre, würde er Einsicht genug und Geistesgröße genug besitzen, um zu wünschen, so dargestellt zu werden, wie er war. Er muß gewußt haben, daß dunkle Flecken sich auf seinem Ruhme fanden. Er mag aber auch mit Stolz gefühlt haben, daß der Glanz seines Ruhmes manche Flecken ertragen könne. Er würde, wir sind es überzeugt, selbst die Strenge des Mr. Mill der Prahlerei des Mr. Gleig vorgezogen haben. Er würde gewünscht haben, daß die Nachwelt ein Bild von ihm habe, nehme es sich auch nicht günstig aus, lieber als eine zugleich nichtssagende und unnatürliche Sudelei, weder ihm, noch sonst Jemand gleichend. „Malen Sie mich, wie ich bin," sagte Oliver Cromwell, als er dem jungen Lely saß. „Wenn Sie die Narben und Runzeln weglassen, so werde ich Ihnen keinen Schilling bezahlen." Selbst in so Geringfügigem zeigte der große Protector seinen gesunden Verstand und seine Hochherzigkeit. Er wünschte nicht, daß über dem eitlen Versuche, ihm die regelmäßigen Züge und glatten, blühenden Wangen der krausköpfigen Lieblinge Karl's I. zu geben, alles Charakteristische in seiner Gesichtsbildung verloren gehe. Er war zufrieden, wenn sein Gesicht mit allen den Makeln, welche durch Zeit, durch Krieg, durch schlaflose Nächte, durch Sorge, vielleicht durch Reue darauf gebracht worden, aber mit Muth, Staatskunst, Autorität und Sorge für's Gemeinwohl, in all seine fürstlichen Züge geschrieben, hervorgehe. In solcher Weise müssen wahrhaft große Männer, wenn sie ihren

eigenen Vortheil verstehen, wünschen, daß ihr Charakter gemalt werde.

Warren Hastings stammte aus einem alten und erlauchten Geschlecht. Es ist versichert worden, daß sein Stammbaum bis zu dem großen dänischen Seekönig zurückverfolgt werden könne, dessen Segel lange der Schrecken beider Küsten des britischen Canals waren, und der, nach manchen wilden und zweifelhaften Kämpfen, zuletzt dem Muthe und Genie des Alfred wich. Doch der zweifellose Glanz des Geschlechtes der Hastings bedarf keines Aufputzes durch die Fabel. Ein Zweig dieses Geschlechts trug im 14. Jahrhunderte die Earlskrone von Pembroke. Von einem anderen Zweige stammte der berühmte Kämmerer, der treue Anhänger der Weißen Rose, dessen Schicksal sowohl Dichtern als Geschichtschreibern ein so ergreifendes Thema geliefert hat. Seine Familie erhielt von den Tudors das Earlthum Huntingdon, welches, nachdem sie lange aus dessen Besitz gesetzt gewesen, in unserer Zeit durch eine Reihe von Ereignissen, wie sie kaum im Roman ihres Gleichen haben, zurückerlangt ward.

Die Grundherren von Daylesford in Worcestershire machten Anspruch darauf, als die Häupter dieser ausgezeichneten Familie zu gelten. Zwar gedieh der Hauptstamm weniger, als einige der jüngeren Schößlinge. Aber die Daylesforder Familie, wenn auch nicht in den hohen Adel erhoben, war vermögend und hochangesehen, bis, etwa vor 200 Jahren, der große Umsturz des Bürgerkrieges über sie hereinbrach. Der Hastings jener Zeit war ein eifriger Cavalier. Er nahm Geld auf seine Ländereien auf, schickte sein Silbergeschirr in die Münze nach Oxford, stieß zu der königlichen Armee, und nachdem er sein halbes Besitzthum in der Sache König Karls verwendet hatte, war er froh, sich dadurch loszukaufen, daß er den größten Theil der übrigen Hälfte auf den Sprecher Lenthal übertrug. Der alte Sitz

zu Daylesford blieb noch in der Familie, konnte aber nicht länger behauptet werden und wurde in der folgenden Generation an einen Londoner Kaufmann verkauft.

Bevor diese Uebertragung stattfand, hatte der letzte Hastings von Daylesford seinen zweiten Sohn zu dem Rectorate des Kirchspiels präsentirt, worin der alte Wohnsitz seiner Familie lag. Die Pfründe war von geringer Bedeutung, und die Lage des armen Geistlichen war, nach dem Verkaufe des Gutes, beklagenswerth. Er war beständig in Processe mit dem neuen Grundherrn über seine Zehnten verwickelt und wurde zuletzt gänzlich ruinirt. Sein ältester Sohn, Howard, ein wohlgezogener junger Mann, erhielt eine Stelle bei den Zöllen. Der zweite Sohn, Pynaston, ein müssiger, nichtsnutziger Bursche, heirathete, bevor er 16 Jahre alt war, verlor seine Frau in zwei Jahren und starb in Westindien, indem er der Sorge seines unglücklichen Vaters einen kleinen Waisen hinterließ, der zu seltsamen und merkwürdigen Glückswechseln bestimmt war.

Warren, der Sohn Pynaston's, wurde am 6. December 1732 geboren. Seine Mutter starb wenige Tage nachher, und er fiel seinem bedrängten Großvater anheim. Das Kind wurde zeitig in die Dorfschule geschickt, wo er seine Buchstaben auf derselben Bank mit den Söhnen des Landvolkes lernte. Auch deutete nichts in seiner Kleidung oder Kost darauf hin, daß sein Leben einen ganz anderen Verlauf nehmen sollte, als das der jungen Landleute, mit denen er lernte und spielte. Aber keine Wolke konnte das Aufdämmern so vielen Genies und so vielen Ehrgeizes verdunkeln. Die Ackersleute sogar bemerkten und dachten lange daran, mit welcher Liebe der kleine Warren sich an sein Buch machte. Der tägliche Anblick der Ländereien, die seine Ahnen besessen, und die in die Hände Fremder übergegangen waren, erfüllte sein junges Hirn mit wilden Phantasien und Entwürfen.

Er liebte es, Geschichten von dem Reichthum und der Größe seiner Vorfahren, von ihrem glänzenden Haushalte, ihrer Loyalität und ihrem Muthe zu hören. An einem schönen Sommertage lag der Knabe, damals gerade sieben Jahre alt, an dem Ufer des Baches, der durch die alte Besitzung seines Hauses fließt, um zur Isis zu stoßen. Hier, wie er siebzig Jahre später den Vorgang erzählte, erwachte in seinem Geiste ein Plan, den er, durch alle Wechsel seiner ereignißvollen Laufbahn, niemals aufgegeben hat. Er wollte das Gut wiedererlangen, was seinen Vätern gehört hatte. Er wollte Hastings von Daylesford sein. Dieser Vorsatz, in Kindheit und Armuth gebildet, wurde stärker, wie sein Verstand sich erweiterte, und wie sein Glück stieg. Er verfolgte seinen Plan mit jener ruhigen, aber unbezwingbaren Willensstärke, welche die bezeichnendste Eigenthümlichkeit seines Charakters war. Als er, unter einer tropischen Sonne, 50 Millionen Asiaten regierte, wiesen seine Hoffnungen, inmitten der Sorgen des Kriegs, der Finanzen und der Gesetzgebung, immer noch auf Daylesford hin. Und als sich sein langes öffentliches Leben, so eigenthümlich aus gut und übel, aus Ruhm und Schmähung gemischt, zuletzt für immer geschlossen hatte, war es Daylesford, wohin er sich zurückzog, um zu sterben.

Als er acht Jahre alt war, beschloß sein Oheim Howard, für ihn Sorge zu tragen und ihm eine freisinnige Erziehung zu geben. Der Knabe ging nach London hinauf und wurde in eine Schule zu Newington geschickt, wo er gut unterrichtet, aber schlecht genährt wurde. Er schrieb immer die Dürftigkeit seiner Statur der schlechten und spärlichen Kost dieser Anstalt zu. Im zehnten Jahre wurde er in die Westminsterschule versetzt, welche damals unter der Pflege des Dr. Nichols blühte. Vinny Burne, wie seine Zöglinge ihn aus Zuneigung nannten, war einer der Lehrer. Churchill, Colman, Lloyd, Cumberland, Cow-

per befanden sich unter den Schülern. Mit Cowper schloß Hastings eine Freundschaft, welche weder der Verlauf der Zeit, noch eine große Verschiedenheit der Meinungen und Strebungen gänzlich auflösen konnte. Es scheint nicht, daß sie sich jemals trafen, nachdem sie zum Mannesalter gereift waren. Aber 40 Jahre später, als die Stimmen vieler großen Redner nach Rache gegen den Unterdrücker Indiens riefen, konnte der schüchterne und einsame Dichter sich den Generalgouverneur Hastings nur als den Hastings vorstellen, mit dem er auf der Themse gerudert und in dem Kreuzgange gespielt hatte, und weigerte sich, zu glauben, daß ein so gutartiger Kamerad irgend ein großes Unrecht begangen haben könne. Sein eigenes Leben war in Beten, Nachsinnen und Reimen unter den Wasserlilien der Ouse verstrichen. Er hatte in nicht gewöhnlichem Maße die Unschuld der Kindheit bewahrt. Sein Geist war zwar streng geprüft worden, doch nicht durch Versuchungen, die ihn zu irgend einer groben Verletzung der socialen Moral getrieben hätten. Er war niemals durch Verbindungen von mächtigen und tödtlichen Feinden angegriffen worden. Er war niemals genöthigt worden, eine Wahl zwischen Unschuld und Größe, zwischen Verbrechen und Untergang zu treffen. Wie fest er in der Theorie an der Lehre von der menschlichen Sündhaftigkeit hielt, seine Gewohnheiten waren solche, daß er außer Stande war, zu begreifen, wie weit von dem Pfade des Rechten selbst gutmüthige und edle Naturen durch die Wuth des Streites und die Lust der Herrschaft gedrängt werden mögen.

Hastings hatte einen anderen Genossen zu Westminster, den wir häufig zu erwähnen Gelegenheit haben werden, Elias Impey. Wir wissen wenig über ihre Schultage. Aber wir denken, wir können die Vermuthung mit Sicherheit wagen, daß Hastings, so oft er einen mehr als gewöhnlich leichtfertigen Possen

zu spielen wünschte, Impey mit einem Törtchen oder Balle bestach, die Last des schlimmsten Theils des Streiches auf sich zu nehmen.

Warren zeichnete sich unter seinen Kameraden als ein trefflicher Schwimmer, Bootführer und Schüler aus. Mit 14 Jahren war er der Erste in dem Stiftungsexamen. Sein Name in goldenen Lettern auf dem Schlafsaale bezeugt noch seinen Sieg über viele ältere Mitbewerber. Er blieb noch zwei Jahre auf der Schule und hatte einen Studentenplatz in Christchurch in Aussicht, als ein Ereigniß eintrat, welches den ganzen Lauf seines Lebens änderte. Howard Hastings starb, seinen Neffen der Sorge eines Freundes und entfernten Verwandten, Namens Chiswick, vertrauend. Dieser Gentleman lehnte den Auftrag zwar nicht unbedingt ab, wünschte aber, sich so bald als möglich davon loszumachen. Dr. Nichols machte starke Vorstellungen gegen die Grausamkeit, die Studien eines Jünglings zu unterbrechen, welcher zu versprechen schien, Einer der ersten Gelehrten des Zeitalters zu werden. Er erbot sich sogar, die Kosten der Sendung seines Lieblingszöglings nach Oxford zu tragen. Aber Mr. Chiswick war nicht zu bewegen. Er hielt die Jahre, die bereits an Hexameter und Pentameter verschwendet worden, für völlig hinreichend. Es stand in seiner Macht, für den Burschen eine Schreiberstelle im Dienste der Ostindischen Compagnie zu erhalten. War der junge Abenteurer einmal eingeschifft, so mochte er nun ein Glück machen, oder an einem Leberleiden sterben, in beiden Fällen hörte er auf, eine Last für irgend Jemanden zu sein. Warren wurde demnach aus der Westminsterschule weggenommen, und für einige Monate auf eine Handelsakademie gethan, um Arithmetik und Buchhalterei zu studiren. Im Januar 1750, wenige Tage nachdem er sein 17tes Jahr vollendet hatte, segelte er nach Bengalen ab,

und kam im folgenden October an seinem Bestimmungsorte an.

Er wurde unverzüglich an ein Schreibepult im Secretairsbureau zu Kalkutta gestellt, und arbeitete da zwei Jahre hindurch. Fort William war damals eine reine Handelsniederlassung. Im südlichen Indien hatte die übergreifende Politik des Dupleix die Beamten der Compagnie, gegen ihren Willen, in Diplomaten und Generäle verwandelt. Der Thronfolgekrieg wüthete in Karnatik, und der Stand des Glückes war durch das Genie des jungen Robert Clive plötzlich gegen die Franzosen gewendet worden. In Bengalen aber waren die europäischen Ansiedler, in Frieden mit den Eingeborenen und untereinander, lediglich mit Hauptbüchern und Frachtbriefen beschäftigt.

Nachdem er zwei Jahre mit Rechnungsführen in Kalkutta verbracht, wurde Hastings das Land hinauf nach Kossimbazar geschickt, welche Stadt am Hugly, ungefähr eine Meile von Murschedabad, liegt und, wenn wir kleine Dinge mit Großen vergleichen dürfen, zu Murschedabad damals in dem Verhältnisse stand, in welchem die City von London zu Westminster steht. Murschedabad war der Wohnsitz des Fürsten, der, mit einer der Form nach vom Mogul ausgegangenen Autorität, in der Wirklichkeit aber unabhängig, die drei großen Provinzen Bengalen, Orissa und Bahar beherrschte. In Murschedabad waren der Hof, der Harem und die öffentlichen Aemter. Kossimbazar war ein Hafen- und Handelsplatz, berühmt wegen der Menge und Trefflichkeit der Seidenwaaren, die auf seinen Märkten verkauft wurden, und fortwährend Flotten von reichbeladenen Barken empfangend und aussendend. An diesem wichtigen Punkte hatte die Compagnie eine kleine Factorei errichtet, welche der des Fort William untergeordnet war. Hier wurde

Hastings mehrere Jahre dazu angewendet, mit eingeborenen Mäklern Einkäufe von Stoffen abzuschließen. Während er so beschäftigt war, folgte Suradscha Dowla in der Regierung und erklärte Krieg gegen die Engländer. Die wehrlose Niederlassung zu Kossimbazar, welche dicht an der Hauptstadt des Tyrannen lag, wurde augenblicklich genommen. Hastings wurde als Gefangener nach Murschedabad geschickt, aber, in Folge der humanen Fürsprache der Beamten der holländischen Compagnie, mit Nachsicht behandelt. Mittlerweile rückte der Nabob auf Kalkutta, der Gouverneur und der Commandant flohen, Stadt und Citadelle wurden genommen und die meisten englischen Gefangenen kamen in der schwarzen Höhle um.

In diesen Vorgängen nahm die Größe des Warren Hastings ihren Ursprung. Der flüchtige Gouverneur und seine Gefährten hatten ihr Asyl auf dem traurigen Inselchen Fulda, nahe an der Mündung des Hugly, genommen. Sie verlangten natürlich danach, vollständige Auskunft über die Maßregeln des Nabob zu erlangen, und Niemand schien mehr im Stande, diese zu liefern, als Hastings, der in einer leichten Gefangenschaft in der unmittelbaren Nähe des Hofes lebte. So wurde er ein diplomatischer Agent und begründete sich bald einen hohen Ruf der Geschicklichkeit und Entschlossenheit. Der Verrath, der in einer späteren Periode für Suradscha Dowla verhängnißvoll ward, war bereits im Gange, und Hastings wurde zu den Berathungen der Verschworenen zugelassen. Aber die Zeit zum Losschlagen war noch nicht eingetreten. Es war nothwendig, die Ausführung des Planes aufzuschieben, und Hastings, jetzt in äußerster Gefahr, floh nach Fulda.

Bald nach seiner Ankunft in Fulda erschien die von Clive befehligte Expedition von Madras auf dem Hugly. Warren, jung, unerschrocken und wahrscheinlich durch das Beispiel des

Befehlshabers der Truppen angeregt, der, nachdem er gleichfalls ein Handelsagent der Compagnie gewesen, durch öffentliche Unfälle in einen Soldaten verwandelt worden war, entschloß sich, in den Reihen zu dienen. Während der ersten Operationen des Krieges trug er eine Muskete. Aber das scharfe Auge des Clive erkannte bald, daß der Kopf des jungen Freiwilligen nützlicher sein würde, als sein Arm. Als, nach der Schlacht von Plassy, Mir Dschaffier zum Nabob von Bengalen ausgerufen wurde, ward Hastings bestimmt, am Hofe des neuen Fürsten als Agent der Compagnie zu bleiben.

Er blieb in Murschedabad bis zum Jahre 1761, wo er Mitglied des Raths wurde und demgemäß genöthigt war, in Kalkutta zu wohnen. Dies war während der Zwischenzeit zwischen Clive's erster und zweiter Verwaltung, eine Zwischenzeit, welche auf dem Ruhme der Ostindischen Compagnie einen Flekken gelassen hat, der durch viele Jahre gerechter und humaner Regierung nicht gänzlich verwischt ist. Mr. Vansittart, der Gouverneur, stand an der Spitze eines neuen und anomalen Reiches. Auf der einen Seite war eine Schaar englischer Beamten, kühn, gescheidt, nach Reichthum begierig. Auf der anderen Seite war eine große Bevölkerung, hilflos, zaghaft, gewohnt, sich unter Bedrückung zu beugen. Die stärkere Raçe abzuhalten, die Schwächere zu ihrer Beute zu machen, war ein Unternehmen, welches die Talente und die Energie des Clive aufs Aeußerste in Anspruch nahm. Vansittart war, bei redlichen Absichten, ein schwacher und unthätiger Regent. Wie natürlich, durchbrach die Herrscherkaste alle Schranken, und dann sah man, was wir für das Schrecklichste aller Schauspiele halten, die Stärke der Civilisation ohne ihre Barmherzigkeit. Gegen jeden anderen Despotismus giebt es einen Zügel, unvollkommen zwar und grobem Misbrauche ausgesetzt, doch aber

hinreichend, die Gesellschaft vor dem letzten Extrem des Elends zu bewahren. Es kommt eine Zeit, wo die Uebel der Unterwerfung augenscheinlich größer sind, als die des Widerstandes, wo die Furcht selbst eine Art von Muth erzeugt, wo ein krampfhafter Ausbruch der Wuth und Verzweiflung des Volkes die Tyrannen warnt, nicht zu viel auf die Geduld der Menschheit hin zu wagen. Aber gegen eine schlechte Regierung, wie sie damals Bengalen bedrängte, war es unmöglich, zu streiten. Die höhere Intelligenz und Energie der herrschenden Classe machten ihre Macht unwiderstehlich. Ein Krieg von Bengalesen gegen Engländer war wie ein Krieg von Schafen gegen Wölfe, von Menschen gegen böse Geister. Der einzige Schutz, den die bezwungenen Feinde finden konnten, lag in der Mäßigung, der Milde, der weitblickenden Politik der Bezwinger. Diesen Schutz fanden sie in einer späteren Zeit. Im Anfang aber kam die englische Macht unter sie, nicht begleitet von der englischen Sittlichkeit. Es gab eine Zwischenzeit zwischen der Zeit, wo sie unsere Unterthanen wurden, und der Zeit, wo wir zu bedenken anfingen, daß wir verbunden seien, Regentenpflichten gegen sie zu üben. Während dieser Zwischenzeit bestand das Geschäft eines Beamten der Compagnie lediglich darin: den Eingeborenen so schnell als möglich ein 100—200,000 Pfund abzupressen, um, bevor die Gesundheit von der Hitze gelitten, eine Peerstochter zu heirathen, verrottete Burgflecken in Cornwall zu kaufen und Bälle im St. Jamesplatze zu geben. Von dem Verhalten Hastings' zu jener Zeit ist wenig bekannt; aber das Wenige, was bekannt ist, und der Umstand, daß wenig bekannt ist, muß als ehrenvoll für ihn betrachtet werden. Er konnte die Eingeborenen nicht beschützen; Alles, was er thun konnte, war, sich der Plünderung und Bedrückung derselben zu enthalten: und das scheint er gethan zu haben. Es ist gewiß, daß er

zu jener Zeit fortfuhr, arm zu sein, und es ist ebenso gewiß, daß es ihm leicht gewesen wäre, durch Grausamkeit und Unredlichkeit reich zu werden. Es ist gewiß, daß er niemals beschuldigt wurde, an den schlimmsten Misbräuchen, welche damals herrschten, einen Theil gehabt zu haben, und es ist ziemlich ebenso gewiß, daß, wenn er einen Theil an diesen Misbräuchen gehabt hätte, die geschickten und erbitterten Feinde, die ihn nachmals verfolgten, nicht verfehlt haben würden, seine Schuld zu entdecken und zu verkündigen. Die scharfe, strenge und selbst böswillige Untersuchung, welcher sein ganzes öffentliches Leben unterworfen wurde, eine Untersuchung, die, wie wir glauben, ihres Gleichen nicht hat in der Geschichte der Menschheit, ist in einem Betrachte vortheilhaft für seinen Ruf. Sie brachte viele beklagenswerthe Flecken ans Licht; aber sie berechtigt ihn, für rein von jedem Flecken zu gelten, welcher nicht ans Licht gebracht worden.

Die Wahrheit ist, daß die Versuchungen, denen so viele englische Beamte in der Zeit des Mr. Vansittart unterlagen, nicht Versuchungen waren, die sich an die herrschenden Leidenschaften des Warren Hastings gerichtet hätten. Er war nicht ekel in Geldgeschäften; aber er war weder schmutzig, noch habgierig. Er war ein viel zu einsichtsvoller Mann, um auf ein großes Reich blos mit den Augen zu blicken, mit welchen ein Bukkanier auf eine Gallione blicken würde. Wäre sein Herz auch viel schlechter gewesen, als es war, sein Verstand würde ihn vor jenem Aeußersten der Schlechtigkeit bewahrt haben. Er war ein rücksichtsloser, vielleicht ein grundsatzloser Staatsmann; aber er war doch ein Staatsmann und kein Freibeuter.

Im Jahre 1764 kehrte Hastings nach England zurück. Er hatte nur ein sehr mäßiges Vermögen zusammengebracht, und dieses mäßige Vermögen wurde, theils durch seine lobens-

werthe Liberalität und theils durch seine schlechte Verwaltung, bald auf Nichts reducirt. Gegen seine Verwandten scheint er sehr großmüthig verfahren zu sein. Den größeren Theil seiner Ersparnisse ließ er in Bengalen, wahrscheinlich in der Hoffnung, die bengalischen hohen Zinsen zu erhalten. In der Regel aber gehen hoher Zinsfuß und schlechte Sicherheit Hand in Hand, und Hastings verlor sowohl Interessen als Capital.

Er blieb vier Jahre in England. Von seinem Leben in dieser Zeit ist sehr wenig bekannt. Indeß ist behauptet worden und ist sehr wahrscheinlich, daß liberale Studien und die Gesellschaft von Männern des literarischen Lebens einen großen Theil seiner Zeit ausfüllten. Es muß zu seiner Ehre erwähnt werden, daß in Tagen, wo die Sprachen des Osten von anderen Beamten der Compagnie blos als Mittel der Communication mit Webern und Geldwechslern betrachtet wurden, sein weitblickender und ausgebildeter Geist in asiatischem Wissen nach neuen Formen geistigen Genusses und nach neuen Ansichten über Regierung und Gesellschaft suchte. Vielleicht war er, wie die meisten Personen, welche Wissenszweigen, die von der gewöhnlichen Straße abliegen, viele Aufmerksamkeit gewidmet haben, geneigt, den Werth seiner Lieblingsstudien zu überschätzen. Er meinte, die Pflege der persischen Literatur könne mit Nutzen zu einem Theile der liberalen Erziehung eines englischen Gentleman gemacht werden, und er entwarf einen Plan zu diesem Ende. Man hat gesagt, die Universität Oxford, auf welcher das orientalische Wissen, seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften, niemals gänzlich vernachlässigt worden ist, habe der Sitz des Institutes werden sollen, das er im Sinne hatte. Eine Dotation wurde von der Freigebigkeit der Compagnie erwartet, und vollkommen zur Auslegung des Hafiz und Ferdusi befähigte Professoren sollten im Osten angeworben werden.

Hastings machte Johnson seinen Besuch, wie es scheinen sollte, in der Hoffnung, einen Mann für sein Project zu interessiren, der den höchsten literarischen Ruf genoß, und der mit Oxford in genauer Verbindung stand. Die Unterredung scheint in Johnson's Geiste einen sehr günstigen Eindruck in Betreff der Talente und Vorzüge seines Besuchers hinterlassen zu haben. Lange nachher, als Hastings die unermeßliche Bevölkerung des britischen Indien regierte, schrieb der alte Philosoph an ihn, und bezog sich in den artigsten Ausdrücken, doch mit großer Würde, auf ihre kurze, aber angenehme Berührung.

Hastings fing bald an, wieder nach Indien auszuschauen. Er hatte wenig, was ihn an England fesselte, und seine Geldverlegenheiten waren groß. Er ging seine alten Herren, die Directoren, um Anstellung an. Sie willigten, mit großen Belobigungen sowohl seiner Geschicklichkeiten, als seiner Rechtschaffenheit, in sein Gesuch, und bestellten ihn zum Mitgliede des Rathes zu Madras. Es würde ungerecht sein, nicht zu erwähnen, daß er, wenn auch genöthigt, zu seiner Ausrüstung Geld zu borgen, doch keinen Theil der Summe zurückzog, die er zur Unterstützung seiner bedrängten Verwandten angewiesen hatte. Im Frühjahr 1769 schiffte er sich am Bord des Herzogs von Grafton ein, und begann eine Fahrt, welche durch Vorfälle bezeichnet wurde, die zu einer Novelle Stoff liefern könnten.

Unter den Passagieren in dem Herzog von Grafton befand sich ein Deutscher Namens Imhoff. Er nannte sich einen Baron, war aber in bedrängten Umständen und war im Begriff, als Portraitmaler nach Madras zu gehen, in der Hoffnung, einige von den Pagodas aufzulesen, welche damals von den Engländern in Indien leicht gewonnen und eben so leicht verthan wurden. Den Baron begleitete seine Frau, die, wie wir ir-

gendwo gelesen haben, in Archangel geboren war. Dieses junge Frauenzimmer, das unter dem Polarkreise geboren und bestimmt war, unter dem Wendekreise des Krebses die Rolle einer Königin zu spielen, besaß ein angenehmes Aeußere, einen gebildeten Geist und im höchsten Grade gewinnende Manieren. Sie verachtete ihren Gatten herzlich, und wie die Geschichte, die wir zu erzählen haben, hinlänglich beweist, nicht ohne Grund. Sie fand sich durch Hastings Conversation interessirt und durch seine Aufmerksamkeiten geschmeichelt. Die Lage war in der That gefährlich. Kein Platz ist so förderlich, zur Bildung entweder inniger Freundschaften, oder tödtlicher Feindschaften, als ein Ostindienfahrer. Es giebt sehr wenige Leute, die nicht eine Seefahrt, welche mehrere Monate dauert, unerträglich langweilig finden. Alles ist willkommen, was diese lange Eintönigkeit unterbrechen mag: ein Schiff, ein Haifisch, ein Albatros, ein über Bord fallender Mensch. Viele Passagiere finden einige Hilfe darin, daß sie zweimal so viel Mahlzeiten halten, als am Lande. Aber die Hauptmittel zum Zeittödten sind Zanken und Courmachen. Die Erleichterungen für diese beiden aufregenden Bestrebungen sind groß. Die Inwohner des Schiffes sind weit mehr durch einander geworfen, als in irgend einem Landsitze, oder Speisehause. Niemand kann den Uebrigen entgehen, wenn er sich nicht in eine Zelle einkerkert, in der er sich kaum umdrehen kann. Jede Speisung, jede Bewegung wird in Gesellschaft vorgenommen. Ceremoniel ist bis zu einem weiten Grade verbannt. Es liegt jeden Tag in der Macht einer boshaften Person, unzählige Verdrießlichkeiten anzuthun; es liegt jeden Tag in der Macht einer liebenswürdigen Person, kleine Dienste zu erzeigen. Es begegnet nicht selten, daß ernste Bedrängniß und Gefahr bei angeborener Schönheit oder Häßlichkeit heroische Tugenden oder niedrige Laster hervorrufen, welche

im gewöhnlichen Verkehre der guten Gesellschaft viele Jahre lang selbst vertrauten Genossen hätten unbekannt bleiben können. Unter solchen Umständen trafen sich Warren Hastings und die Baronesse Imhoff, zwei Personen, deren Vorzüge an jedem Hofe Europas Aufmerksamkeit erregt haben würden. Der Gentleman war durch keine häuslichen Bande gefesselt. Die Dame war an einen Gatten gebunden, für den sie keine Achtung hatte, und der keine Achtung für seine eigene Ehre hatte. Eine Zuneigung entstand, welche bald durch Vorgänge verstärkt wurde, wie sie sich am Lande kaum hätten zutragen können. Hastings wurde krank. Die Baronesse pflegte ihn mit weiblicher Zärtlichkeit, gab ihm seine Arznei mit ihrer eigenen Hand, und saß sogar in seiner Kajüte auf, während er schlief. Lange bevor der Herzog von Grafton nach Madras kam, war Hastings verliebt. Aber seine Liebe war von einer höchst charakteristischen Art. Wie sein Haß, wie sein Ehrgeiz, wie alle seine Leidenschaften, war sie stark, aber nicht stürmisch. Sie war ruhig, tief, ernst, Verzug vertragend, unbezwinglich durch Zeit. Imhoff wurde von seiner Frau und dem Liebhaber seiner Frau zu Rathe gezogen. Es wurde ausgemacht, daß die Baronesse in den Gerichtshöfen Frankens eine Scheidungsklage anstellen, daß der Baron den Proceß in jeder Weise erleichtern, und daß sie, während der Jahre, die verstreichen möchten, bevor das Urtheil gesprochen werden würde, fortfahren sollten, zusammen zu leben. Es ward gleichfalls ausgemacht, daß Hastings dem gefälligen Gatten einige sehr erhebliche Beweise seiner Dankbarkeit geben, und wenn die Ehe aufgelöst sein würde, die Dame zu seiner Frau machen und die Kinder, die sie Imhoff bereits geboren, adoptiren sollte.

Wir sind nicht geneigt, weder Hastings, noch die Baronesse streng zu richten. Es gab unzweifelhaft viel, was zur

Milderung ihres Fehlers gereicht. Aber wir können in keiner Weise mit dem Ehrwürdigen Mr. Gleig übereinstimmen, der seine Parteilichkeit zu einem so unbedachten Extrem treibt, das Verfahren Imhoff's, ein Verfahren, dessen Schlechtigkeit die beste Entschuldigung für die Liebenden ist, als „weise und verständig" zu schildern.

Zu Madras fand Hastings den Handel der Compagnie in einem sehr desorganisirten Zustande. Sein eigener Geschmack würde ihn lieber zu politischen, als zu mercantilischen Strebungen geführt haben; aber er wußte, daß die Gunst seiner Principale vornehmlich von ihren Dividenden abhing, und daß ihre Dividenden vornehmlich von der Anlage des Capitals abhingen. Er beschloß daher, mit großer Einsicht, seinen kräftigen Geist eine Zeit lang auf diesen Geschäftszweig zu richten, welcher sehr vernachlässigt worden war, seit die Diener der Compagnie aufgehört hatten, Commis zu sein und Krieger und Unterhändler geworden waren.

In wenigen Monaten bewerkstelligte er eine bedeutende Reform. Die Directoren gaben ihm ihre hohe Billigung zu erkennen und waren mit seinem Verfahren so zufrieden, daß sie beschlossen, ihn an die Spitze der Regierung Bengalens zu stellen. Zeitig im Jahre 1772 verließ er das Fort St. George, um auf seinen neuen Posten zu gehen. Die Imhoff's, welche noch immer Mann und Frau waren, begleiteten ihn und lebten zu Kalkutta „nach demselben weisen und verständigen Plane," — wir führen die Worte des Mr. Gleig an — den sie schon seit mehr als zwei Jahren befolgt hatten.

Als Hastings seinen Sitz an der Spitze des Rathstisches einnahm, wurde Bengalen noch immer nach dem Systeme regiert, welches Clive erfunden hatte, nach einem Systeme, welches vielleicht, zu dem Zwecke, eine große Umwälzung zu erleich-

tern und zu verdecken, geschickt ersonnen war, welches aber, wenn diese Umwälzung vollendet und unwiderruflich war, nichts als Unbequemlichkeit hervorbringen konnte. Es gab zwei Regierungen, eine Wirkliche und eine Ostensible. Die höchste Gewalt stand der Compagnie zu, und war in Wahrheit die despotischste Gewalt, die sich denken läßt. Die einzige Schranke für die englischen Gebieter des Landes war die, welche ihre eigene Gerechtigkeit und Humanität ihnen auflegte. Es gab keinen verfassungsmäßigen Zügel ihres Willens, und Widerstand gegen sie war gänzlich hoffnungslos.

Doch, wie unumschränkt auch die Engländer demnach in der Wirklichkeit waren, noch hatten sie den Titel der Souverainetät nicht angenommen. Sie hielten ihre Gebiete als Vasallen des Thrones von Delhi; sie erhoben ihre Einkünfte als durch den kaiserlichen Auftrag bestellte Steuereinnehmer; ihr Staatssiegel hatte die kaiserlichen Titel zur Aufschrift, und ihre Münzstätte schlug nur die kaiserliche Münze.

Es gab noch einen Nabob von Bengalen, der zu den englischen Beherrschern seines Landes in demselben Verhältnisse stand, in welchem Augustulus zu Odoaker, oder die letzten Merowinger zu Karl Martell und Pipin standen. Er lebte zu Murschedabad, umgeben von fürstlicher Pracht. Man näherte sich ihm nur mit äußeren Zeichen der Ehrerbietung, und sein Name wurde in öffentlichen Actenstücken gebraucht. Aber an der Regierung des Landes hatte er weniger wirklichen Antheil, als der jüngste Schreiber oder Cadet im Dienste der Compagnie.

Der englische Rath, der die Compagnie zu Kalkutta repräsentirte, war nach einem ganz anderen Plane eingerichtet, wie der seitdem angenommene. Gegenwärtig ist der Gouverneur in allen Maßregeln der Executivgewalt unumschränkt. Er

kann, im Widerspruch gegen die einstimmige Ansicht Derer, die mit ihm im Rathe sitzen, Krieg erklären, Frieden schließen, öffentliche Beamte anstellen und entlassen. Sie sind zwar berechtigt, Alles zu erfahren, was geschieht, Alles zu besprechen, was geschieht, Rath zu geben, Vorstellungen zu Protestationen nach England zu schicken. Die höchste Gewalt aber ist bei dem Gouverneur und auf ihm ruht die ganze Verantwortlichkeit. Wir halten dieses System, welches von Mr. Pitt und Mr. Dundas, trotz der kräftigen Opposition des Mr. Burke, eingeführt wurde, im Ganzen genommen für das beste, was jemals für die Regierung eines Landes erfunden worden, wo sich die Elemente zu einer Repräsentativverfassung nicht finden lassen. Zu Hastings' Zeit hatte der Gouverneur nur eine Stimme im Rathe und bei Stimmengleichheit die Entscheidung. Es begegnete daher nicht selten, daß er bei den wichtigsten Fragen überstimmt wurde, und es war möglich, daß er, auf ganze Jahre, von der wirklichen Leitung der öffentlichen Angelegenheiten gänzlich ausgeschlossen sein mochte.

Die öffentlichen Beamten zu Fort William hatten bisher der inneren Regierung Bengalens wenig oder keine Aufmerksamkeit gewidmet. Der einzige Zweig der Staatssachen, worin sie sich viel zu thun machten, war das Unterhandeln mit den eingeborenen Fürsten. Die Polizei, die Rechtspflege, die Einzelheiten der Steuererhebung vernachlässigten sie fast gänzlich. Wir mögen bemerken, daß die Ausdrucksweise der Compagniebeamten noch jetzt die Spuren dieses Standes der Dinge zeigt. Bis auf den heutigen Tag gebrauchen sie immer das Wort „politisch" als synonym mit „diplomatisch". Wir könnten einen noch lebenden Gentleman nennen, der von der höchsten Autorität als ein unschätzbarer öffentlicher Beamter, ungemein geeignet, an der Spitze der inneren Verwaltung einer ganzen Präsi=

dentschaft zu stehen, aber unglücklicherweise aller politischen Geschäfte gänzlich unkundig geschildert wurde.

Die innere Regierung Bengalens übertrugen die englischen Herrscher einem großen eingeborenen Minister, der seinen Sitz zu Murschedabad hatte. Alle militärischen Angelegenheiten und, mit Ausnahme dessen, was zum bloßen Ceremoniel gehörte, alle auswärtigen Angelegenheiten waren seinem Einflusse entzogen; aber die anderen Zweige der Verwaltung waren ihm gänzlich anvertraut. Seine eigene Besoldung belief sich auf nahe an 100,000 Pf. St. des Jahres. Die dem Nabob persönlich ausgesetzte Summe, die sich auf mehr als 300,000 Pf. des Jahres belief, ging durch die Hände des Ministers und war zu einem großen Theile zu seiner Verfügung. Die Erhebung der Einnahme, die Rechtspflege, die Aufrechthaltung der Ordnung waren diesem hohen Beamten überlassen, und für die Ausübung seiner unermeßlichen Gewalt war er Niemand, als den britischen Gebietern des Landes, verantwortlich.

Eine so wichtige, einträgliche und glänzende Stellung war natürlich ein Ziel des Ehrgeizes für die begabtesten und einflußreichsten Eingeborenen. Clive hatte es schwer gefunden, zwischen streitenden Ansprüchen zu entscheiden. Zwei Candidaten ragten aus dem Gedränge hervor, Jeder von ihnen der Vertreter eines Stammes und einer Religion.

Der Eine war Mahomed Reza Khan, ein Muselmann von persischer Abkunft, geschickt, thätig, religiös nach der Weise seines Volkes und hoch geachtet bei diesem. In England möchte er vielleicht als ein verderbter und gieriger Staatsmann betrachtet worden sein. Aber mit dem niedrigeren Maßstabe indischer Moralität gemessen, konnte er für einen Mann von Redlichkeit und Ehre gelten.

Sein Mitbewerber war ein Hindu Bramine, dessen Name,

durch einen schrecklichen und trauervollen Vorgang, unzertrennlich mit dem des Warren Hastings verbunden ist, der Maharadscha Nuncomar. Dieser Mann hatte eine wichtige Rolle in alle den Revolutionen gespielt, welche, seit der Zeit des Suradscha Dowla, in Bengalen stattgefunden. Zu dem Ansehen, was in diesem Lande einem Hohen aus reiner Kaste zueigen ist, fügte er das Gewicht, was aus Reichthum, Talenten und Erfahrung geschöpft wird. Von seinem moralischen Charakter ist es schwierig, Denen einen Begriff zu geben, die mit der menschlichen Natur blos insoweit bekannt sind, als sie sich auf unserer Insel zeigt. Was der Italiener im Vergleich mit dem Engländer, was der Hindu im Vergleich mit dem Italiener, was der Bengalese im Vergleich mit anderen Hindus ist, das war Nuncomar im Vergleich mit anderen Bengalesen. Die physische Organisation des Bengalesen ist schwach bis zum Weibischen. Er lebt in einem beständigen Dampfbad. Seine Arbeiten sind sitzende, seine Glieder zart, seine Bewegungen matt. Viele Menschenalter hindurch ist von Männern aus kühnerer und stärkerer Zucht auf ihm herumgetreten worden. Muth, Unabhängigkeit, Wahrhaftigkeit sind Eigenschaften, denen seine Constitution und seine Lage in gleicher Weise ungünstig sind. Sein Geist steht in eigenthümlicher Analogie zu seinem Körper. Er ist schwach, selbst bis zur Hilflosigkeit, für Vorsätze männlichen Widerstandes; aber seine Geschmeidigkeit und sein Takt bewegen die Kinder härterer Himmelsstriche zu einer Bewunderung, die nicht ohne Beimischung von Verachtung ist. Alle jene Künste, welche die natürliche Vertheidigung des Schwachen bilden, sind diesem schlauen Stamme vertrauter, als dem Jonier zur Zeit des Juvenal, oder dem Juden der finsteren Jahrhunderte. Was die Hörner für den Büffel sind, was die Tatze für den Tiger, was der Stachel für die Biene, was Schönheit, nach dem alten grie-

chischen Liebe, für das Weib ist, das ist Betrug für den Bengalesen. Reiche Versprechungen, glatte Entschuldigungen, mühsame Gewebe complicirter Falschheit, Chicaniren, Meineid, Fälschung sind die Angriffs- und Vertheidigungswaffen des Volks am unteren Ganges. Alle diese Millionen liefern nicht einen Sepoy in die Heere der Compagnie. Aber als Wucherer, als Geldwechsler, als spitzfindige Rechtspraktikanten kann keine Classe menschlicher Wesen eine Vergleichung mit ihnen aushalten. Mit all seiner Sanftmuth ist der Bengalese keineswegs versöhnlich in seinen Feindschaften, oder geneigt zum Mitleid. Die Hartnäckigkeit, mit der er an seinen Vorsätzen festhält, weicht nur dem unmittelbaren Drucke der Furcht. Auch fehlt es ihm nicht an einer bestimmten Art des Muthes, welche oft bei seinen Gebietern mangelt. Man findet zuweilen, daß er unvermeidlichen Uebeln eine passive Standhaftigkeit entgegensetzt, wie sie die Stoiker dem Ideal ihres Weisen zuschreiben. Ein europäischer Krieger, der mit einem lauten Hurrah auf eine Batterie Kanonen stürzt, wird zuweilen unter dem Messer des Wundarztes aufschreien, und bei dem Todesurtheile in einen Krampf der Verzweiflung fallen. Der Bengalese aber, der sein Vaterland verheert, sein Haus in Asche gelegt, seine Kinder gemordet, oder entehrt sehen würde, ohne den Muth zu haben, einen Streich zu thun, ist doch gesehen worden, wie er die Folter mit der Festigkeit des Mucius ertrug und das Schaffot mit dem sicheren Schritte und gleichmäßigen Pulsschlag des Algernon Sidney bestieg.

In Nuncomar war der Nationalcharakter stark und mit Uebertreibung verkörpert. Die Compagniebeamten hatten ihn wiederholt in den strafbarsten Intriguen entdeckt. Bei einer Gelegenheit brachte er eine falsche Klage gegen einen anderen Hindu an, und versuchte, sie durch vorgebrachte geschmiedete

Documente zu erhärten. Bei einer anderen Gelegenheit entdeckte man, daß er, während er die stärkste Anhänglichkeit an die Engländer vorgab, in mehrere Verschwörungen gegen sie verwickelt, namentlich aber der Vermittler einer Correspondenz zwischen dem Hofe von Delhi und den französischen Autoritäten in Karnatik war. Für diese und ähnliche Praktiken war er lange in Haft gehalten worden. Aber seine Talente und sein Einfluß hatten ihm nicht blos seine Freilassung verschafft, sondern auch einen gewissen Grad von Achtung selbst bei den britischen Herrschern seines Vaterlandes für ihn vermittelt.

Clive ging äußerst ungern daran, einen Muselmann an die Spitze der Verwaltung von Bengalen zu stellen. Auf der anderen Seite konnte er es nicht über sich bringen, unermeßliche Macht in die Hände eines Mannes zu legen, welchem jede Art von Schurkerei wiederholt nachgewiesen worden war. Deshalb entschied Clive, wiewohl der Nabob, auf welchen Nuncomar durch Intrigue großen Einfluß erworben hatte, um die Betrauung des listigen Hindus mit der Verwaltung bat, nach einiger Zögerung, ehrlich und weislich zu Gunsten Mahomed Reza Khan's, der sein hohes Amt seit sieben Jahren bekleidete, als Hastings Gouverneur wurde. Ein kleiner Sohn Mir Dschaffier's war jetzt Nabob, und die Curatel der Person des jungen Fürsten war dem Minister vertraut worden.

Nuncomar, zugleich durch Gier und Bosheit getrieben, hatte beständig versucht, seinen glücklichen Nebenbuhler zu untergraben. Das war nicht schwierig. Die Einkünfte Bengalens lieferten, unter der von Clive eingerichteten Verwaltung, keinen solchen Ueberschuß, als die Compagnie vorausgesetzt hatte; denn zu jener Zeit hegte man in England die ungereimtesten Vorstellungen in Betreff des indischen Reichthums. Porphyrpaläste, mit dem reichsten Brokat behangen, Haufen von

Perlen und Diamanten, Gewölbe, aus denen Pagodas und Goldmohurs mit Scheffeln herausgemessen wurden, erfüllten die Phantasie selbst von Geschäftsleuten. Niemand schien zu erkennen, was gleichwohl die unstreitigste Wahrheit war, daß Indien ein ärmeres Land war, als Länder, die in Europa für arm gelten, als Irland z. B., oder als Portugal. Es wurde von Lords des Schatzes und Parlamentsdeputirten der City zuversichtlich geglaubt, daß Bengalen nicht blos seine eigenen Kosten tragen, sondern auch den Eigenthümern von Indiafonds eine vermehrte Dividende und den englischen Finanzen eine große Beihilfe bringen würde. Diese ungereimten Erwartungen wurden getäuscht, und die Directoren zogen es, natürlich genug, vor, die Täuschung lieber der schlechten Verwaltung Mahomed Reza Khan's, als ihrer eigenen Unbekanntschaft mit dem ihrer Sorge vertrauten Lande zur Last zu legen. Die Agenten Nuncomar's bestärkten sie in ihrem Irrthum; denn Nuncomar hatte selbst in der Leadenhallstraße Agenten. Bald nachdem Hastings in Kalkutta angelangt war, erhielt er ein Schreiben von dem Directorenhof, was nicht an den Rath im Allgemeinen, sondern an ihn besonders adressirt war. Er wurde angewiesen, Mahomed Reza Khan zu entsetzen, ihn mit seiner ganzen Familie und allen seinen Anhängern zu verhaften und eine genaue Untersuchung der ganzen Verwaltung der Provinz anzustellen. Es wurde hinzugefügt, der Gouverneur werde gut thun, sich bei der Untersuchung des Beistandes Nuncomar's zu bedienen. Die Fehler Nuncomar's wurden anerkannt. Aber selbst aus seinen Fehlern, hieß es, könne bei einer solchen Lage der Umstände Vortheil gezogen werden, und wenn man ihm auch nicht mit Sicherheit trauen könne, so möge es doch immer geeignet sein, ihn durch Hoffnungen auf Belohnung zu ermuntern.

Der Gouverneur war Nuncomar keineswegs gewogen. Viele Jahre vorher hatten sie einander zu Murschedabad gekannt, und damals war ein Streit unter ihnen entstanden, den alle Autorität ihrer Oberen kaum hatte beilegen können. Wie sehr sie sich in den meisten Punkten unterschieden, darin glichen sie einander, daß es in Beider Natur lag, nicht zu vergeben. Gegen Mahomed Reza Khan, auf der anderen Seite, empfand Hastings keine Regungen von Feindseligkeit. Nichtsdestoweniger verschritt er zur Ausführung der Instructionen der Compagnie mit einem Eifer, wie er ihn niemals zeigte, außer wo die Instructionen in vollkommener Uebereinstimmung mit seinen eigenen Absichten standen. Er hatte, weislich wie wir meinen, beschlossen, das System der Doppelregierung in Bengalen zu beseitigen. Die Befehle der Directoren boten ihm die Mittel, seinen Vorsatz auszuführen, und entbanden ihn der Nothwendigkeit, die Sache mit seinem Rathe zu verhandeln. Er ergriff seine Maßregeln mit seiner gewöhnlichen Kraft und Geschicklichkeit. Um Mitternacht wurde der Palast Mahomed Reza Khan's zu Murschedabad von einem Bataillon Sepoys umringt. Der Minister wurde aus seinem Schlummer erweckt und in Kenntniß gesetzt, daß er ein Gefangener sei. Mit der Würde des Muselmannes beugte er sein Haupt und unterwarf sich dem Willen Gottes. Er fiel nicht allein. Ein Häuptling Namens Schitab Roy war mit der Verwaltung von Bahar betraut worden. Sein Muth und seine Anhänglichkeit an die Engländer waren mehr als einmal sichtbar erprobt worden. An jenem merkwürdigen Tage, wo die Leute von Patna von ihren Wällen die ganze Armee des Mogul durch die kleine Schaar des Capitain Knox zerstreut sahen, wies die Stimme der britischen Sieger die Palme der Tapferkeit dem braven Asiaten zu. „Niemals," sagte Knox, als er Schitab Roy, mit Blut und Staub be-

deckt, bei den in der Factorei versammelten englischen Beamten einführte, „niemals sah ich vorher einen Eingebornen so fechten." Schitab Roy wurde in den Sturz Mahomed Reza Khan's verwickelt, vom Amte entfernt und in Haft gebracht. Die Mitglieder des Rathes erhielten keine Nachricht von diesen Maßregeln, als bis die Gefangenen auf ihrem Wege nach Kalkutta waren.

Die Untersuchung über das Verfahren des Ministers wurde unter verschiedenen Vorwänden aufgeschoben. Er wurde viele Monate in einer leichten Haft gehalten. Mittlerweile wurde die große Umwälzung, welche Hastings im Sinne getragen hatte, in's Werk gesetzt. Das Amt eines Ministers wurde abgeschafft. Die innere Verwaltung wurde den Beamten der Compagnie übertragen. Es wurde ein System, allerdings ein sehr unvollkommenes System der Civil- und Criminaljustiz, unter englischer Oberaufsicht, eingerichtet. Der Nabob sollte nicht länger einen ostensiblen Antheil an der Regierung haben; aber er sollte auch ferner eine beträchtliche Jahresverwilligung beziehen und mit dem Pompe der Souverainetät umringt sein. Da er ein Kind war, so war es nothwendig, Curatoren für seine Person und sein Eigenthum zu bestellen. Seine Person wurde einer Dame aus dem Harem seines Vaters vertraut, die unter dem Namen der Munny Begum bekannt ist. Das Amt eines Hofschatzmeisters wurde einem Sohne Nuncomar's, Namens Gurdas, verliehen. Man brauchte Nuncomar's Dienste, konnte ihm aber nicht mit Sicherheit Gewalt anvertrauen, und Hastings hielt es für einen Meisterstreich der Politik, den geschickten und grundsatzlosen Vater durch Beförderung des unschädlichen Sohnes zu belohnen.

Nachdem die Umwälzung vollendet, die Doppelregierung aufgelöst, die Compagnie in die volle Souverainetät Bengalens

eingesetzt war, hatte Hastings keinen Grund, die vorigen Minister mit Strenge zu behandeln. Ihr Proceß war, unter verschiedenen Vorwänden, bis zur Vollendung der neuen Organisation aufgeschoben worden. Sie wurden nun vor einen Ausschuß gestellt, dessen Vorsitz der Gouverneur führte. Schitab Roy wurde schnell mit Ehren freigesprochen. Man entschuldigte gegen ihn den Zwang, dem er unterworfen worden, in förmlicher Weise. Es wurden ihm alle orientalischen Achtungsbeweise gezollt. Er wurde in ein Staatsgewand gekleidet, mit Juwelen und mit einem reichgerüsteten Elephanten beschenkt und in seine Statthalterschaft zu Patna zurückgeschickt. Aber seine Gesundheit hatte von der Haft gelitten, sein hoher Sinn war hart verletzt worden, und bald nach seiner Freilassung starb er an gebrochenem Herzen.

Die Unschuld Mahomed Reza Khan's wurde nicht so klar herausgestellt. Doch der Gouverneur war nicht gemeint, hart zu verfahren. Nach einer langen Vernehmung, bei welcher Nuncomar als der Ankläger auftrat und sowohl die Geschicklichkeit, als den eingewurzelten Groll, die ihn bezeichneten, darlegte, erklärte Hastings, daß die Beschuldigungen nicht bewiesen seien, und befahl, den gefallenen Minister in Freiheit zu setzen.

Nuncomar hatte die muselmännische Verwaltung zu stürzen und sich auf ihrem Ruin zu erheben beabsichtigt. Sowohl seine Bosheit, als seine Begierde waren betrogen worden. Hastings hatte ihn zu einem Werkzeug gemacht, hatte ihn zu dem Zwecke gebraucht, die Uebertragung der Regierung von Murschedabad nach Kalkutta, aus eingeborenen Händen in englische durchzuführen. Der Nebenbuhler, der Feind, den er so lange beneidet, so unversöhnlich verfolgt hatte, war unversehrt entlassen worden. Der so lange und so heiß ersehnte Posten war abgeschafft worden. Es war natürlich, daß der Gouverneur von dieser Zeit an

ein Gegenstand des stärksten Hasses für den rachsüchtigen Braminen wurde. Für jetzt jedoch war es nothwendig, solche Gefühle zu unterdrücken Die Zeit kam heran, wo diese lange Erbitterung in einem verzweifelten und tödtlichen Kampfe endigen sollte.

In der Zwischenzeit war Hastings genöthigt, seine Aufmerksamkeit auf auswärtige Angelegenheiten zu richten. Das Ziel seiner Diplomatie war zu dieser Zeit einfach: Geld zu erlangen. Die Finanzen der Regierung waren in einem bedrängten Zustande, und er war entschlossen, diese Bedrängniß durch irgendwelche Mittel, gute oder schlechte, zu heben. Der Grundsatz, welcher seinen ganzen Verkehr mit seinen Nachbarn leitete, ist vollständig in dem alten Wahlspruch einer der großen räuberischen Familien von Teviotdale ausgedrückt: „Du sollst darben, ehe ich darbe.“ Er scheint es als einen unbestreitbaren Fundamentalsatz festgestellt zu haben, daß, wenn er nicht so viele Laks Rupien habe, als der öffentliche Dienst erfordere, er sie von irgend Jemand nehmen müsse, der sie habe. Etwas jedoch muß zu seiner Entschuldigung gesagt werden. Das Drängen seiner heimischen Principale auf ihn war so, daß nur die höchste Tugend hätte widerstehen können, so, daß es ihm keine Wahl ließ, als großes Unrecht zu begehen, oder seinen hohen Posten und mit ihm alle seine Hoffnungen auf Vermögen und Auszeichnung aufzugeben. Die Directoren schrieben allerdings keinerlei Verbrechen vor, noch zollten sie solchem Beifall. Weit entfernt davon. Wer immer ihre damals erlassenen Schreiben durchgeht, wird darin viele gerechte und humane Bemerkungen, viele treffliche Vorschriften, kurz einen bewundernswerthen Codex politischer Moral finden. Aber jede Ermahnung ward durch eine Geldforderung modificirt oder annullirt. „Regieren Sie gelind, und schicken Sie mehr Geld; üben Sie strenge Gerechtigkeit und

Mäßigung gegen die Nachbarmächte, und schicken Sie mehr Geld;" dies ist in Wahrheit die Summa fast aller Instructionen, welche Hastings jemals von Hause empfing. Nun bedeuten aber diese Instructionen, wenn man sie auslegt, einfach: „Sei der Vater und der Bedrücker des Volks; sei gerecht und ungerecht, mäßig und raubgierig." Die Directoren gingen mit Indien um, wie die Kirche, in den guten alten Zeiten, mit einem Ketzer umging. Sie überantworteten das Opfer dem Scharfrichter, mit einem ernsten Begehren, daß alle mögliche Schonung bewiesen werden möge. Wir beschuldigen oder verdächtigen die Abfasser dieser Depeschen keineswegs der Heuchelei. Es ist wahrscheinlich, daß sie, 15,000 Meilen von der Stelle schreibend, wo ihre Befehle ausgeführt werden sollten, niemals den groben Widerspruch erkannten, dessen sie sich schuldig machten. Aber der Widerspruch wurde ihrem Statthalter zu Kalkutta, der, mit einer leeren Schatzkammer, einer unbezahlten Armee, mit seiner eigenen Besoldung oft in Rückstand, mit mangelhaften Ernten, mit täglich fortlaufenden Pächtern der Regierung, aufgefordert wurde, unfehlbar eine neue halbe Million nach Hause zu schicken, sogleich klar. Hastings sah, daß es unbedingt nothwendig für ihn war, entweder die moralischen Vorträge, oder die Geldforderungen seiner Principale unberücksichtigt zu lassen. Da er genöthigt war, ihnen in irgend etwas ungehorsam zu sein, so hatte er zu erwägen, welche Art von Ungehorsam sie am Bereitwilligsten verzeihen würden, und er urtheilte richtig, es werde der sicherste Weg sein, die Predigten zu vernachlässigen und die Rupien zu finden.

Ein so fruchtbarer und durch Gewissensscrupel so wenig beengter Geist, wie der Seinige, fand schnell mehrere Wege aus, den finanziellen Bedrängnissen der Regierung abzuhelfen. Die dem Nabob von Bengalen ausgesetzte Summe wurde mit

einem Striche von 320,000 Pfund jährlich auf die Hälfte herabgesetzt. Die Compagnie hatte sich verbindlich gemacht, beinahe 300,000 Pfund jährlich dem Großen Mogul als ein Zeichen der Lehnspflicht für die Provinzen, die er ihrer Sorge vertraut hatte, zu zahlen, und sie hatte ihm die Bezirke von Kora und Allahabad abgetreten. Auf den Grund hin, daß der Mogul nicht wahrhaft unabhängig, sondern blos ein Werkzeug in den Händen Anderer sei, beschloß Hastings, diese Zugeständnisse zurückzuziehen. Er erklärte demgemäß, daß die Engländer keinen Tribut mehr zahlen würden, und schickte Truppen, um Allahabad und Kora zu besetzen. Diese Plätze waren so gelegen, daß mit deren Behauptung wenig Vortheil und großer Aufwand verbunden gewesen wäre. Hastings, der Gold und nicht Land brauchte, beschloß, sie zu verkaufen. Ein Käufer mangelte nicht. Die reiche Provinz Oude war, bei der allgemeinen Auflösung des Mogulreiches, dem großen muselmännischen Hause zu Theil geworden, von welchem sie noch beherrscht wird. Ungefähr vor 20 Jahren hat dieses Haus, mit Erlaubniß der britischen Regierung, den königlichen Titel angenommen; zu der Zeit des Warren Hastings aber würde eine solche Erhebung von den indischen Mahomedanern als eine ungeheure Ruchlosigkeit betrachtet worden sein. Der Fürst von Oude hatte zwar die Macht, wagte aber nicht, den Titel der Souverainetät zu gebrauchen. Zu der Benennung Nabob oder Vicekönig fügte er die als Vezier der hindostanischen Monarchie, gerade wie im vorigen Jahrhunderte die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, wenn auch unabhängig vom Kaiser und oft in Waffen gegen ihn, stolz darauf waren, sich seinen Erzmarschall und Erzkämmerer zu nennen. Sudscha Dowla, der damalige Nabob Vezier, stand auf dem besten Fuße mit den Engländern. Er hatte einen großen Schatz. Allahabad und Kora waren so gelegen, daß sie ihm von Nutzen

sein mochten und der Compagnie keinen bringen konnten. Käufer und Verkäufer kamen bald überein, und die dem Mogul entrissenen Provinzen wurden für ungefähr eine halbe Million St. der Regierung von Oude überlassen.

Indeß gab es eine andere, noch wichtigere Angelegenheit zwischen dem Vezier und dem Gouverneur auszumachen. Das Schicksal eines braven Volkes war zu entscheiden. Es wurde in einer Weise entschieden, welche einen dauernden Flecken auf dem Ruhm des Hastings und Englands hinterlassen hat.

Die Völker von Mittelasien sind jederzeit für die Bewohner Indiens das gewesen, was die Krieger der germanischen Wälder für die Unterthanen der verfallenden römischen Monarchie waren. Der dunkelfarbige, schwache und verzagte Hindu scheute vor einem Kampf mit der Muskelkraft und dem entschlossenen Muthe des schönen Stammes zurück, der jenseits der Pässe wohnte. Man hat Grund, zu glauben, daß in einer Periode, welche früher ist, als das Aufdämmern der ordentlichen Geschichte, das Volk, was das reiche und biegsame Sanskrit sprach, aus Gegenden kam, welche weit jenseits des Hyphasis und Hystaspes lagen, und sein Joch den Kindern des Bodens aufzwang. Es ist gewiß, daß die letzten zehn Jahrhunderte hindurch eine Reihe von Eindringern aus Westen auf Hindostan herabstieg; auch wurde der Lauf der Eroberung niemals zurück gegen die untergehende Sonne gewendet, bis zu jenem denkwürdigen Feldzuge, in welchem das St. Georgenkreuz auf die Wälle von Ghizni gepflanzt wurde.

Die Kaiser von Hindostan selbst kamen von der anderen Seite des großen Gebirgsrückens, und es war stets ihr Gebrauch gewesen, ihre Armee aus dem starken und tapferen Stamme zu ergänzen, aus welchem ihr eigenes erlauchtes Haus entsprossen war. Unter den militärischen Abenteurern, welche aus der Nach-

barschaft Kabuls und Kandahars zu den Bannern der Moguls gelockt wurden, traten mehrere tapfere Schaaren hervor, die unter dem Namen der Rohillas bekannt waren. Ihre Dienste waren mit großen Landstrecken, mit Speerlehen, wenn wir einen von einem verwandten Stande der Dinge entlehnten Ausdruck gebrauchen dürfen, in jener fruchtbaren Ebene belohnt worden, durch welche der Ramgunga von den schneeigen Höhen von Kumaon fließt, um zu dem Ganges zu stoßen. In der allgemeinen Verwirrung, welche dem Tode des Aurengzeb folgte, war die kriegerische Colonie thatsächlich unabhängig geworden. Die Rohillas unterschieden sich von den anderen Einwohnern Indiens durch eine besonders schöne Gesichtsfarbe. Sie unterschieden sich noch ehrenvoller durch Muth im Kriege und durch Geschicklichkeit in den Künsten des Friedens. Während von Lahore bis zum Cap Komorin Anarchie tobte, genoß ihr kleines Gebiet die Segnungen der Ruhe unter der Schirmwacht des Muthes. Landbau und Handel blühten unter ihnen; auch vernachlässigten sie Beredtsamkeit und Dichtkunst nicht. Viele noch jetzt lebende Personen haben bejahrte Männer mit Bedauern von den goldenen Tagen sprechen hören, wo die Afghanenfürsten in dem Thale von Rohilkund herrschten.

Sudscha Dowla hatte es sich in den Kopf gesetzt, diesen reichen Bezirk seinem eigenen Fürstenthum beizufügen. Ein Recht, oder den Anschein eines Rechtes, hatte er unbedingt nicht. Sein Anspruch war in keiner Beziehung besser begründet, als der der Katharina auf Polen, oder der der Familie Bonaparte auf Spanien. Die Rohillas hatten ihr Land nach genau demselben Rechtstitel inne, nach dem er das Seine besaß, und hatten ihr Land weit besser regiert, als das Seinige jemals regiert worden war. Auch waren sie kein Volk, welches anzugreifen recht sicher war. Zwar war ihr Land eine offene, der

natürlichen Vertheidigungsmittel ermangelnde Ebene; aber ihre Adern waren voll des stolzen Blutes Afghanistans. Als Soldaten besaßen sie nicht die sichre Haltung, die sich selten außer Gemeinschaft mit strenger Kriegszucht findet; aber ihr stürmischer Muth war auf vielen Schlachtfeldern erprobt worden. Es hieß, daß ihre Häuptlinge, wenn sie durch gemeinsame Gefahr vereinigt wurden, 80,000 Mann in's Feld bringen könnten. Sudscha Dowla hatte sie selbst kämpfen sehen und scheute sich weislich vor einem Zusammenstoß mit ihnen. Eine Armee und nur Eine gab es in Indien, gegen welche selbst diese stolzen kaukasischen Stämme sich nicht halten konnten. Es war überreichlich bewiesen worden, daß weder zehnfache Uebermacht, noch das kriegerische Feuer der kühnsten asiatischen Nationen, gegen englische Wissenschaft und Entschlossenheit etwas ausrichten konnten. War es möglich, den Gouverneur von Bengalen zu bewegen, daß er die unwiderstehlichen Kräfte des Herrschervolks, die Geschicklichkeit, gegen welche die geschicktesten Führer von Hindostan hilflos wie Kinder waren, die Kriegszucht, welche so oft über die wahnsinnigen Kämpfe des Fanatismus und der Verzweiflung triumphirt hatte, den unbezwingbaren britischen Muth zur Miethe gab, welcher niemals so gefaßt und hartnäckig ist, wie gegen den Schluß eines zweifelhaften und mörderischen Tages?

Dies war es, was der Nabob Vezier verlangte, und was Hastings gewährte. Ein Handel ward bald geschlossen. Jeder der Unterhandelnden hatte, was der Andere brauchte. Hastings brauchte Fonds, um die Regierung Bengalens in Gang zu halten und Rimessen nach London zu machen, und Sudscha Dowla hatte ein großes Einkommen. Sudscha Dowla wünschte, die Rohillas zu unterjochen, und Hastings hatte die einzige Truppe zu seiner Verfügung, durch welche die Rohillas unterjocht werden konnten. Man kam überein, daß dem Nabob Vezier eine

englische Armee geliehen werden, und daß er, für dieses Darleihen, 400,000 Pf. St. bezahlen sollte, woneben er den ganzen Aufwand der Truppen zu bestreiten hatte, so lange sie in seinem Dienste beschäftigt waren.

„Ich kann in der That nicht sehen," sagt der Ehrwürdige Mr. Gleig, „aus welchen Gründen, seien es solche des politischen, oder des moralischen Rechts, dieses Uebereinkommen als schimpflich gebrandmarkt zu werden verdient." Wenn wir die Bedeutung der Worte verstehen, so ist es schimpflich, eine schlechte Handlung um Lohn zu thun, und es ist schlecht, sich ungereizt in einen Krieg einzulassen. Bei diesem besonderen Kriege fehlte kaum ein einziger erschwerender Umstand. Es war der Zweck des Rohillakrieges, eine zahlreiche Bevölkerung, welche uns niemals das geringste Leid zugefügt hatte, einer guten Regierung zu berauben und sie, gegen ihren Willen, unter eine abscheulich schlechte zu stellen. Ja das war noch nicht Alles. England erniedrigte sich jetzt weit unter den Standpunkt selbst jener kleinen deutschen Fürsten, welche uns, ungefähr zu derselben Zeit, Truppen zum Kampfe gegen die Amerikaner verkauften. Die Husarenhändler von Hessen und Anspach hatten wenigstens die Sicherheit, daß bei den Unternehmungen, bei denen ihre Soldaten angewendet werden sollten, in Uebereinstimmung mit den humanen Regeln gesitteter Kriegführung verfahren werden würde. War es wahrscheinlich, daß bei dem Rohillakriege so verfahren werden würde? Bedung sich der Gouverneur aus, daß dabei so verfahren werden sollte? Er wußte wohl, was indische Kriegführung war. Er wußte wohl, daß die Macht, die er in Sudscha Dowla's Hände zu legen übereinkam, aller Wahrscheinlichkeit nach, gräulich gemisbraucht werden würde, und er verlangte keine Bürgschaft, kein Versprechen, daß sie nicht so gemisbraucht werden sollte. Er behielt sich nicht einmal das Recht vor, seine

Hilfe, im Falle eines noch so groben Misbrauchs, zurückzuziehen. Mr. Gleig wiederholt das ungereimte Anführen des Major Scott, daß Hastings bei Vermiethung englischer Truppen zum Niedermetzeln der Rohillas gerechtfertigt sei, weil die Rohillas nicht von indischem Stamme, sondern eine Colonie aus einem fernen Lande waren. Was waren denn die Engländer selbst? Kam es ihnen zu, einen Kreuzzug zur Vertreibung aller Eindringlinge aus den von dem Ganges bewässerten Ländern zu verkündigen? Stand ihrem Munde die Behauptung an, daß ein fremder Ansiedler, der in Indien ein Reich errichtet, ein caput lupinum sei? Was würden sie gesagt haben, wenn irgend eine andere Macht, auf einen solchen Grund hin, ohne die geringste Herausforderung, Madras oder Kalkutta angegriffen hätte? Eine solche Vertheidigung fehlte noch, um den Schimpf der Verhandlung vollständig zu machen. Die Gräulichkeit des Verbrechens und das Heuchlerische der Vertheidigung sind einander würdig.

Eine der drei Brigaden, aus denen die Armee von Bengalen bestand, wurde unter Obrist Champion abgeschickt, um zu Sudscha Dowla's Truppen zu stoßen. Die Rohillas machten Vorstellungen, baten, boten ein reiches Lösegeld, aber umsonst. Sie beschlossen sodann, sich bis aufs Aeußerste zu vertheidigen. Eine blutige Schlacht wurde geschlagen. „Der Feind," sagt Obrist Champion, „gab Beweis eines guten Theiles militärischer Kenntniß, und es ist unmöglich, eine beharrlichere Festigkeit des Entschlusses zu schildern, als sie entwickelten." Der feige Souverain von Oude floh aus dem Felde. Die Engländer wurden ohne Beistand gelassen; aber ihr Feuer und ihr Angriff waren unwiderstehlich. Doch wichen die Reihen der Rohillas nicht eher, als bis die ausgezeichnetsten Führer, tapfer an der Spitze ihrer Truppen kämpfend, gefallen waren. Dann

fanden sich der Nabob Vezier und sein Gesindel ein, und beeilten sich, das Lager der tapferen Feinde zu plündern, denen sie niemals ins Gesicht zu blicken gewagt hatten. Die in pünktlicher Kriegszucht geübten Soldaten der Compagnie hielten unverbrüchliche Ordnung, während diese nichtsnutzigen Bundesgenossen die Zelte plünderten. Aber viele Stimmen hörte man ausrufen: „Wir haben das ganze Gefecht gehabt, und diese Schufte sollen den ganzen Nutzen haben.“

Nun wurden die Schrecknisse indischen Krieges auf die schönen Thäler und Städte von Rohilkund losgelassen. Das ganze Land war in Flammen. Mehr als 100,000 Menschen flohen von ihrer Heimath zu verpesteten Dschungeln, Hunger und Fieber und die Lager der Tiger der Tyrannei Dessen vorziehend, welchem eine englische und eine christliche Regierung, für schimpflichen Gewinn, ihre Habe und ihr Blut und die Ehre ihrer Frauen und Töchter verkauft hatte. Obrist Champion machte dem Nabob Vezier Vorwürfe und sendete starke Vorstellungen nach Fort William; aber der Gouverneur hatte keine Bedingungen in Betreff der Art der Kriegführung gemacht. Er hatte sich um nichts gekümmert, als um seine 40 Laks, und obwohl er Sudscha Dowla's zügellose Barbarei misbilligen mochte, so hielt er sich doch nicht für berechtigt, sich anders, als durch dargebotenen Rath, einzumischen. Diese Zartheit erregt die Bewunderung des ehrwürdigen Biographen. „Mr. Hastings,“ sagt er, „konnte seinerseits dem Nabob nicht vorschreiben, wie der Krieg zu führen war, noch dem Befehlshaber der Truppen der Compagnie erlauben, es vorzuschreiben.“ Nein, das ist gewiß. Mr. Hastings hatte blos mit aller Macht die tapferen Kämpfe unschuldiger Männer, die für ihre Freiheit stritten, niederzuschlagen. War ihr militärischer Widerstand erdrückt, so endeten seine Pflichten, und er hatte dann nur seine

Arme übereinander zu schlagen und zuzusehen, während ihre Dörfer verbrannt, ihre Kinder geschlachtet und ihre Frauen geschändet wurden. Will Mr. Gleig im Ernste diese Meinung behaupten? Giebt es irgend eine klarere Regel, als die, daß, wer immer freiwillig einem Anderen unwiderstehliche Macht über menschliche Wesen giebt, verbunden ist, dafür zu sorgen, daß solche Macht nicht barbarisch gemisbraucht werde? Doch wir bitten unsere Leser um Verzeihung, daß wir einen so klaren Punkt erörtern.

Wir eilen zu dem Ende dieser traurigen und schimpflichen Geschichte. Der Krieg hörte auf. Die schönste Bevölkerung in Indien wurde einem gierigen, feigen, grausamen Tyrannen unterworfen. Handel und Ackerbau siechten. Die reiche Provinz, welche die Begierde Sudscha Dowla's gereizt hatte, wurde der elendeste Theil selbst unter seinen elenden Gebieten. Doch ist die gekränkte Nation nicht vernichtet. In langen Zwischenräumen haben Funken ihres alten Muthes aufgeblitzt, und selbst bis zu diesem Tage zeichnen Muth und Selbstachtung, und ein unter Asiaten seltener ritterlicher Sinn und eine bittere Erinnerung an das große Verbrechen Englands diesen edlen Afghanenstamm aus. Bis auf diesen Tag gelten sie im Kampfe mit dem kalten Eisen für die besten aller Afghanen, und es ist ganz vor Kurzem von Einem, der gute Gelegenheiten zur Beobachtung genossen hatte, bemerkt worden, daß die einzigen Eingeborenen von Indien, auf welche das Wort „Gentleman" vollkommen passend angewendet werden kann, unter den Rohillas zu finden sind.

Was wir aber auch von der Moralität des Hastings halten mögen, das kann nicht geläugnet werden, daß die finanziellen Ergebnisse seiner Politik seinen Talenten Ehre machten. In weniger als zwei Jahren, nachdem er die Regierung übernom-

men, hatte er, ohne dem seiner Autorität unterworfenen Volke irgendwelche neue Lasten aufzulegen, das jährliche Einkommen der Compagnie um ungefähr 450,000 Pfund vermehrt, und außerdem etwa eine Million in baarem Gelde beschafft. Er hatte auch die Finanzen der Compagnie um einen Militäraufwand erleichtert, der sich auf fast das Viertheil einer Million jährlich belief, und hatte diese Last auf den Nabob von Oude geworfen. Es kann kein Zweifel sein, daß dies ein Resultat war, was, wenn es durch anständige Mittel erlangt worden wäre, ihm Anspruch auf die wärmste Dankbarkeit seines Vaterlandes gegeben haben würde, und was, durch welcherlei Mittel es immer erlangt worden, bewies, daß er große Verwaltungstalente besaß.

Mittlerweile war das Parlament mit langen und ernsten Verhandlungen über asiatische Angelegenheiten beschäftigt gewesen. Das Ministerium des Lord North führte, in der Session von 1773, eine Maßregel ein, welche eine beträchtliche Aenderung in der Verfassung des indischen Regimentes bewirkte. Dieses unter dem Namen der Regulirungsacte bekannte Gesetz bestimmte, daß die Präsidentschaft von Bengalen eine Aufsicht über die anderen Besitzungen der Compagnie führen, daß der Chef dieser Präsidentschaft Generalgouverneur betitelt werden, daß ihm vier Räthe zur Seite stehen, und daß ein oberster Gerichtshof, aus einem Oberrichter und drei unteren Richtern bestehend, zu Kalkutta errichtet werden sollte. Dieser Gerichtshof wurde von dem Generalgouverneur und Rathe unabhängig gemacht, und mit einer Civil- und Criminaljurisdiction von ungeheurer und zugleich unbestimmter Ausdehnung betraut.

Der Generalgouverneur und die Räthe wurden in der Acte benannt und sollten ihre Posten fünf Jahre innehaben. Hastings sollte der erste Generalgouverneur sein. Einer der vier

neuen Räthe, Mr. Barwell, ein erfahrener Beamter der Compagnie, befand sich damals in Indien. Die anderen Drei, General Clavering, Mr. Monson und Mr. Francis, wurden von England hinübergeschickt.

Der Fähigste unter den anderen Räthen war ohne allen Zweifel Philipp Francis. Die Schriften, zu denen er sich bekannt hat, beweisen, daß er bedeutende Beredtsamkeit und Kenntniß besaß. Mehrere in öffentlichen Aemtern verbrachte Jahre hatten ihn für die Gewohnheiten des Geschäfts gebildet. Seine Feinde haben niemals geläugnet, daß er einen furchtlosen und männlichen Geist besaß, und seine Freunde mußten, wie wir fürchten, anerkennen, daß seine Selbstschätzung ausschweifend hoch, daß sein Temperament reizbar, daß sein Benehmen öfters roh und unverschämt und daß sein Haß von heftiger Bitterkeit und langer Dauer war.

Es ist kaum möglich, diesen vorragenden Mann zu erwähnen, ohne einen Augenblick der Frage zu gedenken, welche sein Name sogleich einem Jeden in die Gedanken bringt. War er der Verfasser der Briefe des Junius? Wir selbst glauben fest, daß er es war. Der Beweis ist, denken wir, hinreichend, um ein Verdict in einem Civil-, ja in einem Criminalprocesse zu tragen. Die Handschrift des Junius ist ganz die ein wenig verstellte Handschrift des Francis. Was die Stellung, die Strebungen und Verbindungen des Junius anlangt, so sind Folgendes die wichtigsten Facta, die als klar erwiesen betrachtet werden können: erstens, daß er mit den technischen Formen des Staatssecretairbureaus bekannt war; zweitens, daß er mit dem Geschäftskreise des Kriegsamtes genau bekannt war; drittens, daß er im Jahre 1770 Verhandlungen in dem Hause der Lords beiwohnte und sich Reden, besonders Reden des Lord Chatham notirte; viertens, daß er sehr empfindlich über die Anstellung des

Mr. Chamier in dem Posten des stellvertretenden Kriegssecretairs war; fünftens, daß er durch irgend ein starkes Band an den ersten Lord Holland geknüpft war. Nun verbrachte Francis einige Jahre in dem Staatssecretairsbureau. Er wurde darauf erster Bureaubeamter des Kriegsamtes. Er erwähnt wiederholt, daß er selbst, im Jahre 1770, Reden des Lord Chatham gehört habe, und einige dieser Reden sind in der That nach seinen Noten gedruckt worden. Er gab seine Stelle im Kriegsamte aus Empfindlichkeit über die Anstellung des Mr. Chamier auf. Durch Lord Holland war er zuerst in den öffentlichen Dienst eingeführt worden. Nun da sind fünf Zeichen, welche alle fünf bei Junius gefunden werden müssen. Sie finden sich alle fünf bei Francis. Wir glauben nicht, daß mehr als zwei darunter sich bei irgend einer anderen Person, wer sie auch sei, auffinden lassen. Wenn dieser Beweis die Frage nicht abmacht, so hört alle auf Umstände begründete Beweisführung auf.

Der innere Beweis scheint uns auf dieselbe Richtung zu weisen. Der Styl des Francis hat eine starke Aehnlichkeit mit dem des Junius; auch sind wir nicht geneigt, zuzugeben, daß die anerkannten Schriften des Francis sehr entschieden den anonymen Briefen nachstehen. Das Argument dieses Nachstehens ist überdem, unter allen Umständen, ein Solches, was mit wenigstens gleicher Stärke gegen Jeden, für den diese Autorschaft angesprochen wird, geltend gemacht werden kann, mit der alleinigen Ausnahme des Mr. Burke, und es hieße die Zeit verschwenden, wenn man beweisen wollte, daß Burke nicht Junius war. Und was für ein Schluß läßt sich überhaupt aus der bloßen geringeren Güte ziehen? Jeder Schriftsteller muß sein bestes Werk vorbringen, und die Kluft zwischen seinem besten und seinem zweitbesten Werke kann recht wohl sehr weit sein. Niemand wird sagen, daß die besten Briefe des Junius den anerkannten

Werken des Francis entschiedener überlegen sind, als es drei oder vier von Corneille's Tragödien den Uebrigen, als es drei oder vier von Ben Jonson's Lustspielen den Uebrigen, als es des Pilgrims Wallfahrt den anderen Werken Bunyan's, als es Don Quixote den anderen Werken des Cervantes ist. Ja es ist gewiß, daß der Mann in der Maske, wer immer er gewesen sein mag, ein sehr ungleicher Schriftsteller war. Um uns auf die Briefe zu beschränken, welche die Unterschrift des Junius tragen, so haben das Schreiben an den König und die Briefe an Horne Tooke wenig gemein, als die Bitterkeit, und Bitterkeit war ein Ingrediens, welches sowohl in den Schriften als in den Reden des Francis selten fehlte.

In der That einer der stärksten Gründe für den Glauben, daß Francis Junius war, ist die moralische Aehnlichkeit zwischen den beiden Männern. Es ist nicht schwer, sich aus den Briefen, von denen man weiß, daß sie, unter verschiedenen Unterschriften, von Junius geschrieben worden, und aus seinem Verkehr mit Woodfall und Anderen, eine leidlich richtige Vorstellung von seinem Charakter zu machen. Er war sichtlich ein Mann, dem es nicht an wahrer Vaterlandsliebe und Hochherzigkeit gebrach, ein Mann, dessen Fehler keiner schmutzigen Art waren. Aber er muß auch ein im höchsten Grade anmaßender und übermüthiger Mann gewesen sein, ein zur Feindseligkeit und zu dem Irrthum, seine Feindseligkeit mit öffentlicher Tugend zu verwechseln, geneigter Mann. „Thust Du recht, zornig zu sein?" war die Frage, die in alter Zeit an den hebräischen Propheten gerichtet wurde. Und er antwortete: „Ich thue recht." Dies war augenscheinlich die Stimmung des Junius, und dieser Ursache schreiben wir die wilde Grausamkeit zu, welche mehrere seiner Briefe schändet. Niemand ist so schonungslos, als wer, in starker Selbsttäuschung, seine Antipathieen mit seinen Pflichten ver-

mengt. Es mag hinzugefügt werden, daß Junius, wiewohl durch gemeinsame Feindschaften mit der demokratischen Partei verbunden, doch der wahre Gegensatz eines demokratischen Politikers war. Während er Individuen mit einer Wildheit angriff, welche fortwährend alle Gesetze literarischer Kriegführung verletzte, betrachtete er die mangelhaftesten Theile alter Institutionen mit einer an Pedanterie grenzenden Achtung, verfocht mit Wärme die Sache Old Sarum's und sagte den Capitalisten von Manchester und Leeds verächtlich: wenn sie nach Stimmen verlangten, so möchten sie Land kaufen und Freisassen von Lancashire und Yorkshire werden. Alles dies verträgt sich, wie wir glauben, mit kaum einer Aenderung, mit dem Charakter des Philipp Francis.]

Es ist nicht befremdend, daß der große anonyme Schriftsteller zu jener Zeit geneigt gewesen sein sollte, das Land zu verlassen, das durch seine Beredtsamkeit so mächtig aufgeregt worden war. Alles war ihm zuwider gegangen. Die Partei, die er sichtbar jeder anderen vorzog, die Partei des Georg Grenville, war durch den Tod ihres Hauptes zerstreut worden, und Lord Suffolk hatte den größeren Theil davon zu den ministeriellen Bänken übergeführt. Die durch die Middlesexwahl erzeugt Gährung hatte sich gelegt. Jede Partei muß dem Junius gleichmäßig ein Gegenstand des Widerwillens gewesen sein. Seine Ansichten über innere Angelegenheiten trennten ihn von dem Ministerium, seine Ansichten über Colonieangelegenheiten von der Opposition. Unter solchen Umständen hatte er seine Feder in misanthropischer Verzweiflung niedergeworfen. Sein Abschiedsbrief an Woodfall trägt das Datum des 19. Januar 1773. In diesem Briefe erklärte er, daß er ein Pinsel sein müßte, wenn er wieder schreiben wollte; daß er es gut mit der Sache und dem Publicum gemeint habe; daß Beide aufgegeben seien; daß es

nicht zehn Menschen gebe, die bei irgend einer Frage fest zusammenhandeln würden. „Aber," fügte er hinzu, „es ist Alles gleich schlecht und verächtlich. Sie haben niemals gewankt, so viel ich weiß, und ich werde mich immer freuen, zu hören, daß es Ihnen wohlgeht." Das waren die letzten Worte des Junius. In einem Jahre von dieser Zeit an war Philipp Francis auf seiner Fahrt nach Bengalen.

Mit den drei neuen Räthen kamen auch die Richter des obersten Gerichtshofes hinüber. Der Oberrichter war Sir Elias Impey. Er war ein alter Bekannter von Hastings, und es ist wahrscheinlich, daß der Generalgouverneur, wenn er alle Juristencollegien durchsucht hätte, kein so dienstbares Werkzeug hätte finden können. Aber die Mitglieder des Rathes waren keineswegs in gefügiger Stimmung. Hastings misfiel die neue Regierungsform sehr, und er hatte keine sehr hohe Meinung von seinen Beiständen. Sie hatten davon gehört und waren gestimmt, argwöhnisch und punktiliös zu sein. Wenn die Menschen in einer solchen Gemüthsverfassung sind, so ist jede Kleinigkeit hinreichend, Anlaß zum Streit zu geben. Die Mitglieder des Rathes erwarteten eine Begrüßungssalve von 21 Kanonen von den Batterieen des Forts St. William. Hastings verwilligte ihnen nur 17. Sie landeten in übler Laune. Die ersten Höflichkeiten wurden in kalter Zurückhaltung ausgetauscht. Am Morgen begann jener lange Streit, welcher, nachdem er das britische Indien zerrüttet, in England erneuert wurde, und an welchem alle die ausgezeichnetsten Staatsmänner und Redner der Zeit, auf der einen oder der anderen Seite, thätigen Antheil nahmen.

Hastings wurde von Barwell unterstützt. Sie waren nicht immer Freunde gewesen. Aber die Ankunft der neuen Mitglieder des Rathes aus England hatte natürlich die Wirkung, die alten Beamten der Compagnie zu vereinigen. Clavering, Mon=

son und Francis bildeten die Mehrheit. Sie entrangen sofort die Regierung den Händen des Hastings, verwarfen, gewiß nicht ohne Recht, seine neulichen Verhandlungen mit dem Nabob Vezier, riefen den englischen Agenten aus Oude zurück und schickten eine Creatur von ihnen dahin, befahlen, daß die Brigade, welche die unglücklichen Rohillas besiegt hatte, auf das Gebiet der Compagnie zurückkehre, und stellten eine strenge Untersuchung der Führung des Krieges an. Hierauf verschritten sie, trotz der Gegenvorstellungen des Generalgouverneurs, dazu, in der rücksichtslosesten Weise ihre neue Autorität über die untergeordneten Präsidentschaften zu üben, brachten alle Angelegenheiten Bombay's in Verwirrung und mischten sich, mit einer unglaublichen Vereinigung von Unbesonnenheit und Schwäche, in die inneren Streitigkeiten der Mahrattenregierung. Zu gleicher Zeit fielen sie auf die innere Verwaltung Bengalens und griffen das ganze fiscalische und gerichtliche System an, ein System, was ohne Zweifel mangelhaft, hinsichtlich dessen es aber sehr unwahrscheinlich war, daß frisch von England gekommene Herren berufen sein würden, es zu verbessern. Die Wirkung ihrer Reformen war, daß aller Schutz für Leben und Eigenthum wegfiel, und daß Räuberbanden ungestraft selbst in den Vorstädten Kalkuttas plünderten und mordeten. Hastings fuhr fort, im Gouvernementshause zu wohnen und die Besoldung des Generalgouverneurs zu beziehen. Er fuhr selbst fort, bei der Verhandlung der gewöhnlichen Geschäfte die Leitung am Rathstische zu übernehmen; denn seine Gegner konnten nicht umhin, zu fühlen, daß er viel wußte, womit sie unbekannt waren, und daß er, sowohl sicher als schnell, viele Fragen entschied, welche sie in hoffnungslose Verlegenheit gesetzt haben würden. Aber die höheren Befugnisse der Regierung und das höchst werthvolle Anstellungsrecht waren ihm entzogen worden.

Die Eingeborenen fanden das bald aus. Sie betrachteten ihn als einen gefallenen Mann, und sie verfuhren nach ihrer Art. Einige unserer Leser mögen in Indien eine Wolke Krähen gesehen haben, wie sie einen kranken Geier zu Tode hacken; kein übles Bild für das, was in jenem Lande vorgeht, so oft das Glück Einen verläßt, der groß und gefürchtet gewesen war. In einem Augenblicke eilen alle die Schmarotzer, die vor Kurzem noch bereit gewesen waren, für ihn zu lügen, für ihn zu fälschen, für ihn zu kuppeln, für ihn zu vergiften, die Gunst seiner siegreichen Feinde durch seine Anklage zu erkaufen. Eine indische Regierung braucht blos wissen zu lassen, daß sie einen bestimmten Mann ruinirt zu sehen wünscht, und in 24 Stunden wird sie mit schweren Beschuldigungen versorgt sein, unterstützt durch so vollständige und umständliche Zeugnisse, daß Jedermann, der nicht an asiatische Lügenhaftigkeit gewöhnt wäre, sie für entscheidend ansehen würde. Es ist gut, wenn die Unterschrift des bestimmten Opfers nicht am Fuße irgend eines gesetzwidrigen Vertrages nachgemacht, und wenn nicht irgend ein verrätherisches Papier in einen Versteck seines Hauses gebracht worden ist. Hastings galt jetzt als hilflos. Die Macht, das Glück jedes Mannes in Bengalen zu machen, oder zu verderben, war, wie es schien, in die Hände der neuen Räthe übergegangen. Unverzüglich begannen Beschuldigungen gegen den Generalgouverneur hereinzuströmen. Die Majorität, die, um ihr Gerechtigkeit zu erweisen, aus Männern von zu viel Ehre bestand, um wissentlich falsche Anklagen zu unterstützen, die aber nicht genug mit dem Osten bekannt war, um zu merken, daß in diesem Theile der Welt eine sehr kleine Ermuthigung von Seiten der Gewalt in einer Woche mehr Oates und Bedloes und Dangerfields hervorrufen wird, als Westminsterhall in einem Jahrhunderte sieht, hieß sie eifrig willkommen.

Es würde in der That befremdend gewesen sein, wenn Nuncomar bei solcher Lage der Dinge ruhig geblieben wäre. Dieser schlechte Mensch wurde zugleich durch Bosheit, durch Habsucht und durch Ehrgeiz getrieben. Jetzt war die Zeit gekommen, an seinem alten Feinde gerächt zu werden, einen funfzehn Jahre alten Groll zu befriedigen, sich in der Gunst der Mehrheit des Rathes festzusetzen, der größte Eingeborene in Bengalen zu werden. Von der Zeit an, wo die neuen Räthe angekommen waren, hatte er ihnen auf die bemerkbarste Weise den Hof gemacht, und war in Folge davon, mit allem Schimpfe, von dem Gouvernementshause ausgeschlossen worden. Er legte jetzt, mit großer Umständlichkeit, ein Papier in die Hände des Francis, welches mehrere Beschuldigungen der ernstesten Art enthielt. Durch dieses Actenstück wurde Hastings angeklagt, Aemter zu verkaufen und Bestechungen anzunehmen, um Uebertreter entrinnen zu lassen. Insbesondere wurde angeführt, daß Mahomed Reza Khan, in Betracht einer großen, an den Generalgouverneur gezahlten Summe, straflos entlassen worden sei.

Francis verlas das Papier im Rathe. Es folgte ein heftiger Wortwechsel. Hastings klagte in bitteren Ausdrücken über die Art, wie er behandelt werde, sprach mit Verachtung von Nuncomar und Nuncomar's Anklage, und bestritt das Recht des Raths, über den Gouverneur zu Gericht zu sitzen. Bei der nächsten Zusammenkunft der Behörde wurde eine andere Mittheilung Nuncomar's vorgebracht. Er verlangte, daß ihm gestattet werde, im Rathe zu erscheinen und daß man ihn seine Behauptungen ausführen hören möge. Eine neue stürmische Debatte trat ein. Der Generalgouverneur behauptete, daß das Rathszimmer kein passender Platz für eine solche Untersuchung sei; daß er von Personen, die durch täglichen Streit mit ihm erhitzt worden, nicht die Unparteilichkeit des Richters erwarten,

und daß er sich nicht, ohne die Würde seines Amtes zu verläugnen, darein fügen könne, mit einem Menschen wie Nuncomar confrontirt zu werden. Die Mehrheit beschloß jedoch, auf die Beschuldigungen einzugehen. Hastings erhob sich, erklärte die Sitzung für beendigt und verließ das Zimmer, von Barwell begleitet. Die übrigen Mitglieder blieben auf ihren Sitzen, constituirten sich zu einem Rathe, übertrugen Clavering den Vorsitz und ließen Nuncomar hereinrufen. Nuncomar beharrte nicht blos bei den ursprünglichen Beschuldigungen, sondern brachte, nach der Weise des Orients, ein großes Supplement vor. Er behauptete, Hastings habe eine große Summe empfangen, dafür, daß er Radscha Gurdas zum Hofschatzmeister des Nabob bestellt und die Sorge für die Person Sr. Hoheit der Munny Begum übertragen habe. Er legte, zur Feststellung der Wahrheit seiner Geschichte, ein Schreiben vor, welches angeblich das Siegel der Munny Begum trug. Das Siegel, mochte es nun, wie Hastings versicherte, nachgemacht, oder, wie wir zu glauben mehr geneigt sind, echt sein, bewies nichts. Wie Jedermann weiß, der Indien kennt, brauchte Nuncomar der Munny Begum, um ihr Zeugniß zu beschaffen, nur zu sagen, daß ein solches Schreiben der Mehrheit des Rathes angenehm sein würde. Die Mehrheit jedoch entschied, daß die Beschuldigung bewiesen sei, daß Hastings misbräuchlicherweise zwischen 30 und 40,000 Pf. empfangen habe, und daß er zu nöthigen sei, sie zurückzuzahlen.

Die allgemeine Stimmung der Engländer in Bengalen war stark zu Gunsten des Generalgouverneurs. In Geschäftstalenten, in Kenntniß des Landes, in allgemeiner Artigkeit des Benehmens war er seinen Verfolgern entschieden überlegen. Die Beamten der Compagnie waren natürlich geneigt, zu dem ausgezeichnetsten Gliede ihrer eigenen Mitte gegen einen Bureaubeamten aus dem Kriegsamte zu halten, welcher, der Lan-

desſprachen und des Volkscharakters gänzlich unkundig, es auf ſich nahm, jeden Zweig der Verwaltung zu reguliren. Hastings war jedoch, ungeachtet der allgemeinen Sympathie ſeiner Landsleute, in einer höchſt peinlichen Lage. Es gab noch eine Berufung an eine höhere Autorität in England. Wenn dieſe Autorität auf die Seite ſeiner Feinde trat, ſo blieb ihm nichts übrig, als ſein Amt aufzugeben. Er legte deshalb ſeine Verzichtleiſtung in die Hände ſeines Agenten in London, Obriſten Macleane. Macleane wurde jedoch angewieſen, die Verzichtleiſtung nicht vorzubringen, wenn er nicht völlige Gewißheit hätte, daß die Stimmung im Indiahauſe dem Generalgouverneur entgegen wäre.

Der Triumph Nuncomar's ſchien vollſtändig. Er hielt ein königliches Lever, zu welchem ſeine Landsleute ſich in gedrängten Haufen begaben, und zu welchem, bei einer Gelegenheit, auch die Mehrheit des Rathes zu kommen ſich herabließ. Sein Haus war ein Bureau zur Annahme von Beſchuldigungen gegen den Generalgouverneur. Es hieß, daß der ſchurkiſche Bramine, theils durch Drohungen, theils durch Zureden, Viele der reichſten Leute der Provinz bewogen habe, Beſchwerden einzuſenden. Aber er ſpielte ein gefährliches Spiel. Es war nicht ſicher, einen Mann von ſolchen Hilfsquellen und von ſolcher Entſchloſſenheit, wie Hastings, zur Verzweiflung zu treiben. Mit all ſeinem Scharfſinn verſtand Nuncomar doch die Natur der Inſtitutionen nicht, unter denen er lebte. Er ſah, daß die Mehrheit des Collegiums, welches Verträge ſchloß, Stellen vergab, Steuern erhob, auf ſeiner Seite war. Die Trennung zwiſchen politiſchen und richterlichen Functionen war eine Sache, von der er keinen Begriff hatte. Es war ihm wahrſcheinlich niemals beigefallen, daß es in Bengalen eine vom Rathe vollkommen unabhängige Autorität gab, eine Autorität,

welche Den, den der Rath zu vernichten wünschte, beschützen und Den an den Galgen schicken konnte, den der Rath zu beschützen wünschte. Und doch verhielt sich die Sache so. Der oberste Gerichtshof war, innerhalb des Kreises seiner eigenen Pflichten, gänzlich unabhängig von der Regierung. Hastings hatte mit seinem gewohnten Scharfblicke erkannt, wie viel Nutzen er daraus ziehen könne, daß er sich in Besitz dieses Bollwerks setze, und war demgemäß verfahren. Die Richter, besonders der Oberrichter, waren der Mehrheit des Rathes feindlich. Die Zeit war nun gekommen, diese furchtbare Maschinerie in Bewegung zu setzen.

Plötzlich wurde Kalkutta durch die Nachricht in Erstaunen gesetzt, daß Nuncomar, auf eine Felonieklage, ergriffen, verhaftet und in den gemeinen Kerker geworfen worden sei. Das ihm zur Last gelegte Verbrechen bestand darin, daß er vor sechs Jahren eine Verschreibung gefälscht habe. Der angebliche Kläger war ein Eingeborener. Aber es war damals und ist noch jetzt die Meinung Jedermanns, Pinsel und Biographen ausgenommen, daß Hastings der wirkliche Treiber in der Sache war.

Die Wuth der Mehrheit stieg jetzt auf den höchsten Punkt. Sie protestirten gegen das Verfahren des obersten Gerichtshofes, und sendeten mehrere dringende Botschaften an die Richter, worin sie verlangten, daß Nuncomar zur Bürgschaftsstellung zugelassen werde. Die Richter schickten stolze und entschlossene Antworten zurück. Alles, was der Rath thun konnte, war, Ehren und Vortheile auf die Familie Nuncomar's zu häufen, und dieses that er. Mittlerweile begannen die Assisen; die Klagbarkeit wurde entschieden, und Nuncomar wurde vor Sir Elias Impey und eine aus Engländern zusammengesetzte Jury gestellt. Eine große Menge widersprechenden Schwörens und die Nothwendigkeit, jedes Wort der Aussage verdolmet-

schen zu lassen, zog den Prozeß zu höchst ungewöhnlicher Länge hinaus. Endlich ward eine Schuldigerklärung ertheilt, und der Oberrichter sprach das Todesurtheil über den Gefangenen aus.

Mr. Gleig ist so seltsam unwissend, daß er sich einbildet, die Richter hätten nun in der Sache nichts weiter thun können, und der Rath habe die Macht gehabt, Nuncomar Gnade angedeihen zu lassen. Er wirft daher auf Francis und Francis' Partei den ganzen Vorwurf dessen, was da folgte. Wir hätten denken mögen, daß ein Gentleman, welcher fünf oder sechs große Wälzer über indische Angelegenheiten herausgegeben hat, sich hätte die Mühe nehmen können, sich über die Grundprincipien des indischen Regiments zu unterrichten. Der oberste Gerichtshof hatte, nach der Regulirungsacte, das Recht, Verbrechern Aufschub zu gewähren, bis der Wille der Krone bekannt sein würde. Der Rath hatte zu jener Zeit kein Recht zum Einschreiten.

Daß Impey dem Nuncomar hätte Aufschub gewähren sollen, halten wir für vollkommen klar. Ob der ganze Prozeß nicht illegal war, ist eine Frage. Aber es ist gewiß, daß es, was immer, nach den technischen Regeln der Auslegung, das Gesetz, nach welchem der Prozeß stattfand, für einen Sinn gehabt haben möge, höchst ungerecht war, einen Hindu wegen Fälschung zu hängen. Das Gesetz, was in England die Fälschung zu einem Capitalverbrechen machte, war ohne den geringsten Bezug auf den Zustand der Gesellschaft in Indien gemacht worden. Es war den Eingeborenen Indiens unbekannt. Es war niemals, und gewiß nicht aus Mangel an Delinquenten, unter ihnen in Ausführung gebracht worden. Es war im höchsten Grade verletzend für alle ihre Begriffe. Sie waren nicht an den Unterschied gewöhnt, welchen mancherlei, unserem eigenen Gesellschaftszustande eigenthümliche Umstände uns veran-

laßt haben, zwischen Fälschung und anderen Arten des Betrugs zu machen. Das Nachmachen eines Siegels war, nach ihrem Urtheil, ein gewöhnlicher Act des Schwindelns; auch war es ihnen niemals in den Sinn gekommen, daß es so streng zu bestrafen sei, wie bandenmäßige Räuberei oder Meuchelmord. Ein gerechter Richter würde, ohne allen Zweifel, den Fall der Erwägung des Souverains vorbehalten haben. Aber Impey wollte nichts von Gnade oder Aufschub hören.

Die Aufregung unter allen Classen war groß. Francis und die wenigen englischen Anhänger des Francis schilderten den Gouverneur und den Oberrichter als die Schlechtesten der Mörder. Clavering soll geschworen haben, daß Nuncomar befreit werden solle, und wenn er an dem Fuße des Galgens wäre. Die Masse der europäischen Gesellschaft, wie sehr sie auch dem Generalgouverneur anhänglich war, konnte doch nicht umhin, Mitleiden mit einem Manne zu fühlen, der, mit all seinen Verbrechen, so lange einen so großen Platz vor ihren Augen eingenommen, der groß und mächtig gewesen war, bevor das britische Reich in Indien zu existiren begann, und dem, in den alten Zeiten, Gouverneurs und Rathsglieder, damals bloße Handelsfactore, des Schutzes halber den Hof gemacht hatten. Die Empfindung der Hindus war unendlich stärker. Zwar waren sie nicht die Leute danach, einen Streich für ihren Landsmann zu führen. Aber seine Verurtheilung erfüllte sie sowohl mit Sorge, als Schrecken. Selbst nach ihrem niedrigen Maßstabe der Sittlichkeit geprüft, war er ein schlechter Mann. Aber wie schlecht er auch war, er war das Haupt ihres Stammes und ihrer Religion, ein Bramine der Braminen. Er gehörte nach Erbrecht zur reinsten und höchsten Kaste. Er hatte mit der größten Genauigkeit alle jene Ceremonien geübt, denen die abergläubischen Bengalesen weit mehr Wichtigkeit zuschreiben,

als der richtigen Erfüllung ihrer gesellschaftlichen Pflichten. Sie empfanden daher, was ein frommer Katholik in den finsteren Zeiten empfunden haben würde, wenn er einen Prälaten des höchsten Ranges von einem weltlichen Tribunal an den Galgen geschickt gesehen hätte. In Gemäßheit zu ihren alten volksthümlichen Gesetzen konnte ein Bramine für keinerlei Verbrechen irgend einer Art zum Tode gebracht werden. Und das Verbrechen, für welches Nuncomar sterben sollte, wurde von ihnen in stark demselben Lichte betrachtet, in welchem das Verkaufen eines untüchtigen Pferdes für einen tüchtigen Preiß von einem Yorkshire Jockei betrachtet wird.

Die Muselmänner allein scheinen mit Frohlocken das Schicksal des mächtigen Hindus gesehen zu haben, der mittelst des Ruins des Mahomed Reza Khan zu steigen versucht hatte. Der mahomedanische Geschichtschreiber jener Zeiten findet Vergnügen daran, die Anklage zu verschlimmern. Er versichert uns, daß in Nuncomar's Hause ein Kistchen gefunden worden sei, welches Nachbildungen der Siegel aller der reichsten Männer der Provinz enthalten habe. Wir sind niemals auf irgend eine Autorität für diese Geschichte gestoßen, welche an sich keinesweges unwahrscheinlich ist.

Der Tag kam nahe und Nuncomar bereitete sich mit jener ruhigen Standhaftigkeit zum Sterben, mit welcher der in persönlichem Streite so weibisch zaghafte Bengalese oftmals Unfällen entgegentritt, gegen die es kein Mittel giebt. Mit der Humanität, welche bei einem englischen Gentleman selten mangelt, besuchte der Sherif den Gefangenen am Vorabend der Hinrichtung und versicherte ihm, daß ihm kein mit dem Gesetze verträgliches Zugeständniß verweigert werden solle. Nuncomar drückte seinen Dank mit großer Artigkeit und unveränderter Haltung aus. Nicht eine Muskel seines Gesichtes bewegte sich.

Nicht ein Seufzer entfuhr ihm. Er legte seine Finger an seine Stirne und sagte ruhig: das Schicksal wolle seinen Weg haben und es sei kein Widerstand gegen das Gefallen Gottes. Er ließ sich Francis, Clavering und Monson empfehlen und trug ihnen auch den Schutz des Radscha Gurdas auf, der daran war, das Haupt der Braminen von Bengalen zu werden. Der Sherif entfernte sich, sichtlich bewegt von dem, was vorgegangen war, und Nuncomar setzte sich gelassen nieder, um Noten zu schreiben und Rechnungen zu prüfen.

Am nächsten Morgen, bevor die Sonne ihre ganze Macht hatte, versammelte sich ein ungeheuerer Zusammenlauf rings um den Platz, wo der Galgen aufgerichtet worden war. Gram und Schauder lagen auf jedem Antlitz; doch konnte die Menge bis zuletzt kaum glauben, daß die Engländer wirklich vorhätten, dem großen Braminen das Leben zu nehmen. Endlich kam der trauervolle Zug durch das Gedränge. Nuncomar saß in seinem Palankin auf und blickte mit unveränderter Heiterkeit um sich. Er hatte sich eben von Denen getrennt, die am Nächsten mit ihm verbunden waren. Ihr Geschrei und ihre Zuckungen hatten die europäischen Diener der Gerechtigkeit erschreckt, hatten aber nicht den geringsten Eindruck auf den eisernen Stoicismus des Gefangenen gemacht. Nur dafür drückte er ängstliche Sorge aus, daß Männer seiner eigenen priesterlichen Kaste bereit seien, sich seines Leichnams anzunehmen. Er verlangte nochmals, seinen Freunden im Rathe empfohlen zu werden, bestieg das Schaffot mit Festigkeit und gab dem Scharfrichter das Zeichen. In dem Augenblicke, wo das Bret fiel, erhob sich ein Geheul von Kummer und Verzweiflung von den zahllosen Zuschauern. Hunderte wendeten ihr Gesicht von dem befleckenden Anblicke hinweg, flohen mit lautem Wehklagen dem Hugly zu und tauchten in seine heiligen Gewässer, als wollten sie sich von

der Schuld reinigen, auf ein solches Verbrechen geblickt zu haben. Diese Gefühle waren nicht auf Kalkutta beschränkt. Die ganze Provinz war sehr erregt, und die Bevölkerung von Dacca insbesondere gab starke Zeichen von Gram und Schrecken.

Es ist unmöglich, über Impey's Verfahren zu streng zu sprechen. Wir haben bereits gesagt, daß er, unserer Ansicht nach, ungerecht handelte, als er sich weigerte, Nuncomar Aufschub zu gewähren. Kein vernünftiger Mensch kann zweifeln, daß er sein Verfahren einschlug, um dem Generalgouverneur gefällig zu sein. Wenn wir jemals irgend einige Zweifel über diesen Punkt gehegt hätten, so würden sie durch einen Brief verscheucht worden sein, welchen Mr. Gleig veröffentlicht hat. Hastings bezeichnete, 3 oder 4 Jahre später, Impey als den Mann, „dessen Beistand er zu einer Zeit die Sicherheit seines Vermögens, seiner Ehre und seines Rufes dankte." Diese starken Worte können sich blos auf den Fall mit Nuncomar beziehen, und sie müssen meinen: daß Impey den Nuncomar henken ließ, um Hastings beizustehen. Es ist daher unsere wohlerwogene Meinung, daß Impey, in Ausübung seines richterlichen Amtes, einen Menschen ungerechterweise zum Tode brachte, um einem politischen Zwecke zu dienen.

Das Verfahren des Hastings dagegen erscheint uns in etwas anderem Lichte. Er kämpfte um Vermögen, Ehre, Freiheit, um Alles, was das Leben werthvoll macht. Er war von erbitterten und grundsatzlosen Feinden umgeben. Von seinen Collegen konnte er keine Gerechtigkeit erwarten. Er kann nicht getadelt werden, daß er seine Ankläger zu zermalmen wünschte. Er war zwar verbunden, nur gesetzliche Mittel zu diesem Ende zu gebrauchen. Aber es ist nicht befremdend, wenn er jedes Mittel für gesetzlich gehalten hat, was von den Weisen des Rechts als gesetzlich erklärt wurde, von Männern, deren specielle

Pflicht es war, gerecht zu verfahren zwischen Gegnern, und von deren Erziehung man annehmen konnte, daß sie sie besonders geeignet gemacht habe zur Erfüllung dieser Pflicht. Niemand verlangt von einer Partei die unbeugsame Parteilosigkeit eines Richters. Der Grund, warum Richter bestellt werden, liegt darin, daß man es selbst einem guten Menschen nicht anvertrauen kann, eine Sache zu entscheiden, bei der er selbst betheiligt ist. Kein Tag vergeht, wo nicht ein redlicher Kläger etwas verlangt, was nur ein unredliches Tribunal gewähren würde. Es hieße zu viel erwarten, daß irgend ein Mensch, wenn seine theuersten Interessen auf dem Spiele stehen und seine stärksten Leidenschaften erregt sind, gegen sich selbst gerechter sein würde, als die geschworenen Spender der Gerechtigkeit. Um einen analogen Fall aus der Geschichte unserer eigenen Insel zu nehmen: angenommen, daß Lord Stafford, als er auf den Verdacht hin, bei dem papistischen Complotte betheiligt zu sein, im Tower war, erfahren hätte, Titus Oates habe etwas gethan, was, mittelst einer bestrittenen Auslegung, unter das Capitel der Felonie gebracht werden könne. Würden wir, in dem angenommenen Falle, Lord Stafford mit Strenge tadeln, wenn er das Einbringen einer Klage veranlaßt, Geldmittel geliefert, allen seinen Einfluß angewendet hätte, die Gnade der Krone zu hemmen? Wir glauben nicht. Allerdings wenn ein Richter, aus Geneigtheit für den betheiligten Lord, das Gesetz hätte verdrehen wollen, um Oates henken zu lassen, ein solcher Richter würde eine Anklage reichlich verdient haben. Aber es scheint uns nicht, daß der katholische Lord, indem er den Fall zur Entscheidung vor den Richter gebracht hätte, die Grenzen gerechter Selbstvertheidigung im Wesen überschritten haben würde.

Während wir daher nicht den geringsten Zweifel haben, daß diese merkwürdige Hinrichtung dem Hastings zuzuschreiben

ist, zweifeln wir, ob sie gerechterweise zu seinen Verbrechen gerechnet werden kann. Daß sein Verfahren von einer tiefen Politik eingegeben wurde, ist augenscheinlich. Er war im Rathe in der Minderzahl. Es war möglich, daß er lange in einer Minderzahl sein mochte. Er kannte den Charakter der Eingeborenen gut. Er wußte, in welchem Ueberfluß Anklagen gegen den unschuldigsten Einwohner Indiens sicherlich herbeiströmen, wenn er in der Ungnade der Macht ist. Es gab in der ganzen schwarzen Bevölkerung Bengalens keinen Stelleninhaber, keinen Stellenjäger, keinen Staatspächter, der nicht glaubte, daß er sich verbessern könnte, wenn er eine Anzeige gegen den Generalgouverneur einschickte. Unter diesen Umständen beschloß der verfolgte Staatsmann, dem ganzen Haufen von Anklägern und Zeugen zu lehren, daß er, wenn auch am Rathstische in einer Minderzahl, doch noch zu fürchten sei. Die Lection, die er ihnen gab, war in der That eine Lection, die sich nicht vergessen ließ. Das Haupt der gegen ihn gebildeten Verbindung, der Reichste, der Wichtigste, der Schlaueste der Hindus, ausgezeichnet durch die Gunst Derer, die damals die Regierung innehatten, rings umgeben von der abergläubischen Ehrfurcht von Millionen, ward am hellen Tage vor vielen tausend Menschen gehenkt. Alles, was die Warnung eindrucksvoll machen konnte: Würde des Leidens, Feierlichkeit des Verfahrens, fand sich bei diesem Falle vor. Die hilflose Wuth und die vergeblichen Kämpfe des Rathes machten den Triumph noch sichtbarer. Von diesem Augenblicke an war es die Ueberzeugung jedes Eingeborenen, daß es sicherer sei, sich auf die Seite des Hastings, auch wenn er in einer Minderzahl war, als auf die des Francis, auch wenn er in einer Mehrheit war, zu schlagen, und daß, wer es wagen wollte, sich den Verfolgern des Generalgouverneurs anzuschließen, leicht dazu kommen könne, nach dem Ausdrucke des orientalischen Dichters,

einen Tiger zu finden, während er die Dschungel eines Rehes halber klopfte. Die Stimmen von tausend Anklägern waren in einem Augenblicke zum Schweigen gebracht. Von dieser Zeit an wurde Hastings, mit was für Schwierigkeiten er es auch sonst zu thun haben mochte, niemals durch Anklagen von indischen Eingeborenen belästigt.

Es ist ein bemerkenswerther Umstand, daß einer der Briefe des Hastings an Dr. Johnson nur ein Paar Stunden nach dem Tode Nuncomar's datirt ist. Während die ganze Colonie in Bewegung war, während eine mächtige und alte Priesterschaft über den Resten ihres Hauptes weinte, setzte sich der Sieger in diesem tödtlichen Kampfe, mit charakteristischer Selbstbeherrschung, nieder, um über die Tour nach den Hebriden, über Jones' persische Grammatik, und über die Geschichte, Ueberlieferungen, Künste und Naturproducte Indiens zu schreiben.

Mittlerweile war Nachricht von dem Rohillakriege und von den ersten Streitigkeiten zwischen Hastings und seinen Collegen nach London gekommen. Die Directoren nahmen für die Mehrheit Partei, und schickten ein mit strengen Bemerkungen über Hastings' Verfahren gefülltes Schreiben hinüber. Sie tadelten, in starken, aber gerechten Ausdrücken, die Ungerechtigkeit, Angriffskriege lediglich um pecuniärer Vortheile willen zu unternehmen. Aber sie vergaßen gänzlich, daß, wenn Hastings durch unerlaubte Mittel Geldvortheile erlangt hatte, er das nicht für seinen eigenen Nutzen, sondern um ihren Forderungen zu entsprechen, gethan hatte. Redlichkeit einschärfen, und doch darauf bestehen, zu haben, was nicht redlich zu erlangen war, das war damals der fortwährende Gebrauch der Compagnie. Wie Lady Macbeth von ihrem Gatten sagt, wollten sie „nicht falsches Spiel spielen und doch unrechten Gewinn haben.“

Die Regulirungsacte, durch welche Hastings auf fünf

Jahre zum Generalgouverneur bestellt worden war, ermächtigte die Krone, ihn auf eine Adresse von der Compagnie zu entfernen. Lord North wünschte, eine solche Adresse zu Stande zu bringen. Die drei Mitglieder des Rathes, welche von England hinübergeschickt worden, waren Männer seiner eigenen Wahl. General Clavering insbesondere ward durch eine zahlreiche parlamentarische Verbindung getragen, wie sie kein Cabinet zu verletzen wünschen konnte. Es war der Wunsch des Ministers, Hastings abzurufen und Clavering an die Spitze des Gouvernements zu bringen. Im Directorenhofe standen sich die Parteien fast gleich. 11 stimmten gegen Hastings, 10 für ihn. Der Hof der Eigenthümer wurde nun berufen. Die große Kaufhalle gewährte einen eigenthümlichen Anblick. Der Secretair des Schatzes hatte Schreiben ergehen lassen, worin alle Anhänger der Regierung, welche indische Fonds besaßen, zum Erscheinen ermahnt wurden. Lord Sandwich führte die Freunde der Verwaltung mit seiner gewohnten Gewandtheit und Rührigkeit herzu. 50 Peers und Geheimeräthe, die sich selten so weit ostwärts blicken ließen, wurden in dem Gedränge gezählt. Die Debatte dauerte bis Mitternacht. Die Gegner des Hastings hatten bei der Theilung ein kleines Mehr; aber es wurde ein Ballotement verlangt, und das Resultat war, daß der Generalgouverneur mit einer Mehrheit von über 100 Stimmen über die vereinigten Anstrengungen der Directoren und des Cabinets triumphirte. Die Minister waren über diese Niederlage sehr erbittert. Selbst Lord North verlor seinen Gleichmuth, was ihm nicht häufig begegnete, und drohte, das Parlament vor Weihnachten einzuberufen und eine Bill einzubringen, welche der Compagnie alle politische Macht entziehen und sie auf ihr altes Geschäft des Handels mit Seidenwaaren und Thee beschränken sollte.

Obrist Macleane, der diesen ganzen Streit hindurch die Sache des Hastings kräftig unterstützt hatte, glaubte nun, daß sein Auftraggeber in drohender Gefahr sei, mit parlamentarischem Tadel gebrandmarkt, vielleicht in Anklagestand versetzt, vom Amte vertrieben zu werden. Bereits war das Gutachten der Kronjuristen über einige Theile des Verhaltens des Generalgouverneurs eingeholt worden. Es schien hohe Zeit zu sein, an die Sicherung eines ehrenvollen Rückzugs zu denken. Unter diesen Umständen hielt sich Macleane gerechtfertigt, wenn er die Verzichtleistung, die ihm anvertraut worden, vorbrachte. Das Actenstück war nicht in sehr genauer Form; aber die Directoren waren zu eifrig darauf, um scrupulös zu sein. Sie nahmen die Verzichtleistung an, bestimmten Mr. Wheler, Einen aus ihrer eigenen Mitte, zum Nachfolger des Hastings, und erließen Befehl, daß General Clavering, als oberstes Mitglied des Raths, die Functionen des Generalgouverneurs versehen solle, bis Mr. Wheler ankommen würde.

Aber während diese Dinge in England vorgingen, hatte in Bengalen ein großer Wechsel stattgefunden. Monson war nicht mehr. Die Regierung bestand nur noch aus vier Mitgliedern. Clavering und Francis waren auf einer, Barwell und der Generalgouverneur auf der anderen Seite, und der Generalgouverneur hatte die entscheidende Stimme. Hastings, der zwei Jahr lang aller Macht und alles Patronatsrechts entbehrt hatte, wurde auf einmal allgebietend. Er verschritt sofort dazu, gegen seine Gegner Wiedervergeltung zu üben. Ihre Maßregeln wurden zurückgezogen, ihre Creaturen von ihren Stellen entfernt. Eine neue Schätzung der Ländereien Bengalens, zum Zwecke der Besteuerung, wurde angeordnet, und es wurde bestimmt, daß die ganze Untersuchung von dem Generalgouverneur geleitet werden, und daß alle darauf bezügliche Schreiben

unter seinem Namen ergehen sollten. Gleichzeitig begann er, umfassende Pläne der Eroberung und Herrschaft zu erfassen, Pläne, deren Erfüllung, wenn auch nicht durch ihn selbst, er zu sehen erlebte. Sein Plan war, Subsidienallianzen mit den eingeborenen Fürsten, insbesondere mit denen von Oude und Berar, zu schließen, und so Britannien zur obersten Macht in Indien zu machen. Während er diese großen Entwürfe erwog, kam die Nachricht, daß er aufgehört habe, Generalgouverneur zu sein, daß seine Verzichtleistung angenommen worden sei, daß Wheler unverzüglich herüberkommen werde, und daß bis zu Wheler's Ankunft der Vorsitz von Clavering zu führen sei.

Wäre Hastings noch in der Minderzahl gewesen, so würde er wahrscheinlich ohne Kampf zurückgetreten sein; aber er war jetzt der wirkliche Gebieter des britischen Indiens, und er war nicht geneigt, seine hohe Stelle aufzugeben. Er behauptete, daß er niemals irgendwelche Instructionen gegeben hätte, welche zu den daheim gethanen Schritten hätten ermächtigen können. Was seine Instructionen gewesen seien, gestand er, vergessen zu haben. Wenn er eine Abschrift davon zurückbehalten, so habe er sie verlegt. Deß aber sei er gewiß, daß er den Directoren wiederholt erklärt, er werde nicht abdanken. Er könne nicht einsehen, wie der Hof, im Besitze dieser Erklärung von ihm selbst, seine Verzichtleistung aus den zweifelhaften Händen eines Agenten habe annehmen können. Wenn die Verzichtleistung ungiltig war, so waren alle auf diese Verzichtleistung gegründeten Maßnahmen nichtig, und Hastings war noch immer Generalgouverneur.

Er versicherte später, daß, obschon seine Agenten nicht in Uebereinstimmung mit seinen Instructionen gehandelt hätten, er sich nichtsdestoweniger durch ihre Schritte gebunden gehalten haben würde, wenn Clavering nicht versucht hätte, sich gewalt=

sam der höchsten Gewalt zu bemächtigen. Mag nun diese Behauptung wahr gewesen sein, oder nicht, es kann nicht bezweifelt werden, daß die Unklugheit Clavering's Hastings in Vortheil setzte. Der General schickte nach den Schlüsseln des Forts und des Schatzes, nahm Besitz von den Archiven und hielt eine Rathsversammlung, welcher Francis beiwohnte. Hastings übernahm den Vorsitz in einem anderen Zimmer und Barwell saß bei ihm. Jede der zwei Parteien hatte ein scheinbares Recht aufzuweisen. Innerhalb 15,000 Meilen gab es keine Autorität, die ihren Gehorsam hätte fordern können. Es schien, daß kein Weg zur Ausmachung des Streites übrigblieb, außer eine Berufung auf die Waffen, und Hastings war, im Vertrauen auf seinen Einfluß auf seine Landsleute in Indien, nicht gestimmt, sich vor einer solchen Berufung zu scheuen. Er wies die Offiziere der Garnison von Fort William und allen benachbarten Posten an, nur seinen Ordres Folge zu leisten. Zu gleicher Zeit erbot er sich, mit bewundernswürdiger Klugheit, den Fall dem obersten Gerichtshofe zu unterwerfen und sich bei dessen Entscheidung zu beruhigen. Er wagte nichts damit, daß er diesen Vorschlag machte, und doch war es ein Vorschlag, welchen seine Gegner kaum zurückweisen konnten. Niemand konnte als Verbrecher behandelt werden, weil er Dem gehorchte, was die Richter feierlich für die rechtmäßige Regierung erklärten. Der kühnste Mann würde sich scheuen, die Waffen in Vertheidigung Dessen zu ergreifen, was die Richter für Usurpation erklären würden. Nach einigem Verzuge, willigten Clavering und Francis verdrossen ein, sich bei dem Schiedsspruche des Gerichtshofes zu beruhigen. Der Gerichtshof erklärte, daß die Verzichtleistung ungiltig, und daß demnach Hastings noch immer Generalgouverneur in Gemäßheit der Regulirungsacte sei, und die besiegten Mitglieder des Rathes, welche fanden, daß die

Stimmung der ganzen Colonie gegen sie war, fügten sich der Entscheidung.

Um diese Zeit traf die Nachricht ein, daß die fränkischen Gerichte, nach einem Prozesse, welcher mehrere Jahre gedauert hatte, eine Scheidung Imhoff's von seiner Frau ausgesprochen hatten. Der Baron verließ Kalkutta und nahm die Mittel, ein Gut in Sachsen zu kaufen, mit. Die Dame wurde Mrs. Hastings. Das Ereigniß wurde mit großen Festlichkeiten gefeiert, und alle besonders vortretende Personen in Kalkutta, ohne Unterschied der Parteien, wurden in das Gouvernementshaus eingeladen. Wie der mahomedanische Chronist die Geschichte erzählt, war Clavering krank in Gemüth und Körper und lehnte die Theilnahme an der glänzenden Versammlung ab. Aber Hastings, welchen, wie es scheinen will, Erfolg des Ehrgeizes und der Liebe in höchst gute Laune versetzt hatte, wollte keine Entschuldigung annehmen. Er ging selbst zu dem Hause des Generals und brachte endlich seinen besiegten Nebenbuhler im Triumph zu dem fröhlichen Kreise, welcher die Braut umgab. Die Anstrengung war zu viel für eine durch Kränkung so sehr wie durch Krankheit gebrochene Natur. Clavering starb wenige Tage später.

Wheler, der in der Erwartung herübergekommen war, Generalgouverneur zu sein, und sich mit einem Sitze am Rathstische begnügen zu lassen genöthigt war, stimmte in der Regel mit Francis. Aber der Generalgouverneur war, mit Hilfe Barwell's und seiner Entscheidungsstimme, immer noch der Meister. Um diese Zeit trat einige Aenderung in der Stimmung sowohl des Directorenhofes, als der Minister der Krone ein. Man ließ alle Pläne gegen Hastings fallen, und als seine ursprüngliche Amtszeit der fünf Jahre um war, wurde er ruhig wieder bestallt. Die Wahrheit ist: die furchtbaren Gefahren, denen die öffentlichen Interessen jetzt auf jeder Seite ausgesetzt

waren, hatten sowohl Lord North, als die Compagnie abgeneigt gemacht, sich von einem Gouverneur zu trennen, dessen Talente, Erfahrung und Entschlossenheit selbst die Feindschaft anzuerkennen genöthigt war.

Die Krisis war in der That furchtbar. Jenes große und sieghafte Reich, dessen Thron Georg III., 18 Jahre vorher, mit glänzenderen Hoffnungen bestiegen, als den Regierungsantritt irgend Eines in der langen Reihe englischer Souveraine begleitet hatten, war durch die sinnloseste Misregierung an den Rand des Unterganges gebracht worden. In Amerika waren Millionen Engländer in Krieg mit dem Lande, von welchem ihr Blut, ihre Sprache, ihre Religion und ihre Institutionen stammten, und welchem sie bis kurz vorher so eifrig ergeben gewesen waren, wie die Einwohner von Norfolk und Leicestershire. Die großen Mächte Europa's, zum Staube gebeugt durch die Kraft und das Genie, welche die Rathschlüsse Georgs II. geleitet hatten, erfreuten sich jetzt an der Aussicht auf glänzende Rache. Die Zeit nahte, wo unsere Insel, während sie die Vereinigten Staaten von Amerika niederzuhalten strebte und durch die gerechten Beschwerden Irlands mit einer noch näheren Gefahr bedrängt war, von Frankreich, Spanien und Holland angegriffen und von der bewaffneten Neutralität der Ostsee bedroht werden, wo selbst unsere Uebermacht zur See in Frage kommen, wo feindliche Flotten die Meerenge von Calpe und die mexicanische See beherrschen, wo die britische Flagge kaum im Stande sein sollte, den britischen Canal zu schützen. Wie groß auch die Fehler des Hastings waren, es war doch glücklich für unser Land, daß bei jener Zeitlage, der furchtbarsten, die es jemals bestanden hat, er der Regierer unserer indischen Gebiete war.

Ein Angriff zur See auf Bengalen war nicht eben zu befürchten. Die Gefahr war: daß die europäischen Feinde Eng=

lands ein Bündniß mit irgend einer eingeborenen Macht schließen, diese Macht mit Truppen, Waffen und Munition versehen und so unsere Besitzungen von der Landseite aus angreifen möchten. Hauptsächlich von den Mahratten sah Hastings Gefahr voraus. Der ursprüngliche Sitz dieses eigenthümlichen Volks war die wilde Bergkette, welche längs der Westküste Indiens hinläuft. Unter der Regierung Aurengzeb's begannen die Bewohner dieser Gegenden, geführt von dem großen Sewadschi, auf die Besitzungen ihrer reicheren und weniger kriegerischen Nachbarn herabzusteigen. Die Energie, Wildheit und List der Mahratten machten sie bald zu den am Meisten Vortretenden unter den neuen Mächten, welche durch die Verderbniß der verfallenden Monarchie erzeugt worden. Zuerst waren sie lediglich Räuber. Sie erhoben sich bald zu dem Range von Eroberern. Die Hälfte der Provinzen des Reichs wurde in Mahrattenfürstenthümer verwandelt. Aus niederen Kasten entsprungene und an geringe Beschäftigungen gewöhnte Freibeuter wurden mächtige Radschas. Die Bonslas, an der Spitze einer Bande Räuber, bemächtigten sich der weiten Strecke von Berar. Die Guikowan, welcher Name einen Hirten bedeutet, gründeten jene Dynastie, welche noch in Guzerat regiert. Die Häuser von Scindia und Holkar wurden in Malwa groß. Ein unternehmender Häuptling machte sein Nest auf den uneinnehmbaren Felsen von Guti. Ein Anderer wurde der Herr der tausend Dörfer, die unter den grünen Reisfeldern von Tandschore verstreut sind.

Das war durch ganz Indien die Zeit der Doppelregierung. Ueberall waren die Form und die Macht getrennt. Die muselmännischen Nabobs, welche souveraine Fürsten geworden waren, der Vezier in Oude und der Nizam zu Hyderabad, nannten sich noch immer Vicekönige des Hauses des Tamerlan. In derselben Weise behaupteten die Mahrattenstaaten, wenn auch thatsächlich

unabhängig von einander; Mitglieder Eines Reiches zu sein. Sie alle erkannten, mit Worten und Ceremonien, die Oberhoheit des Erben von Sewadschi, eines roi fainéant, der in einem Staatsgefängnisse zu Sattara Betel kaute und mit Tänzermädchen tändelte, und seines Peschwa oder Großmeisters des Palastes an, eines großen erblichen Beamten, welcher einen Hof mit königlichem Prunke zu Puna hielt, und dessen Autorität in den weiten Provinzen von Aurungabad und Bedschapur gehorcht ward.

Einige Monate, bevor der Krieg in Europa erklärt wurde, ward die Regierung von Bengalen durch die Nachricht beunruhigt, daß ein französischer Abenteurer, den man für einen Mann von Stande hielt, zu Puna angekommen sei. Es hieß, er sei dort mit großer Auszeichnung empfangen worden, habe dem Peschwa Briefe und Geschenke von Ludwig XVI. überreicht, und es sei ein England feindlicher Vertrag zwischen Frankreich und den Mahratten abgeschlossen worden.

Hastings beschloß unverzüglich, den ersten Schlag zu thun. Der Rechtstitel des Peschwa war nicht unbestritten. Ein Theil des Mahrattenvolks begünstigte einen Prätendenten. Der Generalgouverneur beschloß, sich für die Sache dieses Prätendenten zu erklären, eine Armee quer durch die indische Halbinsel zu dirigiren und ein enges Bündniß mit dem Haupte des Hauses Bonsla zu schließen, welches Berar beherrschte und, in Macht und Rang, Keinem der Mahrattenfürsten nachstand.

Die Armee war marschirt, und die Unterhandlungen mit Berar gingen vorwärts, als ein Schreiben von dem englischen Consul in Kairo die Nachricht brachte, daß der Krieg sowohl in London, als in Paris erklärt sei. Ohne einen Augenblick zu verziehen, ergriff Hastings alle Maßregeln, welche die Krisis erforderte. Man bemächtigte sich der französischen Factoreien in Bengalen. Es ergingen Befehle nach Madras, Pondichery sofort

zu besetzen. In der Nähe Kalkuttas wurden Werke aufgeworfen, von denen man glaubte, daß sie die Annäherung einer feindlichen Macht unmöglich machten. Zur Vertheidigung des Flusses wurde eine Schiffsrüstung gemacht. Es wurden 3 neue Bataillone Sepoys ausgehoben und aus den kräftigen Laskars des bengalischen Meerbusens ein Corps eingeborener Artillerie gebildet. Nachdem er diese Vorkehrungen getroffen, erklärte der Generalgouverneur mit ruhiger Zuversicht seine Präsidentschaft für sicher gegen jeden Angriff, wenn nicht die Mahratten, in Verbindung mit den Franzosen, gegen sie rückten.

Die Expedition, welche Hastings westwärts geschickt hatte, hatte nicht so schnellen oder vollständigen Erfolg, als seine meisten Unternehmungen. Der commandirende Offizier zögerte. Die Autoritäten von Bombay machten Fehler. Aber der Generalgouverneur blieb beharrlich. Ein neuer Befehlshaber machte die Misgriffe seines Vorgängers wieder gut. Mehrere glänzende Gefechte verbreiteten den militärischen Ruhm der Engländer durch Gegenden, wo noch niemals eine europäische Fahne gesehen worden war. Es ist wahrscheinlich, daß, wenn nicht eine neue und furchtbarere Gefahr Hastings genöthigt hätte, seine ganze Politik zu ändern, seine Pläne in Betreff des Mahrattenreiches in vollständige Ausführung gebracht worden wären.

Die Autoritäten in England hatten weislich einen der ausgezeichnetsten Soldaten jener Zeit, als Befehlshaber der Truppen und Mitglied des Rathes, nach Bengalen hinübergesendet, den Sir Eyre Coote, welcher, viele Jahre vorher, unter den Gründern des britischen Reiches im Osten vorragend gewesen war. In dem Kriegsrathe, welcher der Schlacht von Plassy vorherging, empfahl er, im Widerspruch gegen die Mehrheit, eifrig jenen kühnen Weg, der, nach einigem Schwanken, eingeschlagen und mit so glänzendem Erfolge gekrönt wurde. Er commandirte

nachmals im südlichen Indien gegen den braven und unglücklichen Lally, gewann die entscheidende Schlacht von Wandewasch über die Franzosen und ihre eingeborenen Bundesgenossen, nahm Pondichery und machte die englische Macht zur Höchsten in Karnatik. Seit diesen großen Thaten waren fast 20 Jahre verstrichen. Coote besaß nicht mehr die körperliche Rüstigkeit, die er in früheren Tagen gezeigt hatte; auch die Kraft seines Geistes war nicht gänzlich unverringert. Er war grillig und mürrisch und verlangte viel Geschmeichel, um in guter Laune zu bleiben. Wir fürchten, man muß hinzufügen, daß die Liebe zum Gelde ihm zu Häupten gewachsen war, und daß er mehr an seine Einkünfte und weniger an seine Pflichten dachte, als von einem so vorragenden Mitgliede eines so edlen Berufes zu erwarten gewesen wäre. Doch war er immer noch vielleicht der geschickteste Offizier, der damals in der britischen Armee zu finden war. Bei den eingeborenen Soldaten war sein Name groß und sein Einfluß unbestritten. Auch haben sie ihn jetzt noch nicht vergessen. Noch immer mag dann und wann ein weißbärtiger alter Sepoy gefunden werden, der von Porto Novo und Pollilore zu sprechen liebt. Es ist noch nicht lange her, daß Einer dieser bejahrten Männer einem englischen Beamten, der einen der höchsten Posten in Indien bekleidet, ein Memorial zu überreichen kam. Ein Kupferstich von Coote hing in dem Zimmer. Der Veteran erkannte auf einmal das Gesicht und die Gestalt wieder, die er länger als ein halbes Jahrhundert nicht gesehen hatte, und, seinen Salem für den Lebenden vergessend, machte er Halt, richtete sich auf, erhob seine Hand und brachte mit feierlicher Ehrfurcht seinen militärischen Gruß dem Todten dar.

Coote stimmte zwar nicht, wie Barwell, beständig mit dem Generalgouverneur, war aber keineswegs geneigt, an systematischer Opposition theilzunehmen, und kam bei den meisten Fra-

gen mit Hastings überein, der sein Möglichstes that, durch fortwährendes Hofmachen und bereitwillige Gewährung der ausschweifendsten pecuniären Vortheile, die stärksten Leidenschaften des alten Soldaten zu befriedigen.

Es schien zu dieser Zeit wahrscheinlich, daß eine allgemeine Aussöhnung den Streitigkeiten ein Ende machen werde, welche einige Jahre hindurch die Regierung von Bengalen geschwächt und verunehrt hatten. Die Gefahren des Reichs konnten wohl Männer von patriotischer Gesinnung — und patriotischer Gesinnung ermangelte weder Hastings, noch Francis — bewegen, Privatfeindschaften zu vergessen und herzlich für das allgemeine Wohl zusammenzuwirken. Coote war niemals bei dem Parteiwesen betheiligt gewesen. Wheler hatte es durch und durch satt. Barwell hatte ein großes Vermögen erworben, und wiewohl er versprochen hatte, Kalkutta nicht zu verlassen, so lange seine Hilfe im Rathe gebraucht würde, so wünschte er doch sehr, nach England zurückzukehren, und bemühte sich, ein Arrangement zu befördern, was ihn in Freiheit setzen sollte. Es ward eine Uebereinkunft geschlossen, worin Francis darein willigte, von der Opposition abzustehen, und Hastings sich verbindlich machte, daß Francis' Freunde zu einem anständigen Antheil an den Ehren und Vortheilen gelassen werden sollten. Einige Monate lang nach diesem Vertrage bestand anscheinende Harmonie am Rathstische.

In der That niemals war Harmonie nöthiger; denn in diesem Augenblicke bedrohten innere Unfälle, furchtbarer selbst, als der Krieg, Bengalen. Die Urheber der Regulirungsacte von 1773 hatten zwei unabhängige Mächte begründet, die Eine richterlich, die Andere politisch, und hatten mit einer, in englischer Gesetzgebung scandalös gewöhnlichen Sorglosigkeit unterlassen, die Grenzen beider zu bestimmen. Die Richter be-

nutzten diese Unbestimmtheit und versuchten, die höchste Autorität, nicht blos innerhalb Kalkuttas, sondern auch in dem ganzen, der Präsidentschaft von Fort William untergebenen großen Gebiete an sich zu ziehen. Es giebt wenige Engländer, welche nicht zugeben werden, daß die englische Rechtspflege, trotz neuerer Verbesserungen, weder so wohlfeil, noch so rasch ist, als man wünschen möchte. Indeß es ist doch ein System, was unter uns aufgewachsen ist. In einigen Punkten ist es umgemodelt worden, um unserem Sinne zu entsprechen, in Anderen hat es allmälig unseren Sinn gemodelt, daß er ihm entspricht. Selbst an seine schlimmsten Gebrechen sind wir gewöhnt, und deshalb werden wir, wenn wir auch darüber klagen mögen, nicht von jenem Schauder und Schrecken ergriffen, der durch eine neue Beschwerde von geringerer Härte hervorgebracht werden würde. In Indien ist der Fall ein ganz anderer. Die englische Rechtspflege, in jenes Land verpflanzt, hat alle Fehler, unter denen wir hier leiden, hat sie in weit höherem Grade, und hat andere Fehler, im Vergleich mit denen die schlimmsten Fehler, unter denen wir leiden, Kleinigkeiten sind. Hier schon schleppend, ist sie in einem Lande, wo jeder Richter und jeder Advocat die Hilfe eines Dolmetschers braucht, noch weit schleppender. Hier schon kostspielig, ist sie in einem Lande, in welches die Juristen aus einer ungeheueren Entfernung hingebracht werden müssen, noch viel kostspieliger. Alle englische Arbeit in Indien, von der Arbeit des Generalgouverneurs und obersten Befehlshabers bis zu der eines Hausknechts, oder eines Uhrmachers, muß nach höherem Maßstabe bezahlt werden, als daheim. Niemand will sich für nichts verbannen lassen, und in die heiße Zone verbannen lassen. Diese Regel bewährt sich in Bezug auf den Juristenstand. Kein englischer Sachwalter will, 15,000 Meilen von allen seinen Freunden, mit 96 Grad am Thermometer im

Schatten, für die Einnahmen arbeiten, die ihn in Zimmern befriedigen, welche auf die Themse sehen. Demgemäß sind die Gebühren zu Kalkutta ungefähr dreimal so hoch, wie die Gebühren von Westminsterhall, und dies, obschon das indische Volk über alle Vergleichung ärmer ist, als das Englische. Indeß bilden der Verzug und die Kosten, wie beschwerend sie auch sind, doch den kleinsten Theil des Uebels, welches die englische Rechtspflege, ohne Modificationen in Indien eingeführt, hervorzubringen nicht verfehlen konnte. Die stärksten Gefühle unserer Natur, Ehre, Religion, weibliche Sittsamkeit, erhoben sich gegen die Neuerung. Persönliche Haft, als Sicherungsmaßregel, war der erste Schritt in den meisten Civilverfahren, und für einen Eingeborenen von Rang war Verhaftung nicht blos eine Beschränkung der Freiheit, sondern eine schimpfliche persönliche Entwürdigung. Eide wurden auf jedem Stadium jedes Prozesses verlangt, und das Gefühl eines Quäkers in Betreff eines Eides ist kaum stärker, als das eines achtbaren Eingeborenen. Daß die Gemächer eines Frauenzimmers von Stande von fremden Männern betreten, oder daß ihr Gesicht von ihnen erblickt wird, sind im Osten unerträgliche Beschimpfungen, Beschimpfungen, welche mehr gefürchtet werden, als der Tod und welche nur durch Blutvergießen gesühnt werden können. Diesen Beschimpfungen waren jetzt die ausgezeichnetsten Familien von Bengalen, Bahar und Orissa ausgesetzt. Denke man sich, wie der Zustand unseres eigenen Landes sein würde, wenn plötzlich eine Jurisprudenz unter uns eingeführt würde, welche für uns wäre, was unsere Jurisprudenz für unsere asiatischen Unterthanen war. Denke man sich, wie der Zustand unseres Landes sein würde, wenn bestimmt würde, daß Jedermann, sobald er nur schwöre, daß ihm eine Schuld gebühre, ein Recht erlangen sollte, die Personen von Männern aus den ehrenvollsten und geheiligtsten

Berufszweigen und von Frauen des scheuesten Zartgefühls zu beschimpfen, einen General mit der Reitpeitsche zu schlagen, einen Bischof in den Stock zu legen, Damen in der Weise zu behandeln, die den Streich des Wat Tyler hervorrief. So etwas war die Wirkung des Versuches, den der höchste Gerichtshof machte, seine Gerichtsbarkeit über das ganze Gebiet der Compagnie auszudehnen.

Ein Reich des Schreckens begann, des durch Ungewißheit erhöhten Schreckens; denn selbst das, was man litt, war weniger schrecklich, als was man voraussah. Niemand wußte, was zunächst von diesem seltsamen Tribunal zu erwarten war. Es kam von jenseits des schwarzen Wassers, wie das indische Volk, mit geheimnißvollem Schauder, das Meer nennt. Es bestand aus Richtern, von denen nicht Einer mit den Gebräuchen der Millionen vertraut war, über die sie grenzenlose Autorität beanspruchten. Seine Acten wurden in unbekannten Schriftzügen gehalten; seine Urtheile wurden in unbekannten Tönen verkündet. Es hatte bereits ein Heer des schlechtesten Theiles der eingeborenen Bevölkerung um sich versammelt, Ankläger und falsche Zeugen, und gemeine Zungendrescher, und Agenten der Chicane und vor Allem eine Räuberbande von Häschergehilfen, in Vergleich mit denen die Diener der schlechtesten englischen Schuldhäuser, in den schlechtesten Zeiten, als bieder und zartsinnig gelten konnten. Viele unter ihren Landsleuten hoch angesehene Eingeborene wurden, nicht wegen irgend eines ihnen zur Last gelegten Verbrechens, nicht für irgend eine erwiesene Schuld, sondern blos als Vorsichtsmaßregel, bis ihre Sache zur Verhandlung kommen würde, ergriffen, nach Kalkutta geschleppt, in den gemeinen Kerker geworfen. Es gab Fälle, wo Männer des verehrungswürdigsten Standes, die ohne Grund von den Pressern verfolgt wurden, vor Wuth und Gram unter der Faust

Schatten, für die Einnahmen arbeiten, die ihn in Zimmern befriedigen, welche auf die Themse sehen. Demgemäß sind die Gebühren zu Kalkutta ungefähr dreimal so hoch, wie die Gebühren von Westminsterhall, und dies, obschon das indische Volk über alle Vergleichung ärmer ist, als das Englische. Indeß bilden der Verzug und die Kosten, wie beschwerend sie auch sind, doch den kleinsten Theil des Uebels, welches die englische Rechtspflege, ohne Modificationen in Indien eingeführt, hervorzubringen nicht verfehlen konnte. Die stärksten Gefühle unserer Natur, Ehre, Religion, weibliche Sittsamkeit, erhoben sich gegen die Neuerung. Persönliche Haft, als Sicherungsmaßregel, war der erste Schritt in den meisten Civilverfahren, und für einen Eingeborenen von Rang war Verhaftung nicht blos eine Beschränkung der Freiheit, sondern eine schimpfliche persönliche Entwürdigung. Eide wurden auf jedem Stadium jedes Prozesses verlangt, und das Gefühl eines Quäkers in Betreff eines Eides ist kaum stärker, als das eines achtbaren Eingeborenen. Daß die Gemächer eines Frauenzimmers von Stande von fremden Männern betreten, oder daß ihr Gesicht von ihnen erblickt wird, sind im Osten unerträgliche Beschimpfungen, Beschimpfungen, welche mehr gefürchtet werden, als der Tod und welche nur durch Blutvergießen gesühnt werden können. Diesen Beschimpfungen waren jetzt die ausgezeichnetsten Familien von Bengalen, Bahar und Orissa ausgesetzt. Denke man sich, wie der Zustand unseres eigenen Landes sein würde, wenn plötzlich eine Jurisprudenz unter uns eingeführt würde, welche für uns wäre, was unsere Jurisprudenz für unsere asiatischen Unterthanen war. Denke man sich, wie der Zustand unseres Landes sein würde, wenn bestimmt würde, daß Jedermann, sobald er nur schwöre, daß ihm eine Schuld gebühre, ein Recht erlangen sollte, die Personen von Männern aus den ehrenvollsten und geheiligtsten

Berufszweigen und von Frauen des scheuesten Zartgefühls zu beschimpfen, einen General mit der Reitpeitsche zu schlagen, einen Bischof in den Stock zu legen, Damen in der Weise zu behandeln, die den Streich des Wat Tyler hervorrief. So etwas war die Wirkung des Versuches, den der höchste Gerichtshof machte, seine Gerichtsbarkeit über das ganze Gebiet der Compagnie auszudehnen.

Ein Reich des Schreckens begann, des durch Ungewißheit erhöhten Schreckens; denn selbst das, was man litt, war weniger schrecklich, als was man voraussah. Niemand wußte, was zunächst von diesem seltsamen Tribunal zu erwarten war. Es kam von jenseits des schwarzen Wassers, wie das indische Volk, mit geheimnißvollem Schauder, das Meer nennt. Es bestand aus Richtern, von denen nicht Einer mit den Gebräuchen der Millionen vertraut war, über die sie grenzenlose Autorität beanspruchten. Seine Acten wurden in unbekannten Schriftzügen gehalten; seine Urtheile wurden in unbekannten Tönen verkündet. Es hatte bereits ein Heer des schlechtesten Theiles der eingeborenen Bevölkerung um sich versammelt, Ankläger und falsche Zeugen, und gemeine Zungendrescher, und Agenten der Chicane und vor Allem eine Räuberbande von Häschergehilfen, in Vergleich mit denen die Diener der schlechtesten englischen Schuldhäuser, in den schlechtesten Zeiten, als bieder und zartsinnig gelten konnten. Viele unter ihren Landsleuten hoch angesehene Eingeborene wurden, nicht wegen irgend eines ihnen zur Last gelegten Verbrechens, nicht für irgend eine erwiesene Schuld, sondern blos als Vorsichtsmaßregel, bis ihre Sache zur Verhandlung kommen würde, ergriffen, nach Kalkutta geschleppt, in den gemeinen Kerker geworfen. Es gab Fälle, wo Männer des verehrungswürdigsten Standes, die ohne Grund von den Pressern verfolgt wurden, vor Wuth und Gram unter der Faust

der schnöden Alguazils des Impey starben. Die Harems edler Mahomedaner, Heiligthümer, die im Osten von Regierungen geachtet wurden, welche nichts sonst achteten, wurden von Rotten von Häschern aufgesprengt. Die Muselmänner, tapferer und weniger an Unterwerfung gewöhnt, als die Hindus, leisteten zuweilen Widerstand, und es gab Fälle, wo sie ihr Blut in der Thürflur vergossen, indem sie, das Schwert in der Hand, die geheiligten Gemächer ihrer Frauen vertheidigten. Ja es schien, als würde selbst der schwachmüthige Bengalese, der vor die Füße des Suradscha Dowla gebeugt, der während der Verwaltung des Vansittart stumm gewesen war, endlich aus der Verzweiflung Muth schöpfen. Kein Mahratteneinfall hatte jemals solchen Schrecken durch die Provinz verbreitet, als dieser Einbruch englischer Juristen. Alle Ungerechtigkeit früherer Unterdrücker, asiatischer und europäischer, erschien, im Vergleich mit der Gerechtigkeit des höchsten Gerichtshofes, als ein Segen.

Jede Classe der Bevölkerung, der englischen und der eingeborenen, mit Ausnahme der raubsüchtigen Rabbulisten, die sich von dem Elend und Schrecken einer ungeheueren Volksgemeinde mästeten, schrie laut gegen diese furchtbare Unterdrückung auf. Aber die Richter waren unbeweglich. Wenn ein Gerichtsdiener Widerstand fand, so befahlen sie, die Soldaten zu requiriren. Wenn ein Beamter der Compagnie, in Gemäßheit der Regierungsverordnungen, sich den elenden Häschern widersetzte, welche, mit Impey's Erlassen in der Hand, in Unverschämtheit und Raubgier bandenmäßige Räuber übertrafen, so ward er wegen Misachtung ins Gefängniß geworfen. Der Verlauf von 60 Jahren, die Tugend und Weisheit vieler ausgezeichneter Richter, welche während dieser Zeit die Gerechtigkeit in dem höchsten Gerichtshofe gehandhabt haben, haben aus

den Gemüthern des Volkes von Bengalen die Erinnerung jener bösen Tage nicht verwischt.

Die Mitglieder der Regierung waren über diese Angelegenheit wie Ein Mann geeinigt. Hastings hatte den Richtern den Hof gemacht; er hatte nützliche Werkzeuge an ihnen gefunden. Aber er war nicht geneigt, sie zu seinen eigenen Gebietern, oder zu den Gebietern Indiens zu machen. Sein Geist war umfassend; seine Kenntniß des Volkscharakters höchst genau. Er sah, daß das von dem höchsten Gerichtshofe befolgte System für die Regierung entwürdigend und für das Volk verderblich war, und er beschloß, sich ihm mannhaft zu widersetzen. Die Folge war, daß die zwischen ihm und Impey bestandene Freundschaft, wenn das das passende Wort für eine solche Verbindung ist, eine Zeit lang vollständig aufgelöst war. Die Regierung stellte sich fest zwischen das tyrannische Tribunal und das Volk. Der Oberrichter verschritt zu den wildesten Uebergriffen. Der Generalgouverneur und alle Mitglieder des Raths wurden mit Erlassen bedient, welche sie aufforderten, vor des Königs Richtern zu erscheinen und über ihre öffentlichen Acte Rede zu stehen. Das war zu viel. Hastings weigerte sich, mit gerechter Verachtung, der Ladung zu folgen, setzte die von dem Gerichtshof widerrechtlicher Weise in Haft gehaltenen Personen in Freiheit, und ergriff Maßregeln, den gewaltthätigen Schritten der Gehilfen des Sherifs, da nöthig, mit dem Schwerte zu widerstehen. Doch er hatte einen anderen Plan im Sinne, der der Nothwendigkeit einer Berufung auf die Waffen vorbeugen konnte. Er war selten in Verlegenheit um ein Auskunftsmittel, und er kannte Impey gut. Das Auskunftsmittel war in diesem Falle ein sehr Einfaches, nichts mehr und nichts weniger, als eine Bestechung. Impey war, kraft einer Parlamentsacte, ein von der Regierung Bengalens unabhängiger

Richter, und zu einer Besoldung von 8000 Pfund des Jahres berechtigt. Hastings schlug vor, ihn auch zu einem, nach dem Belieben der Regierung Bengalens abrufbaren Richter in dem Dienste der Compagnie zu machen, und ihm in dieser Eigenschaft ungefähr 8000 Pfund des Jahres mehr zu geben. Dabei ward angenommen, daß Impey, in Betracht dieser neuen Besoldung, von Betreibung der hohen Ansprüche seines Gerichtshofes absehen würde. Wenn er diese Ansprüche betrieb, so konnte die Regierung ihn, auf die erste Nachricht, aus der neuen Stelle vertreiben, die für ihn geschaffen worden war. Der Handel ward geschlossen; Bengalen war gerettet; eine Berufung auf die Gewalt war vermieden, und der Oberrichter war reich, ruhig und ehrlos.

Es ist unnöthig, über Impey's Verfahren zu sprechen. Es war aus Einem Stücke mit fast jedem Theile seines Verfahrens, der von der Geschichte zu beachten ist. Kein anderer solcher Richter hat den englischen Hermelin entehrt, seit Jeffries sich im Tower zu Tode trank. Dagegen können wir Denen nicht beistimmen, welche Hastings wegen dieser Verhandlung getadelt haben. Die nachlässige Weise, in welcher die Regulirungsacte gefaßt worden, legte es in die Macht des Oberrichters, ein großes Land in die schrecklichste Verwirrung zu stürzen. Er war entschlossen, seine Macht aufs Aeußerste zu gebrauchen, wenn er nicht fürs Ruhehalten bezahlt würde, und Hastings verstand sich dazu, ihn zu bezahlen. Die Nothwendigkeit war zu beklagen. Es ist ebenso zu beklagen, daß Piraten im Stande sind, durch die Drohung, ihre Gefangenen umzubringen, Lösegeld zu erpressen. Gleichwohl hat es immer für eine menschliche und christliche Handlung gegolten, einen Gefangenen von Seeräubern loszukaufen, und es würde ungereimt sein, den Zahler des Lösegeldes zu beschuldigen, daß er die Tugend des Corsaren

verderbt habe. Wir denken im Ernste, daß dies keine unpassende Erläuterung der gegenseitigen Stellung des Impey, des Hastings und des indischen Volkes ist. Ob es recht war von Impey, einen Preiß für Befugnisse zu verlangen, oder anzunehmen, denen er, wenn sie ihm wirklich zustanden, nicht entsagen konnte, die er, wenn sie ihm nicht zustanden, sich niemals hätte anmaßen sollen, und die er in keinem von beiden Fällen mit Ehren verkaufen konnte, ist die eine Frage. Ganz eine andere Frage ist es, ob Hastings nicht recht that, lieber irgendwelche Summe, wie groß sie auch sei, irgend welchem Manne, wie werthlos er auch sei, zu geben, als Millionen menschlicher Wesen entweder der Plünderung preißzugeben, oder durch Bürgerkrieg zu retten.

Francis widersetzte sich diesem Arrangement ernstlich. Es ist allerdings zu vermuthen, daß persönliche Abneigung gegen Impey bei Francis ein ebenso starkes Motiv war, als die Rücksicht auf die Wohlfahrt der Provinz. Einem von Rache brennenden Gemüthe mochte es besser scheinen, Bengalen den Unterdrückern zu überlassen, als es durch Bereicherung derselben loszukaufen. Auf der anderen Seite ist es nicht unwahrscheinlich, daß Hastings um so bereitwilliger gewesen sein mag, ein dem Oberrichter angenehmes Auskunftsmittel zu ergreifen, als dieser hohe Beamte bereits so nützlich gewesen war und, nach Beilegung der bestehenden Zerwürfnisse, wieder nützlich sein mochte.

Doch nicht blos in diesem Punkte stand Francis dem Hastings jetzt entgegen. Der Friede unter ihnen erwies sich nur als ein kurzer und hohler Waffenstillstand, während dessen ihre gegenseitige Abneigung fortwährend stärker wurde. Endlich fand ein Ausbruch statt. Hastings beschuldigte Francis öffentlich, ihn betrogen und Barwell, durch nicht aufrichtige Versprechungen, zum Aufgeben des Dienstes verleitet zu haben.

Nun folgte ein Streit, wie er häufig selbst unter achtbaren Männern entsteht, wenn sie wichtige Uebereinkünfte nur mittelst mündlichen Verkehres schließen. Ein unparteiischer Geschichtschreiber wird wahrscheinlich der Meinung sein, daß sie einander misverstanden hatten; aber ihre Gemüther waren so sehr erbittert, daß sie einander nichts Geringeres zur Last legten, als vorbedachte Schurkerei. „Ich traue," sagte Hastings, in einem über die Berathungen der Regierung aufgenommenen Protokoll, „den Versprechungen der Aufrichtigkeit von Seiten des Mr. Francis nicht, überzeugt, daß er derselben unfähig ist. Ich urtheile über sein öffentliches Verhalten nach seinem Privatverhalten, was ich der Wahrheit und Ehre bar gefunden habe." Nach Schluß der Sitzung legte Francis eine Ausforderung in die Hand des Generalgouverneurs. Sie wurde augenblicklich angenommen. Sie trafen sich und schossen. Francis wurde durch den Leib geschossen. Er wurde in ein nahes Haus gebracht, wo sich fand, daß die Wunde zwar schwer, aber nicht tödtlich sei. Hastings erkundigte sich wiederholt nach dem Befinden seines Feindes und erbot sich, ihn zu besuchen; aber Francis lehnte den Besuch mit Kälte ab. Er erkenne die Artigkeit des Generalgouverneurs gebührend, sagte er, könne aber in keine Privatzusammenkunft willigen. Sie könnten sich blos am Rathstische treffen.

In sehr kurzer Zeit wurde es ausnehmend klar, welcher großen Gefahr der Generalgouverneur bei dieser Gelegenheit sein Vaterland ausgesetzt hatte. Eine Krisis trat ein, der zu begegnen er und er allein berufen war. Es ist nicht zu viel gesagt, daß, wenn er von der Leitung der Angelegenheiten entfernt gewesen wäre, die Jahre 1780 und 1781 für unsere Macht in Asien ebenso verhängnißvoll gewesen sein würden, wie für unsere Macht in Amerika.

Die Mahratten waren die Hauptgegenstände der Besorgniß für Hastings gewesen. Die Maßregeln, die er ergriffen, um ihre Macht zu brechen, waren anfangs durch die Fehler Derjenigen, die er anzuwenden genöthigt war, vereitelt worden; aber seine Ausdauer und Geschicklichkeit hatten Aussicht, mit Erfolg gekrönt zu werden, als sich eine weit furchtbarere Gefahr auf einer entfernten Seite zeigte.

Ungefähr 30 Jahre vor dieser Zeit hatte ein Mahrattensoldat sich in den Kriegen des südlichen Indien auszuzeichnen begonnen. Seine Erziehung war vernachlässigt worden; seine Herkunft war niedrig. Sein Vater war ein kleiner Finanzbeamter, sein Großvater ein wandernder Derwisch gewesen. Doch wenn auch von so niederer Abkunft, wenn auch selbst des Alphabetes unkundig, war der Abenteurer kaum an die Spitze eines Reitertrupps gestellt worden, als er sich als einen zu Sieg und Befehl geborenen Mann erwies. Unter dem Gedränge von Häuptlingen, die sich um einen Antheil von Indien stritten, war keiner mit ihm in den Eigenschaften des Feldherrn und Staatsmannes zu vergleichen. Er wurde General; er wurde Souverain. Aus den Bruchstücken alter Fürstenthümer, die bei dem allgemeinen Schiffbruch in Stücke gegangen waren, bildete er sich ein großes, geschlossenes und kräftiges Reich. Dieses Reich beherrschte er mit der Geschicklichkeit, Strenge und Wachsamkeit Ludwigs XI. Ausschweifend in seinen Vergnügungen, unversöhnlich in seiner Rache, besaß er doch Weitblick des Geistes genug, um zu erkennen, wie sehr die Stärke der Regierungen durch das Glück der Unterthanen vermehrt werde. Er war ein Bedrücker; aber er hatte wenigstens das Verdienst, sein Volk gegen jede Bedrückung, außer der eigenen, zu schützen. Er stand jetzt im höchsten Alter; aber sein Geist war so klar und sein Muth so hoch, wie in der Blüthe der Manneskraft.

So war der große Hyder Ali, der Gründer des mahomedanischen Königreichs Mysore, und der furchtbarste Feind, mit welchem die englischen Eroberer von Indien jemals zu kämpfen gehabt haben.

Wäre Hastings Gouverneur von Madras gewesen, so würde Hyder entweder zum Freund gemacht, oder kräftig als Feind bekämpft worden sein. Unglücklicherweise forderten die englischen Autoritäten im Süden die Feindseligkeit ihres mächtigen Nachbars heraus, ohne vorbereitet zu sein, sie abzuwehren. Plötzlich kam eine Armee von 90,000 Mann, in Kriegszucht und wirksamem Stand jede andere eingeborene Truppe, die in Indien zu finden war, weit übertreffend, durch jene wilden Pässe geströmt, welche, von Bergströmen zerrissen und von Dschungeln verdüstert, von dem Tafellande Mysore's zu den Ebenen Karnatiks herabführen. Diese große Armee führte ein hundert Stück Kanonen mit sich, und ihre Bewegungen wurden von vielen in den besten Militärschulen Europas gebildeten französischen Offizieren geleitet.

Hyder war überall siegreich. In vielen britischen Garnisonen legten die Sepoys ihre Waffen nieder. Einige Forts wurden aus Verrätherei und Einige aus Verzweiflung übergeben. In wenig Tagen hatte sich das ganze offene Land nördlich des Kolerun unterworfen. Die englischen Bewohner von Madras konnten bereits, bei Nacht, von dem Gipfel des Thomasberges, den östlichen Himmel durch einen weiten Halbkreis brennender Dörfer geröthet sehen. Die weißen Landhäuser, in die sich unsere Landsleute nach den täglichen Mühen der Regierung und des Handels zurückziehen, wenn die kühle Abendluft sich von der Bai her erhebt, waren jetzt ohne Bewohner gelassen; denn schon hatte man Trupps der wilden Reiter Mysore's unter den Tulpenbäumen und in der Nähe der heiteren Vorhal-

len nach Raub spähen sehen. Selbst die Stadt wurde nicht für sicher gehalten und die britischen Kaufleute und öffentlichen Beamten eilten, sich hinter die Kanonen des Forts St. George zu drängen.

Zwar waren die Mittel da, eine Armee zu sammeln, welche die Präsidentschaft hätte vertheidigen und selbst den Eindringer zu seinen Bergen zurücktreiben mögen. Sir Hektor Munro stand an der Spitze einer beträchtlichen Macht; Baillie rückte mit einer anderen vor. Vereinigt hätten sie selbst einem Feinde wie Hyder Ali eine furchtbare Fronte geboten. Aber die englischen Befehlshaber verzögerten, in Vernachlässigung jener Grundregeln der Kriegskunst, deren Angemessenheit selbst Männern augenscheinlich ist, welche niemals eine militärische Bildung erhalten haben, ihre Vereinigung und wurden einzeln angegriffen. Baillie's Abtheilung wurde vernichtet. Munro wurde genöthigt, seine Bagage aufzugeben, seine Geschütze in die Cisternen zu werfen und sich durch einen Rückzug zu retten, der eine Flucht genannt werden konnte. In drei Wochen seit dem Beginn des Krieges war das britische Reich im südlichen Indien an den Rand des Unterganges gebracht worden. Nur wenige befestigte Plätze blieben uns. Der Ruhm unserer Waffen war dahin. Es war bekannt, daß eine große französische Expedition bald an der Küste von Koromandel zu erwarten war. Das auf allen Seiten von Feinden angegriffene England war nicht in der Lage, so entfernte Dependenzen zu schützen.

Hier war es, wo das fruchtbare Genie und der heitere Muth des Hastings ihren ausgezeichnetsten Triumph feierten. Ein schnelles Schiff, vor dem Südwestmonsun dahinfliegend, brachte die böse Zeitung in wenig Tagen nach Kalkutta. In 24 Stunden hatte der Generalgouverneur einen vollständigen, dem veränderten Stande der Dinge angepaßten politischen

So war der große Hyder Ali, der Gründer des mahomedanischen Königreichs Mysore, und der furchtbarste Feind, mit welchem die englischen Eroberer von Indien jemals zu kämpfen gehabt haben.

Wäre Hastings Gouverneur von Madras gewesen, so würde Hyder entweder zum Freund gemacht, oder kräftig als Feind bekämpft worden sein. Unglücklicherweise forderten die englischen Autoritäten im Süden die Feindseligkeit ihres mächtigen Nachbars heraus, ohne vorbereitet zu sein, sie abzuwehren. Plötzlich kam eine Armee von 90,000 Mann, in Kriegszucht und wirksamem Stand jede andere eingeborene Truppe, die in Indien zu finden war, weit übertreffend, durch jene wilden Pässe geströmt, welche, von Bergströmen zerrissen und von Dschungeln verdüstert, von dem Tafellande Mysore's zu den Ebenen Karnatiks herabführen. Diese große Armee führte ein hundert Stück Kanonen mit sich, und ihre Bewegungen wurden von vielen in den besten Militärschulen Europas gebildeten französischen Offizieren geleitet.

Hyder war überall siegreich. In vielen britischen Garnisonen legten die Sepoys ihre Waffen nieder. Einige Forts wurden aus Verrätherei und Einige aus Verzweiflung übergeben. In wenig Tagen hatte sich das ganze offene Land nördlich des Kolerun unterworfen. Die englischen Bewohner von Madras konnten bereits, bei Nacht, von dem Gipfel des Thomasberges, den östlichen Himmel durch einen weiten Halbkreis brennender Dörfer geröthet sehen. Die weißen Landhäuser, in die sich unsere Landsleute nach den täglichen Mühen der Regierung und des Handels zurückziehen, wenn die kühle Abendluft sich von der Bai her erhebt, waren jetzt ohne Bewohner gelassen; denn schon hatte man Trupps der wilden Reiter Mysore's unter den Tulpenbäumen und in der Nähe der heiteren Vorhal-

len nach Raub spähen sehen. Selbst die Stadt wurde nicht für sicher gehalten und die britischen Kaufleute und öffentlichen Beamten eilten, sich hinter die Kanonen des Forts St. George zu drängen.

Zwar waren die Mittel da, eine Armee zu sammeln, welche die Präsidentschaft hätte vertheidigen und selbst den Eindringer zu seinen Bergen zurücktreiben mögen. Sir Hektor Munro stand an der Spitze einer beträchtlichen Macht; Baillie rückte mit einer anderen vor. Vereinigt hätten sie selbst einem Feinde wie Hyder Ali eine furchtbare Fronte geboten. Aber die englischen Befehlshaber verzögerten, in Vernachlässigung jener Grundregeln der Kriegskunst, deren Angemessenheit selbst Männern augenscheinlich ist, welche niemals eine militärische Bildung erhalten haben, ihre Vereinigung und wurden einzeln angegriffen. Baillie's Abtheilung wurde vernichtet. Munro wurde genöthigt, seine Bagage aufzugeben, seine Geschütze in die Cisternen zu werfen und sich durch einen Rückzug zu retten, der eine Flucht genannt werden konnte. In drei Wochen seit dem Beginn des Krieges war das britische Reich im südlichen Indien an den Rand des Unterganges gebracht worden. Nur wenige befestigte Plätze blieben uns. Der Ruhm unserer Waffen war dahin. Es war bekannt, daß eine große französische Expedition bald an der Küste von Koromandel zu erwarten war. Das auf allen Seiten von Feinden angegriffene England war nicht in der Lage, so entfernte Dependenzen zu schützen.

Hier war es, wo das fruchtbare Genie und der heitere Muth des Hastings ihren ausgezeichnetsten Triumph feierten. Ein schnelles Schiff, vor dem Südwestmonsun dahinfliegend, brachte die böse Zeitung in wenig Tagen nach Kalkutta. In 24 Stunden hatte der Generalgouverneur einen vollständigen, dem veränderten Stande der Dinge angepaßten politischen

Plan gefaßt. Der Kampf mit Hyder war ein Kampf auf Leben und Tod. Alle geringeren Gegenstände mußten der Erhaltung von Karnatik geopfert werden. Die Streitigkeiten mit den Mahratten mußten beigelegt werden. Eine starke Militärmacht und eine Geldhilfe mußte sofort nach Madras geschickt werden. Aber selbst diese Maßregeln wären unzureichend gewesen, wenn nicht der, bisher mit so gröblichen Fehlern geführte Krieg unter die Leitung eines kräftigen Geistes gestellt wurde. Es war keine Zeit zum Spaßen. Hastings beschloß, zu einer äußersten Machtentfaltung zu schreiten, den unfähigen Gouverneur des Forts St. George zu suspendiren, Sir Eyre Coote dem Hyder entgegenzustellen, und diesen ausgezeichneten General mit der ganzen Leitung des Kriegs zu betrauen.

Trotz der mürrischen Opposition des Francis, der jetzt von seiner Wunde genesen und zu dem Rathe zurückgekehrt war, wurde die weise und feste Politik des Generalgouverneurs von der Mehrheit der Behörde gebilligt. Die Verstärkungen wurden mit großer Beschleunigung entsendet und trafen in Madras ein, bevor die französische Flotte in den indischen Meeren ankam. Coote, durch Alter und Krankheit gebrochen, war nicht mehr der Coote von Wandewasch; aber er war immer noch ein entschlossener und geschickter Befehlshaber. Hyder's Vorschritt wurde angehalten, und in wenigen Monaten stellte der große Sieg von Porto Novo die Ehre der britischen Waffen her.

Mittlerweile war Francis nach England zurückgekehrt, und Hastings war jetzt vollkommen ungehemmt gelassen. Wheler hatte allmälig in seiner Opposition nachgelassen und wirkte, nach der Abreise seines heftigen und unversöhnlichen Collegen, von Herzen mit dem Generalgouverneur zusammen, dessen jeder=

zeit großer Einfluß auf die Briten in Indien durch die Kraft und den Erfolg seiner neueren Maßregeln beträchtlich vermehrt worden war.

Waren aber auch die aus den Parteiungen im Rathe erwachsenden Schwierigkeiten zu Ende, so war dafür eine andere Classe von Schwierigkeiten drängender geworden als je. Die finanzielle Verlegenheit hatte den höchsten Grad erreicht. Hastings sollte die Mittel ausfindig machen, nicht blos die Regierung Bengalens in Gang zu halten, sondern auch einen höchst kostspieligen Krieg sowohl gegen indische, als gegen europäische Feinde im Karnatik zu führen und Rimessen nach England zu machen. Wenige Jahre vor dieser Zeit hatte er durch Plünderung des Moguls und Knechtung der Rohillas eine Aushilfe erlangt; auch waren die Hilfsquellen seines fruchtbaren Geistes noch keineswegs erschöpft.

Sein erster Plan ging auf Benares, eine Stadt, welche an Reichthum, Bevölkerung, Ansehen und Heiligkeit zu den Ersten in Asien gehörte. Man glaubte gemeiniglich, daß eine halbe Million menschlicher Wesen sich in jenem Labyrinth hoher, mit Heiligenschreinen, Minarets, Balkons und geschnittenen Gallerieen, an welchen die geheiligten Affen zu Hunderten hingen, erfüllten Gassen drängte. Der Reisende konnte durch das Gedränge heiliger Bettler und nicht weniger heiliger Stiere kaum durchkommen. Die breiten und stattlichen Folgen von Stufen, welche von diesen wimmelnden Plätzen zu den Badestellen längs des Ganges herabführten, wurden jeden Tag durch die Fußtritte einer unzählbaren Menge von Anbetern abgenutzt. Die Schulen und Tempel zogen Schaaren frommer Hindus aus jeder Provinz herbei, wo der Braminenglaube bekannt war. Jeden Monat kamen Hunderte Andächtiger hin, um zu sterben; denn man glaubte, daß des Menschen ein besonders glückliches

Schicksal harre, der aus der geheiligten Stadt in den geheiligten Fluß käme. Auch war der Aberglaube nicht der einzige Beweggrund, welcher Fremde zu dieser großen Metropole verlockte. Der Handel zählte so viele Pilger, wie die Religion. Ueberall längs der Küsten des verehrungswürdigen Stromes lagen große Flotten von Fahrzeugen, mit reichen Handelswaaren beladen. Von den Webstühlen von Benares gingen die zartesten Seidenstoffe hervor, welche die Bälle von St. James und des petit Trianon schmückten, und auf den Bazars mischten sich die Musseline Bengalens und die Säbel von Oude mit den Edelsteinen Golkondas und den Shawls von Kaschemir. Diese reiche Hauptstadt und die umgebende Landstrecke hatten lange unter der unmittelbaren Herrschaft eines Hindufürsten gestanden, welcher den Mogulkaisern Huldigung geleistet hatte. Während der großen Anarchie in Indien waren die Herren von Benares von dem Hofe zu Delhi unabhängig, waren jedoch genöthigt worden, sich der Autorität des Nabob von Oude zu unterwerfen. Von diesem furchtbaren Nachbar unterdrückt, riefen sie den Schutz der Engländer an. Der englische Schutz ward gewährt, und endlich trat der Nabob Vezier, durch einen feierlichen Vertrag, alle seine Rechte über Benares der Compagnie ab. Von dieser Zeit an war der Radscha der Vasall der Regierung von Bengalen, erkannte ihre Oberhoheit an und verpflichtete sich, einen jährlichen Tribut nach Fort St. William zu schicken. Diesen Tribut hatte Cheyte Sing, der regierende Fürst, mit strenger Pünktlichkeit gezahlt.

In Betreff der genauen Beschaffenheit des rechtlichen Verhältnisses zwischen der Compagnie und dem Radscha von Benares hat es viel warme und scharfsinnige Polemik gegeben Auf der einen Seite ist behauptet worden, Cheyte Sing sei blos ein großer Unterthan gewesen, dessen Beihilfe zu den Bedürfnissen

des Reichs die höhere Gewalt in Anspruch zu nehmen berechtigt sei. Auf der anderen Seite ist behauptet worden, er sei ein unabhängiger Fürst gewesen; der einzige Anspruch der Compagnie gegen ihn habe in einem bestimmten Tribut bestanden, und solange der bestimmte Tribut regelmäßig bezahlt worden wäre, wie er es sicherlich ward, hätten die Engländer nicht mehr Recht gehabt, irgend eine weitere Beisteuer von ihm einzutreiben, als Subsidien von Holland oder Dänemark zu verlangen. Nichts ist leichter, als Vorgänge und Analogieen zu Gunsten jeder von beiden Ansichten zu finden.

Unserestheils sind wir der Meinung, daß keine von beiden Ansichten richtig ist. Die englischen Politiker hatten es zu sehr in der Gewohnheit, als ausgemacht anzunehmen, es habe in Indien eine bekannte und bestimmte Verfassung gegeben, nach welcher derartige Fragen zu entscheiden wären. Die Wahrheit ist, daß es während der Zwischenzeit, welche zwischen dem Sturze des Hauses des Tamerlan und der Begründung des britischen Uebergewichts verstrichen war, keine solche Verfassung gab. Die alte Ordnung der Dinge hatte aufgehört; die neue Ordnung der Dinge war noch nicht gebildet. Alles war Uebergang, Verwirrung, Dunkelheit. Jeder Mann hielt seinen Kopf so hoch, als er konnte, und griff nach Allem, was er bekommen konnte. Es hat in Europa ähnliche Zeiten gegeben. Die Zeit der Auflösung des karolingischen Reiches ist ein Beispiel. Wer würde daran denken, ernstlich die Frage zu verhandeln, welchen Betrag von Geldhilfe und Gehorsam Hugo Kapet von dem Herzog von Bretagne oder dem Herzog der Normandie zu verlangen ein verfassungsmäßiges Recht hatte? Die Worte: „verfassungsmäßiges Recht" hatten in jenem Zustande der Gesellschaft keinen Sinn. Wenn Hugo Kapet alle Besitzungen des Herzogs der Normandie in Beschlag nahm, so mochte dies ungerecht und unsittlich sein;

aber es war nicht in dem Sinne rechtswidrig, in welchem die Ordonnanzen Karl's X. rechtswidrig waren. Wenn auf der anderen Seite der Herzog der Normandie Krieg gegen Hugo Kapet führte, so mochte dies ungerecht und unsittlich sein; aber es war nicht in dem Sinne rechtswidrig, in welchem die Unternehmung des Prinzen Ludwig Bonaparte rechtswidrig war.

Dem sehr ähnlich war der Zustand von Indien vor 60 Jahren. Von den bestehenden Regierungen konnte keine einzige Anspruch auf Rechtmäßigkeit machen, oder irgend einen anderen Rechtstitel vorschützen, als neuerliche Besitznahme. Es gab kaum eine Provinz, wo nicht die wirkliche und die nominelle Souveraineität getrennt gewesen wären. Titel und Formen wurden noch beibehalten, in denen es lag, daß der Erbe Tamerlan's ein unumschränkter Regent, und daß die Nabobs der Provinzen seine Statthalter wären. In Wahrheit aber war er ein Gefangener. Die Nabobs waren an einigen Punkten unabhängige Fürsten. Auf anderen Punkten, wie in Bengalen und Karnatik, waren sie, wie ihr Herr, bloße Schattenbilder geworden, und die Compagnie war zuoberst. Wieder unter den Mahratten bewahrte der Erbe Sewadschi's immer noch den Titel Radscha, war aber ein Gefangener, und sein erster Minister, der Peschwa, war das erbliche Haupt des Staates geworden. Der Peschwa seinerseits war im schnellen Sinken zu derselben erniedrigten Stellung, auf die er den Radscha herabgebracht hatte, begriffen. Wir glauben, daß es unmöglich war, von den Himalayas an bis Mysore eine einzige Regierung zu finden, welche zugleich eine Regierung de facto und eine Regierung de jure gewesen wäre, welche die physischen Mittel, sich bei ihren Nachbarn und Unterthanen gefürchtet zu machen, besessen und zugleich die aus Gesetz und langer Verjährung entstammte Autorität gehabt hätte.

Hastings erkannte deutlich, was den Meisten seiner Zeit-

genossen verborgen war: daß ein solcher Stand der Dinge einem Regenten mit großen Talenten und wenig Scrupeln unermeßliche Vortheile gewährte. Bei jeder völkerrechtlichen Frage, welche auftreten konnte, hatte er seine Wahl zwischen dem Boden des Factums und dem Boden des Rechts, und es war wahrscheinlich, daß eine von diesen Basen jeglichen Anspruch, den zu erheben ihm dienen möchte, stützen und ihn in den Stand setzen werde, jeglichem, von Anderen erhobenen Anspruche zu widerstreben. Demgemäß nahm er bei jedem Streite seine Zuflucht zu demjenigen Vorwande, welcher seinem unmittelbaren Zwecke entsprach, ohne sich im Geringsten um Consequenz zu kümmern, und so verfehlte er kaum jemals, etwas ausfindig zu machen, was Personen von kurzem Gedächtnisse und spärlicher Kenntniß eine Rechtfertigung dessen schien, was er zu thun verlangte. Bald ist der Nabob von Bengalen ein Schatten, bald ein Monarch. Bald ist der Vezier ein bloßer Stellvertreter, bald ein unabhängiger Potentat. Wenn es der Compagnie dient, irgend einen gesetzlichen Rechtstitel in Betreff der Einkünfte Bengalens aufzuweisen, wird die Verleihung mit dem Siegel des Mogul als eine Urkunde von der höchsten Bedeutung vorgebracht. Wenn der Mogul nach den Renten fragt, die ihm durch dieselbe Verleihung vorbehalten worden, so erfährt er, daß er eine bloße Puppe ist, daß die englische Macht auf einem ganz anderen Grunde beruht, als auf einem von ihm verliehenen Lehnbrief, daß er immerhin, solange als es ihm gefalle, König spielen möge, daß er aber von den wirklichen Herren von Indien keinen Tribut erwarten dürfe.

Es ist wahr, daß es ebensowohl in der Macht Anderer, wie in der des Hastings, lag, diesen Taschenspielerstreich zu spielen; aber in der Polemik der Regierungen ist Sophisterei von wenig Nutzen, wenn sie nicht von Macht unterstützt wird. Es

giebt ein Princip, welches Hastings in den stärksten Ausdrücken anzuführen liebte, und nach welchem er mit unverrücklicher Stetigkeit handelte. Es ist ein Princip, was, wie wir gestehen müssen, wiewohl es gröblich gemisbraucht werden mag, bei dem gegenwärtigen Stande des öffentlichen Rechts schwerlich bestritten werden kann. Es besteht darin, daß es, wo sich eine zweifelhafte Frage zwischen zwei Regierungen erhebt, wenn sie sich nicht vereinigen können, keine Berufung giebt, außer an die Gewalt, und daß die Meinung des Stärkeren überwiegen muß. Fast jede Frage war zweifelhaft in Indien. Die englische Regierung war die Stärkste in Indien. Die Folgerungen liegen auf der Hand. Die englische Regierung mochte genau thun, was sie für gut fand.

Die englische Regierung fand jetzt für gut, Cheyte Sing Geld abzupressen. Es war früherhin dienlich gewesen, ihn als einen unabhängigen Fürsten zu behandeln; es war jetzt dienlich, ihn als einen Unterthan zu behandeln. Geringere Gewandtheit, als die des Hastings, konnte in dem allgemeinen Chaos von Gesetzen und Gebräuchen leicht für jeden dieser beiden Wege Gründe finden. Hastings brauchte eine große Geldhilfe. Es war bekannt, daß Cheyte Sing ein reiches Einkommen hatte, und man vermuthete, daß er einen Schatz gesammelt. Auch war er kein Günstling zu Kalkutta. Als der Generalgouverneur in großen Bedrängnissen war, hatte er sich um Francis' und Clavering's Gunst beworben. Hastings, der, wie wir glauben, weniger aus schlechter Leidenschaft, als aus Politik, selten eine Beleidigung unbestraft ließ, war es nicht unangenehm, durch das Schicksal Cheyte Sing's den Nachbarfürsten dieselbe Lection geben zu lassen, die das Schicksal Nuncomar's den Einwohnern Bengalens bereits eingeprägt hatte.

Im Jahre 1778, bei dem ersten Ausbruche des Krieges

mit Frankreich, wurde Cheyte Sing aufgefordert, als Zusatz zu seinem festgestellten Tribut, einen außerordentlichen Beitrag von 50,000 Pfund zu zahlen. Im Jahre 1779 wurde eine gleiche Summe gefordert. Cheyte Sing bot dem Generalgouverneur, in der Hoffnung, einige Nachsicht zu erlangen, insgeheim 20,000 Pfund als Bestechung an. Hastings nahm das Geld, und seine Feinde haben behauptet, daß er es in der Absicht nahm, es zu behalten. Jedenfalls verheimlichte er die Verhandlung eine Zeit lang, sowohl dem Rathe in Bengalen, als auch den Directoren daheim, hat auch niemals einen befriedigenden Grund für die Verheimlichung angegeben. Gemeinsinn jedoch oder die Furcht vor Entdeckung bestimmten ihn, der Versuchung zu trotzen. Er zahlte die Bestechungssumme in den Schatz der Compagnie und bestand darauf, daß der Radscha augenblicklich den Forderungen des englischen Gouvernements willfahren solle. Der Radscha machte, nach der Weise seiner Landsleute, Ausflüchte, bat und schützte Mangel vor. Hastings' Griffen war nicht in solcher Weise zu entgehen. Er fügte zu der Forderung eine andere von 10,000 Pfund, als eine Buße für den Verzug, und schickte Truppen, das Geld einzutreiben.

Das Geld ward bezahlt. Doch das war nicht genug. Die neuerlichen Ereignisse im südlichen Indien hatten die finanziellen Verlegenheiten der Compagnie vermehrt. Hastings war entschlossen, Cheyte Sing zu plündern und zu dem Ende einen Streit mit ihm anzufangen. Demgemäß verlangte man jetzt von dem Radscha, ein Reitercorps zum Dienste der britischen Regierung zu halten. Er machte Einwendungen und Ausflüchte. Das war es gerade, was der Generalgouverneur verlangte. Er hatte jetzt einen Vorwand, den Reichsten seiner Vasallen als einen Verbrecher zu behandeln. „Ich beschloß," — dies sind die eigenen Worte des Hastings — „aus seiner Schuld die Mit=

tel zur Abhilfe der Bedrängnisse der Compagnie zu ziehen, ihn seine Begnadigung reichlich bezahlen zu machen, oder eine strenge Rache für frühere Vergehung einzutreiben." Der Plan war einfach der: immer größere Beisteuern zu verlangen, bis der Radscha dazu getrieben sein würde, Gegenvorstellungen zu machen, dann seine Vorstellung ein Verbrechen zu nennen und ihn durch Einziehung seiner ganzen Besitzungen zu bestrafen.

Cheyte Sing war in der größten Angst. Er offerirte 200,000 Pfund, um das britische Gouvernement zu besänftigen. Aber Hastings erwiederte, daß unter einer halben Million nichts angenommen werden würde. Ja er fing an, an einen Verkauf von Benares an Oude zu denken, wie er früherhin Allahabad und Rohilkund verkauft hatte. Die Angelegenheit war von der Art, daß sie sich nicht gut aus der Ferne behandeln ließ, und Hastings beschloß, Benares zu besuchen.

Cheyte Sing empfing seinen Lehnsherrn mit jedem Zeichen der Ehrfurcht, kam mit seinen Garden fast 60 Meilen entgegen, den erlauchten Besucher zu empfangen und zu geleiten, und drückte sein tiefes Bekümmertsein über das Misfallen der Engländer aus. Er nahm sogar seinen Turban ab und legte ihn in Hastings' Schooß, eine Geberde, welche in Indien die tiefste Unterwerfung und Ergebenheit bezeichnet. Hastings benahm sich mit kalter und zurückstoßender Strenge. In Benares angelangt, schickte er dem Radscha ein Papier, was die Forderungen der Regierung von Bengalen enthielt. Der Radscha erwiederte mit einem Versuche, sich von den gegen ihn erhobenen Beschuldigungen zu reinigen. Hastings, welcher Geld und keine Entschuldigungen brauchte, ließ sich durch die gewöhnlichen Kunstgriffe orientalischer Unterhandlung nicht aufhalten. Er befahl sofort, den Radscha zu verhaften, und stellte ihn unter die Wache von zwei Compagnieen Sepoys.

In Ergreifung dieser starken Maßregeln zeigte Hastings schwerlich sein gewohntes richtiges Urtheil. Es ist wahrscheinlich, daß, da er wenig Gelegenheit gehabt hatte, irgend einen Theil der Bevölkerung Indiens, mit Ausnahme der Bengalesen, persönlich zu beobachten, er den Unterschied zwischen ihrem Charakter und dem der Stämme, welche die oberen Provinzen bewohnen, nicht völlig erkannt hat. Er war jetzt in einem der Kraft des menschlichen Baues weit günstigeren Lande, als das Delta des Ganges, in einem an Soldaten, welche würdig gefunden worden sind, englischen Bataillonen zum Angriff und in die Bresche zu folgen, fruchtbaren Lande. Der Radscha war populär bei seinen Unterthanen. Seine Verwaltung war mild gewesen, und das Gedeihen des von ihm regierten Bezirks bot einen auffälligen Gegensatz gegen den gedrückten Zustand von Bahar unter unserer Herrschaft, und einen noch auffälligeren Gegensatz gegen das Elend der Provinzen dar, auf denen der Fluch der Tyrannei des Nabob Vezier lastete. Die nationalen und religiösen Vorurtheile, mit denen die Engländer in ganz Indien betrachtet wurden, waren in der Metropole des braminischen Aberglaubens besonders stark. Es kann daher kaum bezweifelt werden, daß der Generalgouverneur, bevor er die Würde Cheyte Sing's durch eine Verhaftung beschimpfte, eine Macht hätte sammeln sollen, welche allen Widerstand niederzuschlagen vermocht hätte. Das war nicht geschehen. Die Handvoll Sepoys, welche Hastings begleitete, wäre wahrscheinlich hinreichend gewesen, Murschedabad oder die schwarze Stadt von Kalkutta in Furcht zu halten. Aber sie war einem Kampfe mit der kräftigen Volksmasse von Benares nicht gewachsen. Die den Palast umgebenden Straßen waren von einer ungeheuren Menge erfüllt, von der ein großer Theil, wie das in Oberindien gebräuchlich ist, Waffen trug. Der Tumult wurde zum Gefecht und das Gefecht

zum Gemetzel. Die englischen Offiziere vertheidigten sich mit verzweifeltem Muthe gegen erdrückende Ueberzahl und fielen, wie ihnen geziemte, das Schwert in der Hand. Die Sepoys wurden niedergemetzelt. Die Thore wurden gesprengt. Der gefangene Fürst, während der Verwirrung von seinen Wächtern außer Acht gelassen, entdeckte einen Ausgang, der sich auf das steile Ufer des Ganges öffnete, ließ sich an einem, aus den Turbans seiner Begleiter gemachten Bande zu dem Wasser herab, fand ein Boot und entkam auf das entgegengesetzte Ufer.

Wenn Hastings sich durch unbesonnene Gewaltthat in eine schwierige und gefährliche Lage gebracht hatte, so ist es nur gerecht, anzuerkennen, daß er sich mit selbst mehr, als seiner gewöhnlichen Geschicklichkeit und Geistesgegenwart herauszog. Er hatte bloß 50 Mann bei sich. Das Gebäude, in welchem er seine Residenz genommen, war auf jeder Seite von den Aufständischen blokirt. Aber seine Festigkeit blieb unerschüttert. Der Radscha schickte von der anderen Seite des Flusses Entschuldigungen und freigebige Erbietungen. Sie wurden nicht einmal beantwortet. Man fand einige schlaue und unternehmende Männer, die es übernahmen, durch das Gedränge der Feinde zu gehen und den englischen Besatzungen die Nachricht von den neuesten Vorgängen zu bringen. Es ist die Sitte der Eingeborenen in Indien, große goldene Ohrringe zu tragen. Wenn sie reisen, werden die Ringe bei Seite gelegt, damit das kostbare Metall nicht etwa irgend eine Räuberbande versuchen möge, und an die Stelle des Rings wird eine Spule oder eine Papierrolle in das Loch gesteckt, um das Schließen desselben zu verhindern. Hastings steckte in die Ohren seiner Boten Briefe, die zu dem kleinsten Umfange aufgerollt waren. Einige dieser Briefe waren an die Befehlshaber der englischen Truppen gerichtet. Einer war geschrieben, seine Frau von seiner Unver-

fehrtheit zu versichern. Einer war an den Gesandten, den er geschickt hatte, mit den Mahratten zu unterhandeln. Es waren Instructionen für die Unterhandlung nöthig, und der Generalgouverneur faßte sie in dieser Lage der äußersten Gefahr mit so großer Ruhe ab, als wenn er in seinem Palaste zu Kalkutta geschrieben hätte.

Die Sachen hatten aber noch nicht den höchsten Grad des Uebels erreicht. Ein englischer Offizier mit mehr Muth als Einsicht, begierig, sich auszuzeichnen, machte einen vorzeitigen Angriff auf die Aufständischen jenseits des Flusses. Seine Truppen wurden in enge Straßen verwickelt und von einer wüthenden Volksmasse angegriffen. Er fiel mit Vielen seiner Leute, und die Ueberlebenden waren genöthigt, sich zurückzuziehen.

Dieser Vorgang brachte die Wirkung hervor, welche bei jedem, wenn auch noch so leichten Unfall, den die englischen Waffen in Indien erlitten, niemals ausgeblieben ist. Auf Hunderte von Meilen in der Runde war das ganze Land in Bewegung. Die gesammte Bevölkerung des Bezirks von Benares ergriff die Waffen. Die Felder wurden von den Landleuten verlassen, die sich drängten, ihren Fürsten zu vertheidigen. Die Ansteckung verbreitete sich bis nach Oude. Das unterdrückte Volk dieser Provinz erhob sich gegen den Nabob Vezier, weigerte sich, seine Steuern zu zahlen, und trieb die Finanzbeamten in die Flucht. Selbst Bahar war reif zum Aufstande. Die Hoffnungen Cheyte Sing's begannen zu steigen. Statt in dem demüthigen Tone eines Vasallen um Gnade zu flehen, fing er an, die Sprache eines Siegers zu führen, und drohte, wie es hieß, die weißen Usurpatoren aus dem Lande zu treiben. Aber die englischen Truppen waren jetzt in raschem Ansammlen begriffen. Die Offiziere und selbst die Gemeinen betrachteten den Generalgouverneur mit enthusiastischer Anhänglichkeit und flogen mit

einer Rüstigkeit zu seiner Hilfe, wie sie, wie er rühmte, niemals bei irgend einer anderen Gelegenheit bewiesen worden war. Major Popham, ein tapfrer und geschickter Soldat, der sich in dem Mahrattenkriege höchlich ausgezeichnet hatte, und in den der Generalgouverneur das größte Vertrauen setzte, übernahm das Commando. Das ungeordnete Heer des Radscha wurde geschlagen. Seine Festungen wurden erstürmt. In wenig Stunden verließen über 30,000 Männer seine Fahne und kehrten zu ihren gewöhnlichen Geschäften zurück. Der unglückliche Fürst floh auf immer aus seinem Lande. Seine schöne Besitzung wurde den britischen Gebieten beigefügt. Zwar wurde einer seiner Verwandten zum Radscha bestellt; aber der Radscha von Benares war fernerhin, wie der Nabob von Bengalen, ein bloßer Pensionair.

Durch diese Revolution wurde eine Vermehrung der Einkünfte der Compagnie um 200,000 Pfund des Jahres bewirkt. Aber die unmittelbare Aushilfe war nicht so groß, als erwartet worden war. Der von Cheyte Sing gesammelte Schatz war im Volke auf eine Million St. geschätzt worden. Er erwies sich als nur etwa den vierten Theil dieser Summe betragend, und so wie er war, wurde er von der Armee in Beschlag genommen und als Beutegeld vertheilt.

Getäuscht in seinen Erwartungen von Benares, war Hastings in seinem Verfahren mit Oude gewaltthätiger, als er außerdem gewesen wäre. Sudscha Dowla war schon lange todt. Sein Sohn und Nachfolger, Asaph-ul-Dowla, war selbst unter den orientalischen Fürsten einer der Schwächsten und Lasterhaftesten. Sein Leben theilte sich zwischen stumpfer Ruhe und den gehässigsten Formen der Sinnenlust. An seinem Hofe gab es eine grenzenlose Vergeudung, in seinem ganzen Gebiete Elend und Unordnung. Er war, unter dem ge-

schickten Verfahren des englischen Gouvernements, allmälig von dem Range eines unabhängigen Fürsten zu dem eines Vasallen der Compagnie gesunken. Nur mit Hilfe einer britischen Brigade konnte er gegen die Angriffe von Nachbarn, die seine Schwäche verachteten, und gegen die Rache von Unterthanen, die seine Tyrannei verabscheuten, sicher sein. Eine Brigade wurde geliefert, und er verpflichtete sich, den Aufwand ihres Soldes und Unterhaltes zu übernehmen. Von dieser Zeit an war seine Unabhängigkeit zu Ende. Hastings war nicht der Mann danach, den so gewonnenen Vortheil ungenutzt zu lassen. Der Nabob fing bald an, über die Last zu klagen, die er zu tragen übernommen hatte. Seine Einkünfte, sagte er, nähmen ab; seine Diener würden nicht bezahlt; er könne die Kosten des von ihm genehmigten Arrangements nicht länger aushalten. Hastings wollte nicht auf diese Vorstellungen hören. Er sagte, der Vezier habe die Regierung Bengalens angegangen, ihm Truppen zu schicken, und habe versprochen, für diese zu bezahlen. Die Truppen waren geschickt worden. Wie lange die Truppen in Oude bleiben sollten, das war eine Sache, die durch den Vertrag nicht festgestellt war. Sie blieb daher noch der Feststellung unter den contrahirenden Theilen vorbehalten. Aber die contrahirenden Theile waren verschiedener Ansicht. Wer mußte da entscheiden? Der Stärkere.

Hastings machte auch geltend, daß Oude, sobald die englischen Truppen zurückgezogen würden, sicherlich eine Beute der Anarchie, und wahrscheinlich von einem Mahrattenheere überzogen werden würde. Daß die Finanzen von Oude in bedrängter Lage seien, gab er zu, behauptete aber, nicht ohne Grund, daß die Bedrängniß der Unfähigkeit und den Lastern Asaph-ul-Dowla's selbst zuzuschreiben sei, und daß, wenn weniger auf die Truppen gewendet würde, die einzige Folge sein wür-

de, daß man mehr an nichtsnutzige Favoriten verschwenden würde.

Hastings hatte beabsichtigt, nach Ordnung der Angelegenheiten von Benares, nach Luckno zu gehen und dort mit Asaph-ul-Dowla zu conferiren. Doch die unterwürfige Höflichkeit des Nabob Vezier kam diesem Besuche zuvor. Er eilte mit einem kleinen Gefolge dem Generalgouverneur entgegen. Es fand eine Zusammenkunft in der Feste statt, die von dem Gipfel des steilen Felsen von Chunar auf die Wasser des Ganges herabschaut.

Auf den ersten Anblick mochte es unmöglich scheinen, die Unterhandlung zu einem freundlichen Schlusse kommen zu sehen. Hastings wollte eine außerordentliche Geldhilfe haben. Asaph-ul-Dowla wollte einen Nachlaß von dem erlangen, was er bereits schuldete. Eine solche Differenz schien keine Ausgleichung zuzulassen. Indeß gab es doch einen für beide Theile befriedigenden Weg, auf welchem es möglich war, den Finanzen sowohl von Oude, als von Bengalen, aufzuhelfen, und dieser Weg wurde eingeschlagen. Er bestand einfach darin, daß der Generalgouverneur und der Nabob Vezier sich vereinigen sollten, eine dritte Partei zu berauben, und die dritte Partei, die sie zu berauben beschlossen, war dem Einen der Räuber blutsverwandt.

Die Mutter des vorigen Nabobs und seine Frau, welche die Mutter des gegenwärtigen Nabobs war, waren als die Begums oder Prinzessinnen von Oude bekannt. Sie hatten großen Einfluß auf Sudscha Dowla besessen und waren, bei seinem Tode, in Besitz einer glänzenden Dotation geblieben. Die Domainen, deren Rente sie bezogen und deren Regierung sie leiteten, waren von weitem Umfang. Der von dem vorigen Nabob aufgehäufte Schatz, ein Schatz, welcher im Volke auf nahe an drei Millionen St. geschätzt wurde, befand sich in ihren Händen.

Sie fuhren fort, seinen Lieblingspalast zu Fyzabad, die „Schöne Wohnung", inne zu haben, während Asaph-ul-Dowla seinen Hof in dem stattlichen Luckno hielt, welches er auf den Ufern des Gumti für sich erbaut und mit edlen Moscheen und Collegien geschmückt hatte.

Asaph-ul-Dowla hatte seiner Mutter bereits beträchtliche Summen abgepreßt. Sie hatte sich endlich auf die Engländer berufen, und die Engländer hatten sich der Vermittelung unterzogen. Es war ein feierlicher Vertrag geschlossen worden, wodurch sie einwilligte, ihrem Sohne einige Geldhilfe zu gewähren, er aber seinerseits versprach, niemals irgend einen weiteren Eingriff in ihre Rechte zu begehen. Dieser Vertrag war von der Regierung von Bengalen feierlich garantirt worden. Aber die Zeiten hatten sich geändert; man brauchte Geld, und die Macht, welche die Garantie gegeben hatte, schämte sich nicht, den Berauber zu solchen Ausschreitungen anzureizen, daß er selbst vor ihnen zurückschreckte.

Es war nothwendig, irgend einen Vorwand zu einer Confiscation zu finden, die nicht blos mit dem verpfändeten Worte, nicht blos mit den gewöhnlichen Regeln der Humanität und Gerechtigkeit, sondern auch mit jenem großen Gesetze kindlicher Pietät unverträglich war, welches selbst bei den rohesten Stämmen der Wilden, selbst bei jenen noch erniedrigteren Gemeinheiten, welche unter dem Einflusse einer verderbten Halbgesittung dahinwelken, eine gewisse Autorität über den menschlichen Geist bewahrt. Ein Vorwand war das Letzte, woran es Hastings so leicht gebrach. Der Aufstand zu Benares hatte Ruhestörungen in Oude veranlaßt. Es war gelegen, diese Ruhestörungen den Prinzessinnen zur Last zu legen. Beweis für die Beschuldigung gab es kaum irgend einen, wenn nicht von Mund zu Mund gehende und bei jedem Weitergeben einen Zusatz er-

haltende Gerüchte Beweis genannt werden können. Die Angeklagten wurden mit keiner Klagschrift versehen; man verstattete ihnen nicht, sich zu vertheidigen; denn der Generalgouverneur überlegte weislich, daß er, wenn er ihnen den Prozeß machte, nicht Grund genug möchte finden können, sie zu plündern. Es ward zwischen ihm und dem Nabob Vezier ausgemacht, daß die edlen Damen, mittelst einer aufräumenden Confiscationsmaßregel, ihrer Domainen und Schätze zu Gunsten der Compagnie beraubt, und die so erlangten Summen von der Regierung von Bengalen zur Befriedigung ihrer Forderungen an die Regierung von Oude angenommen werden sollten.

Solange Asaph-ul-Dowla zu Chunar war, wurde er durch den klaren und gebietenden Verstand des englischen Staatsmannes ganz unterjocht. Als sie sich aber getrennt hatten, begann der Vezier, mit Besorgniß über die Uebereinkunft nachzudenken, die er eingegangen war. Seine Mutter und Großmutter protestirten und flehten. Sein Herz, was durch unumschränkte Gewalt und zügellose Vergnügungen verderbt, aber von Natur nicht ohne Gefühl war, versagte ihm bei dieser Krisis. Selbst der englische Resident zu Luckno, wiewohl bis dahin Hastings ergeben, schrak vor äußersten Maßregeln zurück. Aber der Generalgouverneur war unerbittlich. Er schrieb an den Residenten in Ausdrücken der größten Strenge und erklärte, daß, wenn die verabredete Güterwegnahme nicht augenblicklich in's Werk gesetzt würde, er selbst nach Luckno gehen und das ausführen werde, wovor schwächere Gemüther scheu zurückwichen. Asaph-ul-Dowla gab nach, indem er zu gleicher Zeit feierlich protestirte, daß er nur dem Zwange weiche. Die Ländereien wurden eingezogen; der Schatz aber war nicht so leicht zu bekommen. Es war nothwendig, Gewalt zu gebrauchen. Eine Abtheilung der Truppen der Compagnie marschirte nach Fyzabad und sprengte die Thore

des Palastes. Die Prinzessinnen wurden in ihren eigenen Gemächern confinirt. Doch immer noch verweigerten sie, sich zu fügen. Man machte eine noch nachdrücklichere Art des Zwanges ausfindig. Man kam auf einen Weg, von dem wir, selbst in dieser Ferne der Zeit, nicht ohne Scham und Sorge sprechen können.

Zu Fyzabad befanden sich zwei alte Leute, die zu jener unglücklichen Classe gehörten, welche ein Gebrauch, der im Orient seit unvordenklichem Alter besteht, von den Vergnügungen der Liebe und von der Hoffnung auf Nachkommenschaft ausgeschlossen hat. Man hat an den asiatischen Höfen immer dafürgehalten, daß dergestalt einer Sympathie mit ihrem Geschlechte entfremdete Wesen diejenigen wären, denen die Fürsten am sichersten vertrauen könnten. Sudscha Dowla war dieser Meinung gewesen. Er hatte den beiden Eunuchen sein ganzes Vertrauen geschenkt, und nach seinem Tode blieben sie an der Spitze des Hofstaates seiner Witwe.

Diese Leute wurden, auf Befehl des britischen Gouvernements, ergriffen, eingekerkert, in Fesseln geschlagen, fast zu Tode gehungert, um von den Prinzessinnen Geld zu erpressen. Nachdem sie zwei Monate in Haft gewesen waren, begann ihre Gesundheit zu leiden. Sie flehten um Erlaubniß, sich ein wenig Bewegung in dem Garten ihres Gefängnisses zu machen. Der Offizier, der mit ihrer Bewachung betraut war, bezeugte, daß, auch wenn ihnen diese Nachsicht vergönnt würde, nicht die geringste Gefahr ihres Entkommens wäre, und daß die Fesseln wesentlich nichts zu der Sicherheit der Haft, in der sie gehalten würden, beitrügen. Er verstand den Plan seiner Oberen nicht. Ihre Absicht bei diesen Verhängungen war nicht Sicherheit, sondern Folter, und so ward alle Milderung verweigert. Doch war das noch nicht das Schlimmste. Es wurde von einem englischen

Gouvernement beschlossen, daß diese zwei gebrechlichen alten Leute den Folterern überantwortet werden sollten. Zu diesem Zwecke wurden sie nach Luckno gebracht. Von welchen Gräueln ihr Kerker Zeuge gewesen, kann nur gemuthmaßt werden. Aber noch ist in den Acten des Parlaments folgender, von einem britischen Residenten an einen britischen Soldaten geschriebener Brief vorhanden.

„Sir, da der Nabob beschlossen hat, gegen die Gefangenen, die Sie zu bewachen haben, körperliche Züchtigung zu verhängen, so wird begehrt, daß seine Beamten, wenn sie kommen werden, freien Zutritt zu den Gefangenen haben und mit denselben machen dürfen, was sie für geeignet erkennen werden."

Während diese Barbareien zu Luckno verübt wurden, waren die Prinzessinnen immer noch unter strenger Haft zu Fyzabad. Man ließ in ihre Gemächer nur in so kärglichen Quantitäten Speise gelangen, daß ihre weibliche Bedienung in Gefahr war, vor Hunger zu sterben. Monat auf Monat dauerte diese Grausamkeit fort, bis Hastings endlich, nachdem 1,200,000 Pfund den Prinzessinnen abgepreßt worden, zu denken anfing, daß er nun wirklich auf den Grund ihres Einkommens gelangt sei, und daß keine Strenge mehr herausquälen könne. Dann endlich erhielten die unglücklichen Menschen, die zu Luckno in Haft waren, ihre Freiheit wieder. Als ihre Eisen abgeschlagen wurden und die Thüren ihres Gefängnisses sich öffneten, erweichten ihre zitternden Lippen, die Thränen, welche an ihren Wangen herabliefen, und die Danksagungen, in die sie gegen den gemeinsamen Vater der Muselmänner und Christen ausströmten, selbst die festen Herzen der englischen Krieger, die dabeistanden.

Es giebt einen Mann, dem das Verfahren des Hastings,

in dem ganzen Verlauf dieser Maßregeln, nicht blos zu entschuldigen, sondern lobenswerth erscheint. Es giebt einen Mann, der uns sagt, er „müsse entschuldigt werden, wenn er die Empfindsamkeit als etwas außerordentlich Lächerliches und Ruchloses zu bezeichnen wage, welche, der Erhaltung des britischen Indien gegenüber, ein wenig persönliches Leiden in die Wagschale legen wolle, was nur solange zugefügt worden sei, als die Leidenden sich geweigert hätten, einen Theil des Reichthums auszuliefern, dessen Ganzes ihr eigener und ihrer Gebieterinnen Verrath verwirkt habe.“ Wir müssen gestehen, daß wir den ehrwürdigen Biographen weder um seinen eigenthümlichen Begriff von dem, was außerordentliche Ruchlosigkeit begründet, noch um seine gleichmäßig eigenthümliche Auffassung des außerordentlich Lächerlichen beneiden können. Ist dies die Großmuth eines englischen Soldaten? Ist dies die Barmherzigkeit eines christlichen Priesters? Konnte keiner von Mr. Gleig's Berufszweigen ihn die ersten Anfangsgründe der Sittlichkeit lehren? Oder ist Sittlichkeit eine Sache, welche in Predigten ganz gut sein mag, mit der Biographie aber nichts zu thun hat?

Doch wir dürfen nicht vergessen, dem Verhalten des Sir Elias Impey bei diesem Anlasse Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Es war nicht leicht für ihn, sich in eine Angelegenheit einzudrängen, welche allen seinen amtlichen Pflichten so gänzlich fremd war. Es war aber, wie wir annehmen müssen, etwas unaussprechlich Anlockendes in der besonderen Faulheit der Infamie, welche damals zu Luckno zu erwerben war. Er eilte dahin, so schnell, als Relais von Palankins ihn tragen konnten. Ein Haufen Leute kam vor ihn, mit fertig gemachten Aussagen gegen die Begums in den Händen. Diese Aussagen las er nicht. Einige davon konnte er in der That nicht lesen; denn sie waren in den Dialekten des nördlichen Indien gefaßt, und es ward kein

Dolmetscher angewendet.*) Er nahm den Aussagenden mit aller möglichen Beschleunigung den Eid ab und richtete nicht eine einzige Frage an sie; nicht einmal, ob sie die Angaben durchgesehen, auf die sie schworen. Dieses Werk verrichtet, stieg er wieder in seinen Palankin und eilte nach Kalkutta zurück, um zur rechten Zeit für die Eröffnung der Gerichtstage dazusein. Die Sache war Eine, die, nach seinem eignen Geständniß, gänzlich außerhalb seiner Jurisdiction lag. Nach dem Gerichtsstatut hatte er nicht mehr Recht, von Eingeborenen in Oude begangene Verbrechen zu untersuchen, als der Lord Präsident des Court of Session in Schottland, eine Assise zu Exeter zu halten. Er hatte kein Recht, die Begums zu prozessiren, noch machte er Anspruch darauf, dies zu thun. In welcher Absicht daher unternahm er eine so lange Reise? Augenscheinlich, um in einer regelwidrigen Weise dem Verbrechen Derer, die ihn vor Kurzem gemiethet hatten, die Sanction zu geben, die er in einer regelmäßigen Weise nicht geben konnte, sowie damit eine verworrene Zeugnißmasse, die er nicht prüfte, die er nicht einmal las, durch

*) Diese Stelle ist ein wenig geändert worden. Nach ihrer ursprünglichen Fassung wurde Sir Elias Impey als aller Landessprachen, worin die Aussagen abgefaßt waren, unkundig geschildert. Ein Schriftsteller, welcher, wie es scheint, aus irgend einer Privatquelle, zu der er Zutritt hatte, Nachricht schöpfen konnte, hat dieser Angabe widersprochen und hat versichert, daß Sir Elias Persisch und Bengalesisch verstanden habe. Einige der Aussagen waren sicher in persischer Sprache. Diese daher konnte Sir Elias gelesen haben, wenn er dazu Lust gehabt. Andere aber waren in den örtlichen Dialekten des oberen Indien, hinsichtlich deren nicht angeführt wird, daß er mit ihnen irgendwie bekannt gewesen. Warum das Bengalesische erwähnt wird, ist nicht leicht zu errathen. Bengalesisch würde zu Luckno so nutzlos gewesen sein, als Portugiesisch in der Schweiz.

die Unterschrift des höchsten Gerichtsbeamten in Indien, eine ihr eigentlich nicht gebührende Autorität erlangen möge.

Die Zeit näherte sich jedoch, wo er jener Robe entkleidet werden sollte, welche niemals, seit der Revolution, so schimpflich entehrt worden, als durch ihn. Der Zustand von Indien hatte einige Zeit lang die Aufmerksamkeit des britischen Parlaments sehr beschäftigt. Gegen das Ende des amerikanischen Krieges waren zwei Ausschüsse der Gemeinen über orientalische Angelegenheiten niedergesetzt. Den Einen leitete Edmund Burke. Der Andere stand unter dem Vorsitze des geschickten und vielgewandten Heinrich Dundas, damals Lord Advocat von Schottland. Wie groß auch die Veränderungen sind, welche während der letzten 60 Jahre in unserem asiatischen Gebiete stattgefunden haben, so werden doch die Berichte, welche diese Ausschüsse auf die Tafel des Hauses legten, immer noch höchst interessant und belehrend gefunden werden.

Zur Zeit bestand noch keine Verbindung zwischen der Compagnie und einer der zwei großen Parteien im Staate. Die Minister hatten keinen Grund, indische Misbräuche zu vertheidigen. Im Gegentheil lag es in ihrem Interesse, wo möglich zu zeigen, daß die Regierung unseres orientalischen Reiches und das Anstellungsrecht darin mit Nutzen auf sie übertragen werden könne. Die Vota daher, welche, in Folge der von den zwei Ausschüssen erstatteten Berichte, bei den Gemeinen durchgingen, athmeten den Geist strenger und entrüsteter Gerechtigkeit. Auf mehrere Maßregeln des Hastings wurden die schärfsten Bezeichnungen angewendet, insbesondere auf den Rohillakrieg, und es ward, auf Antrag des Mr. Dundas, beschlossen, daß die Compagnie einen Generalgouverneur zurückrufen müsse, der solche Drangsale über das indische Volk und solche Schande auf den britischen Namen gebracht habe. Es ging eine Acte zur Be-

schränkung der Jurisdiction des obersten Gerichtshofes durch. Der Handel, welchen Hastings mit dem Oberrichter abgeschlossen, wurde in den stärksten Ausdrücken verurtheilt, und es ward dem König eine Adresse übergeben, worin gebeten wurde, daß Impey nach Hause berufen werden möge, um für seine Missethaten Rede zu stehen.

Impey wurde durch ein Schreiben vom Staatssecretair zurückberufen. Aber die Inhaber von Indiafonds weigerten sich entschieden, Hastings aus ihren Diensten zu entlassen, und faßten einen Beschluß, welcher die unläugbare Wahrheit aussprach: daß sie durch Gesetz mit dem Rechte betraut wären, ihren Generalgouverneur zu ernennen und abzurufen, und daß sie nicht verbunden wären, den Anweisungen eines einzelnen Zweiges der gesetzgebenden Macht mit Bezug auf solche Ernennung oder Abberufung Folge zu leisten.

So von seinen Anstellern gestützt, blieb Hastings bis zum Frühjahr 1785 an der Spitze der Regierung von Bengalen. Seine so ereignißvolle und stürmische Verwaltung schloß in fast vollkommener Ruhe. Im Rath bestand keine regelmäßige Opposition gegen seine Maßregeln. In Indien war der Frieden hergestellt. Der Mahrattenkrieg hatte aufgehört. Hyder war nicht mehr. Mit seinem Sohne, Tippo, war ein Vertrag abgeschlossen worden, und die Armeen von Mysore hatten Karnatik geräumt. Seit der Beendigung des amerikanischen Krieges hatte England keinen europäischen Feind oder Nebenbuhler in den östlichen Meeren.

Bei einem allgemeinen Ueberblick der langen Verwaltung des Hastings ist es unmöglich, zu läugnen, daß wir den großen Verbrechen, durch die sie befleckt ist, große öffentliche Dienste entgegenzustellen haben. England hatte eine gefährliche Krisis bestanden. Zwar behauptete es immer noch seinen Platz in der

vordersten Reihe europäischer Mächte, und die Weise, wie es sich gegen furchtbare Uebermacht vertheidigt, hatte die umgebenden Nationen mit einer hohen Meinung sowohl von seinem Muthe, als von seiner Kraft erfüllt. Gleichwohl hatte es in jedem Theile der Welt, außer in einem, Verluste erfahren. Es war nicht blos genöthigt worden, die Unabhängigkeit von dreizehn, durch seine Kinder bevölkerten Colonieen anzuerkennen und die Iren durch Aufgeben des Rechts, ihnen Gesetze zu geben, zu versöhnen; auch in dem mittelländischen Meere, in dem mexicanischen Meerbusen, an der Küste von Afrika, auf dem Festlande von Amerika war es genöthigt worden, die Früchte seiner Siege in früheren Kriegen abzutreten. Spanien erhielt Minorca und Florida wieder; Frankreich erhielt Senegal, Goree und mehrere westindische Inseln zurück. Der einzige Theil der Welt, wo Britannien nichts verloren hatte, war der Theil, in welchem seine Interessen der Sorge des Hastings vertraut worden waren. Trotz der äußersten Anstrengungen sowohl europäischer, als asiatischer Feinde, war die Macht unsres Vaterlandes im Osten bedeutend vermehrt worden. Benares war unterworfen, der Nabob Vezier zum Vasallen herabgebracht. Daß unser Einfluß so erweitert worden, ja daß Fort William und Fort St. George nicht durch feindliche Heere besetzt worden, verdankte man, wenn wir der allgemeinen Stimme der Engländer in Indien trauen dürfen, der Geschicklichkeit und Entschlossenheit Hastings'.

Seine innere Verwaltung, mit allen ihren Flecken, giebt ihm ein Recht, als einer der merkwürdigsten Männer in unsrer Geschichte betrachtet zu werden. Er löste die Doppelregierung auf. Er übertrug die Leitung der Geschäfte in englische Hände. Aus einer furchtbaren Anarchie entwickelte er wenigstens eine, wenn auch rohe und unvollkommene Ordnung. Der ganze Or=

ganismus, durch welchen die Rechtspflege gehandhabt, die Einnahmen erhoben, der Friede im ganzen Umfange eines Gebietes erhalten wurde, was an Volkszahl den Gebieten Ludwig's XVI. oder des Kaisers Joseph nicht nachstand, wurde von ihm gebildet und beaufsichtigt. Er rühmte sich, daß jedes öffentliche Amt, ohne Ausnahme, welches existirte, als er Bengalen verließ, seine Schöpfung war. Es ist sehr wahr, daß dieses System, nach allen, durch die Erfahrung von 60 Jahren eingegebenen Verbesserungen, immer noch Verbesserung braucht, und daß es anfangs weit mangelhafter war, als es jetzt ist. Jeder aber, der ernstlich bedenkt, was es heißt, das Ganze einer so großen und complicirten Maschine, wie eine Regierung ist, von Anfang an zu construiren, wird einräumen, daß das Werk des Hastings hohe Bewunderung verdient. Die gefeiertsten europäischen Minister mit ihm zu vergleichen, scheint uns ebenso ungerecht, als es sein würde, wenn man den besten Bäcker in London mit Robinson Crusoe vergleichen wollte, der, bevor er ein einziges Brot backen konnte, seinen Pflug und seine Egge, seine Hecken und seine Vogelscheuchen, seine Sichel und seinen Dreschflegel, seine Mühle und seinen Backofen zu machen hatte.

Der verdiente Ruhm des Hastings steigt noch höher, wenn wir bedenken, daß er nicht zum Staatsmann erzogen war, daß er aus der Schule in ein Comptoir geschickt wurde, und daß er während der Blüthe seiner Manneskraft als ein Handelsagent, weit von aller gebildeten Gesellschaft, beschäftigt war.

Auch dürfen wir nicht vergessen, daß Alle oder fast Alle, an die er sich um Beistand wendete, als er an die Spitze der Geschäfte gestellt wurde, Personen waren, welche der Erziehung so wenig oder weniger, als er, verdankten. Ein Minister in Europa findet sich an dem ersten Tage, an dem er seine Functionen antritt, von erfahrenen öffentlichen Beamten, den Bewah-

rern amtlicher Ueberlieferungen, umgeben. Hastings hatte keine solche Hilfe. Sein eignes Nachdenken, seine eigne Energie hatten die Stelle der ganzen Downingstraße und des Somersethauses zu vertreten. Während er keine Erleichterungsmittel des Lernens hatte, war er genöthigt, zu lehren. Er hatte erst sich zu bilden und dann seine Werkzeuge zu bilden, und dies nicht in einem einzelnen Zweige, sondern in allen Zweigen der Verwaltung.

Es muß hinzugefügt werden, daß er, während er in dieser höchst schwierigen Aufgabe verwickelt war, beständig durch Befehle von Hause behindert und häufig durch eine Mehrheit im Rathe unterdrückt ward. Die Bewahrung eines Reiches gegen eine furchtbare Verbindung fremder Feinde, den Aufbau einer Regierung in allen ihren Theilen bewirkte er, während jedes Schiff Vorwürfe von seinen Principalen packetweise brachte, und während die Acten jeder Berathung von seinen Collegen mit bitteren Protokollen gefüllt wurden. Wir glauben, daß es niemals einen Staatsmann gegeben, dessen Naturell so schwer geprüft worden; nicht Marlborough, wie ihn die holländischen Deputirten durchkreuzten; nicht Wellington, wie er es gleichzeitig mit der portugiesischen Regentschaft, den spanischen Junten und Mr. Percival zu thun hatte. Doch Hastings' Naturell war fast jeder Prüfung gewachsen. Es war nicht mild, aber es war ruhig. Wie rasch und kräftig auch sein Verstand war, die Geduld, mit der er die grausamsten Uebel ertrug, bis eine Abhilfe zu finden war, glich der Geduld des Stumpfsinnes. Er scheint einer bittern und lange anhaltenden Rachsucht fähig gewesen zu sein, und doch stürzte ihn seine Rachsucht so selten in irgend einen Misgriff, daß man zweifeln kann, ob das, was Rache schien, etwas Andres war, als Politik.

Es floß aus diesem eigenthümlichen Gleichmuthe, daß er

jederzeit alle Hilfsquellen eines der fruchtbarsten Geister, welche es jemals gegeben hat, vollkommen in seiner Gewalt hatte. Demgemäß konnte keine Verwickelung von Gefahren und Verlegenheiten ihn in Verwirrung bringen. Für jede Schwierigkeit hatte er eine Auskunft bereit, und was immer man von der Gerechtigkeit und Humanität einiger seiner Auskunftsmittel denken möge, es ist gewiß, daß sie selten verfehlten, dem Zwecke zu dienen, für den sie bestimmt waren.

Neben diesem außerordentlichen Talente, Auskunftsmittel zu ersinnen, besaß Hastings in einem sehr hohen Grade ein anderes Talent, was für einen Mann in seiner Lage kaum weniger nöthig ist; wir meinen das Talent, politische Polemik zu führen. Es ist für einen englischen Staatsmann im Osten ebenso nothwendig, daß er zu schreiben versteht, als es für einen Minister in unserm Lande ist, daß er zu sprechen versteht. Bei uns beurtheilt die Nation die Gaben eines Staatsmannes hauptsächlich nach seiner Beredtsamkeit. In Indien bilden die Inhaber des Anstellungsrechtes ihr Urtheil über einen Staatsmann nach seinen Schreiben und Berichten. In jedem Falle wird das Talent, was besondere Ermuthigung erhält, vielleicht auf Kosten der anderen Kräfte, entwickelt. In unserm Lande hören wir zuweilen Menschen besser sprechen, als ihrer allgemeinen Befähigung entspricht. Es ist nicht sehr ungewöhnlich, im indischen Dienste Gentlemen zu finden, welche besser schreiben, als ihrer allgemeinen Befähigung entspricht. Der englische Staatsmann hat ein wenig zu viel von einem Debattehelden, der indische Staatsmann ein wenig zu viel von einem Essaysautor.

Unter den zahlreichen Beamten der Compagnie, die sich als Abfasser von Protokollen und Depeschen ausgezeichnet haben, steht Hastings obenan. Er war es in der That, der der amtlichen Schreibweise der indischen Regierung den Charakter ver-

lieh, den sie noch jetzt bewahrt. Er hatte es mit keinem gewöhnlichen Gegner zu thun. Aber selbst Francis war genöthigt, mit verdrossener und grollender Aufrichtigkeit, anzuerkennen, daß gegen Hastings' Feder nicht zu streiten sei. Und in Wahrheit, die Gabe des Generalgouverneurs, einen Fall darzulegen, das verworren zu machen, wovon es nicht dienlich war, daß es die Leute verständen, und das in den klarsten Gesichtspunkt zu bringen, was das Licht vertrug, war unvergleichlich. Sein Styl kann nur mit einigem Vorbehalte gepriesen werden. Er war im Allgemeinen kräftig, rein und gefeilt; aber er war zuweilen, wiewohl nicht oft, schwülstig und bei einer oder zwei Gelegenheiten sogar bombastisch. Vielleicht mag Hastings' Vorliebe für persische Literatur darauf hingewirkt haben, seinen Geschmack zu verderben.

Doch da wir uns auf seinen literarischen Geschmack bezogen haben, so würde es höchst ungerecht sein, die einsichtsvolle Ermunterung nicht zu rühmen, die er, als Regent, liberalen Studien und wißbegierigen Forschungen gewährte. Sein Patronat wurde, mit kluger Großmuth, auf See- und Landreisen, Versuche, Schriften erstreckt. Es ist wahr, er that wenig, die Gelehrsamkeit des Westen nach Indien einzuführen. Die jungen Eingeborenen Bengalens mit Milton und Adam Smith vertraut zu machen, die Geographie, Astronomie und Chirurgie Europa's an die Stelle der Aberwitzigkeiten des braminischen Aberglaubens, oder des durch arabische Erklärungen verbreiteten Wissens des alten Griechenland zu setzen, dies war ein Plan, welcher aufgespart war, die wohlthätige Verwaltung eines weit tugendhafteren Regenten zu krönen. Dennoch ist es unmöglich, einem Manne hohes Lob zu versagen, der, von einem Hauptbuch weggenommen, um ein Reich zu regieren, mit öffentlichen Geschäften überschüttet, von eben so geschäftsvollen Leuten, wie er selbst,

umgeben, und durch Tausende von Meilen von fast aller literarischen Gesellschaft getrennt, der Wissenschaft sowohl durch sein Beispiel, als durch seine Freigebigkeit einen großen Impuls gab. In persischer und arabischer Literatur war er tief erfahren. Mit dem Sanskrit war er nicht selbst bekannt; aber Die, welche diese Sprache zuerst zur Kenntniß europäischer Forscher brachten, verdankten seiner Aufmunterung viel. Es war unter seinem Schutze, daß die Asiatische Gesellschaft ihre ehrenvolle Laufbahn begann. Diese ausgezeichnete Körperschaft bestimmte ihn zu ihrem ersten Präsidenten; aber mit vortrefflichem Takt und Feingefühl lehnte er die Ehre zu Gunsten des Sir Wilhelm Jones ab. Aber der Hauptvortheil, den Diejenigen, welche die orientalischen Wissenschaften studirten, seiner Gönnerschaft verdankten, bleibt noch zu erwähnen übrig. Die Pundits von Bengalen hatten immer mit großer Eifersucht auf die Versuche Fremder geblickt, in die Geheimnisse zu spähen, welche in den geheiligten Dialekt verschlossen waren. Von den Mahomedanern war ihre Religion verfolgt worden. Was sie von dem Geiste der portugiesischen Regierung kannten, mochte sie rechtfertigen, wenn sie von Christen Verfolgung fürchteten. Diese Furcht beseitigte die Weisheit und Mäßigung des Hastings. Er war der erste fremde Regent, dem es gelang, das Vertrauen der erblichen Priester Indiens zu gewinnen, und der sie bewog, den englischen Gelehrten die Geheimnisse der alten braminischen Theologie und Jurisprudenz zu öffnen.

Es ist in der That unmöglich, zu läugnen, daß in der großen Kunst, zahlreiche Massen menschlicher Wesen mit Vertrauen und Anhänglichkeit zu erfüllen, kein Regent jemals den Hastings übertraf. Wenn er sich bei den Engländern durch Preißgebung der Bengalesen zur Erpressung und Unterdrückung populär gemacht hätte, oder wenn er auf der andern Seite die Bengalesen

gewonnen und die Engländer sich entfremdet hätte, so würde es nicht viel Grund zur Verwunderung gegeben haben. Was ihm eigenthümlich ist, das ist, daß er, als das Haupt einer kleinen Schaar von Fremden, welche grenzenlose Gewalt über eine große eingeborene Bevölkerung übte, sich sowohl bei den unterworfenen Vielen, als bei den gebietenden Wenigen beliebt machte. Die Zuneigung, welche der Civildienst zu ihm empfand, war ganz besonders feurig und ausdauernd. Durch alle seine Unfälle und Gefahren hielten seine Amtsbrüder mit standhafter Treue zu ihm. Gleicherweise liebte ihn die Armee, wie Armeen selten Jemand, außer den größten Feldherrn, die sie zum Siege geführt, geliebt haben. Selbst bei seinen Streitigkeiten mit hochstehenden Militairs konnte er immer auf den Beistand des Militairstandes rechnen. Während er solche Herrschaft über die Herzen seiner Landsleute übte, genoß er unter den Eingeborenen eine Popularität, wie sie andere Gouverneure vielleicht besser verdient haben, wie sie aber kein anderer Gouverneur zu erlangen vermocht hat. Er sprach ihre heimischen Dialekte mit Leichtigkeit und Präcision. Er war mit ihren Gefühlen und Gebräuchen genau bekannt. Bei einer oder zwei Gelegenheiten handelte er, um großer Zwecke willen, mit Vorbedacht im Widerspruch zu ihrer Meinung; aber bei diesen Gelegenheiten gewann er mehr in ihrer Ehrfurcht, als er in ihrer Liebe verlor. In der Regel vermied er sorgfältig Alles, was ihre nationalen oder religiösen Vorurtheile verletzen konnte. Seine Verwaltung war zwar in vielen Beziehungen fehlerhaft, aber der bengalesische Maßstab für gute Regierung war nicht hoch. Unter den Nabobs war der Sturm der Mahrattenreiter jährlich über die reiche, aufgeschwemmte Ebene dahingebraust. Doch selbst die Mahratten scheuten einen Zusammenstoß mit den mächtigen Kindern der See, und die unermeßlichen Reiserndten des untern Ganges wurden, unter dem

Schutze des englischen Schwertes, sicher eingebracht. Die ersten englischen Eroberer waren raubsüchtiger und schonungsloser gewesen, als selbst die Mahratten; doch diese Generation war untergegangen. Wie mangelhaft auch die Polizei, wie schwer auch die öffentlichen Lasten waren, so ist es doch wahrscheinlich, daß der älteste Mann in Bengalen sich nicht einer Zeit gleicher Sicherheit und Wohlfahrt entsinnen konnte. Zum ersten Male seit Menschengedenken stand die Provinz unter einer Regierung, welche stark genug war, Andere am Rauben zu verhindern, und nicht geneigt, selbst den Räuber zu spielen. Diese Dinge flößten guten Willen ein. Zu gleicher Zeit machten das fortwährende Glück des Hastings und die Weise, in der er sich aus jeder Schwierigkeit herauswickelte, ihn zu einem Gegenstande abergläubischer Bewunderung, und dies um so mehr, als der königliche Glanz, den er zuweilen entfaltete, ein Volk blendete, welches viel mit Kindern gemein hat. Selbst jetzt, nach Verlauf von mehr als 50 Jahren, sprechen die Eingeborenen Indiens immer noch von ihm als von dem Größten der Engländer, und Ammen singen die Kinder mit einer gellenden Ballade von den schnellen Rossen und reichgeschirrten Elephanten des Sahib Warren Hastings in Schlaf.

Die schwersten Vergehen, deren Hastings schuldig war, berührten seine Popularität bei dem bengalesischen Volke nicht; denn diese Vergehen wurden gegen Nachbarstaaten begangen. Wir sind, wie unsere Leser bemerkt haben müssen, nicht geneigt, diese Vergehen in Schutz zu nehmen; doch ist es, damit der Tadel der Uebertretung in gerechter Weise zugemessen werde, geziemend, den Beweggrund des Schuldigen in Betracht zu ziehen. Der Beweggrund, welcher die schlimmsten Handlungen des Hastings eingab, war falsch geleiteter und übel geordneter Gemeinsinn. Die Regeln der Gerechtigkeit, die Empfindungen der

Humanität, das verpfändete Wort der Verträge waren in seinem Auge wie nichts, wenn sie dem unmittelbaren Interesse des Staates entgegenstanden. Das ist keine Rechtfertigung, weder nach den Grundsätzen der Sittlichkeit, noch nach dem, was wir mit Sittlichkeit für identisch halten, einer weitblickenden Politik nehmlich. Nichtsdestoweniger wird der gesunde Verstand der Menschen, der in derartigen Fragen selten weit irregeht, jederzeit einen Unterschied zwischen Verbrechen, die aus einem ungeordneten Eifer für's Gemeinwohl entspringen, und Verbrechen anerkennen, die aus selbstsüchtiger Begierde entspringen. Auf die Rechtswohlthat dieser Unterscheidung hat Hastings billigen Anspruch. Es giebt, wie wir glauben, keinen Grund, zu argwöhnen, daß der Rohillakrieg, die Revolution von Benares, oder die Beraubung der Prinzessinnen von Oude eine Rupie zu seinem Vermögen hinzubrachte. Wir wollen nicht behaupten, daß er in allen Geldhändeln jene punktiliöse Redlichkeit, jene Furcht vor dem schwächsten Scheine des Bösen zeigte, welche jetzt der Ruhm des indischen Civildienstes ist. Wenn aber die Schule, in der er aufgezogen worden, und die Versuchungen, denen er ausgesetzt war, in Betracht gezogen werden, so sind wir mehr geneigt, ihn wegen seiner allgemeinen Rechtlichkeit in Betreff des Geldes zu preisen, als ihn für einige wenige Verhandlungen, welche jetzt undelicat und regelwidrig genannt, welche aber selbst jetzt schwerlich als unsittlich bezeichnet werden würden, rigorös zu tadeln. Ein habgieriger Mann war er sicherlich nicht. Wäre er es gewesen, so würde er unfehlbar als der reichste Unterthan in Europa in sein Vaterland zurückgekommen sein. Wir sprechen mit Maaß, wenn wir sagen, daß er, ohne einen außerordentlichen Druck anzuwenden, von den Zemindars der Provinzen der Compagnie und den Nachbarfürsten, im Laufe von 13 Jahren, leicht mehr als drei Millionen St. hätte erhalten kön-

nen und den Glanz von Carltonhouse und dem Palais Royal überstrahlen mochte. Er brachte ein Vermögen nach Hause, wie es ein prunkliebender und um Ersparen unbekümmerter Generalgouverneur, während einer so langen Bekleidung des Amtes, leicht von seiner gesetzlichen Besoldung zurücklegen konnte. Wir fürchten, Mrs. Hastings war weniger scrupulös. Man glaubte allgemein, daß sie mit großer Bereitwilligkeit Geschenke annahm, und daß sie dergestalt, ohne die Mitwirkung ihres Gemahls, einen Privatschatz bildete, der sich auf mehrere Laks Rupien belief. Wir sind um so mehr geneigt, dieser Geschichte Glauben zu schenken, als Mr. Gleig, der das gehört haben muß, soviel wir bemerkt haben, es nicht erwähnt, noch ihm widerspricht.

Der Einfluß der Mrs. Hastings auf ihren Gatten war in der That so, daß sie leicht weit größere Summen hätte erlangen können, als sie jemals empfangen zu haben beschuldigt worden ist. Endlich fing ihre Gesundheit zu wanken an, und der Generalgouverneur war, sehr gegen seinen Willen, genöthigt, sie nach England zu schicken. Er scheint sie mit jener Liebe geliebt zu haben, welche Männern von starkem Geiste, Männern eigen ist, deren Neigung nicht leicht gewonnen, noch weit vertheilt wird. Das Gespräch von Kalkutta bewegte sich einige Zeit lang um die luxuriöse Weise, in der sie die große Kajüte eines Ostindienfahrers zu ihrer Bequemlichkeit eingerichtet, um die Verschwendung von Sandelholz und geschnittenem Elfenbein, womit ihre eigne Kajüte verziert war, und um die Tausende von Rupien, welche angewendet worden, um ihr die Gesellschaft einer angenehmen Reisegefährtin während der Fahrt zu verschaffen. Wir wollen hier erwähnen, daß die Briefe des Hastings an seine Frau ungemein charakteristisch sind. Sie sind zärtlich und voll von Merkmalen der Achtung und des Vertrauens, zugleich aber ein wenig ceremoniöser, als in einem so vertrauten

Verhältnisse gewöhnlich ist. Die feierliche Höflichkeit, mit welcher er „seine elegante Mariane" becomplimentirt, erinnert uns dann und wann an die würdevolle Miene, mit welcher sich Sir Karl Grandison auf Miß Byron's Hand in dem Cederzimmer beugte.

Nach einigen Monaten schickte sich Hastings an, seiner Frau nach England zu folgen. Als es bekannt gemacht wurde, daß er im Begriff stehe, sein Amt aufzugeben, gab sich die Gesinnung der Gesellschaft, der er so lange vorgestanden hatte, durch viele Zeichen kund. Adressen strömten von Europäern und Asiaten, von Civilbeamten, Soldaten und Handelsleuten herbei. An dem Tage, an welchem er die Amtsschlüssel übergab, bildete ein Gedränge von Freunden und Bewunderern eine Haye zu dem Kai, wo er sich einschiffte. Mehrere Barken geleiteten ihn weit den Fluß hinunter, und einige ergebene Freunde weigerten sich, ihn zu verlassen, bis die niedere Küste Bengalens aus dem Blicke schwand, und bis der Lootse das Schiff verließ.

Von seiner Seefahrt ist wenig bekannt, außer daß er sich mit Büchern und mit seiner Feder unterhielt, und daß sich unter den Abfassungen, durch die er die Eintönigkeit dieser langen Reise vertrieb, eine gefällige Nachahmung des Horazischen Otium Divos rogat befand. Dieses kleine Gedicht wurde dem Mr. Shore, nachmals Lord Teignmouth gewidmet, einem Manne, von dessen Redlichkeit, Humanität und Ehrenhaftigkeit man nicht hoch genug sprechen kann, der aber, wie einige andere ausgezeichnete Mitglieder des Civildienstes, dem Verfahren seines Freundes Hastings eine Nachsicht schenkte, deren sein eigenes Verfahren niemals bedürftig war.

Die Reise war für jene Zeiten sehr schnell. Hastings war wenig über vier Monate auf der See. Im Juni 1785 landete er zu Plymouth, eilte nach London, erschien bei Hof, machte

seine Aufwartung in der Leadenhallstraße und zog sich dann mit seiner Frau nach Cheltenham zurück.

Er war sehr zufrieden mit seiner Aufnahme. Der König behandelte ihn mit sichtbarer Auszeichnung. Die Königin, die sich bereits wegen der Gunst, die sie, trotz der gewöhnlichen Strenge ihrer Tugend, der „eleganten Mariane" bewiesen, viel Tadel zugezogen, war gegen Hastings nicht weniger gnädig. Die Directoren empfingen ihn in einer feierlichen Sitzung, und ihr Vorsitzender las ihm ein Dankvotum vor, was sie angenommen hatten, ohne daß Eine Stimme dagegen gewesen wäre. „Ich sehe mich," sagte Hastings in einem, ungefähr ein Vierteljahr nach seiner Ankunft in England geschriebenen Briefe, „ich sehe mich überall und allgemein in einer Weise behandelt, die mir, selbst meiner eigenen Beobachtung sichtbar, zeigt, daß ich die gute Meinung meines Vaterlandes besitze."

Der zuversichtliche und frohlockende Ton seiner Correspondenz um jene Zeit ist um so merkwürdiger, als er bereits reichliche Kunde von dem Angriffe erhalten hatte, der sich vorbereitete. Innerhalb einer Woche, nachdem er zu Plymouth gelandet, zeigte Burke in dem Hause der Gemeinen einen Antrag an, welcher einen vor Kurzem aus Indien zurückgekehrten Gentleman ernstlich berühre. Die Session war jedoch damals so weit vorgerückt, daß es unmöglich war, auf einen so umfänglichen und wichtigen Gegenstand einzugehen.

Es ist klar, daß Hastings die Gefahr seiner Lage nicht merkte. In der That, jener Scharfblick, jenes richtige Urtheil, jene Fertigkeit im Ersinnen von Auskunftsmitteln, die ihn im Osten ausgezeichnet, schienen ihn jetzt verlassen zu haben; nicht daß seine Gaben überhaupt geschwächt worden, nicht daß er nicht mehr derselbe Mann gewesen wäre, der über Francis und Nuncomar triumphirt, der den Oberrichter und den Nabob Vezier

zu seinen Werkzeugen gemacht, der den Cheyte Sing gestürzt und den Hyder Ali abgewehrt hatte. Aber, wie Mr. Grattan sehr schön sagt, eine Eiche sollte nicht verpflanzt werden, wenn sie 50 Jahre alt ist. Ein Mann, der als Knabe England verlassen hat und, nachdem er 30 oder 40 Jahre in Indien zugebracht, in jenes zurückkehrt, wird, was immer seine Talente sein mögen, finden, daß er viel sowohl zu lernen, als zu vergessen hat, bevor er eine Stelle unter englischen Staatsmännern einnehmen kann. Die Wirksamkeit eines Repräsentativsystems, der Krieg der Parteien, die Künste der Debatte, der Einfluß der Presse sind neue Dinge für ihn, die ihn befremden. Auf jeder Seite von neuen Maschinen und neuer Taktik umgeben, ist er so in Verwirrung, wie Hannibal bei Waterloo, wie Themistokles bei Trafalgar gewesen sein würde. Gerade sein Scharfsinn führt ihn irre. Gerade seine Energie macht ihn straucheln. Je richtiger seine Maximen in ihrer Anwendung auf den Zustand der Gesellschaft sind, an den er gewöhnt ist, desto gewisser ist es, daß sie ihn irreleiten werden. Dies war recht treffend der Fall mit Hastings. In Indien hatte er schlechte Karten, war aber Meister des Spiels und gewann jeden Satz. In England hatte er treffliche Karten, wenn er sie nur zu spielen gewußt hätte, und hauptsächlich durch seine eigenen Misgriffe wurde er an den Rand des Verderbens gebracht.

Unter allen seinen Misgriffen war vielleicht der ernsteste die Wahl des Vorkämpfers. Clive hatte, unter ähnlichen Umständen, eine besonders glückliche Auskunft getroffen. Er gab sich in die Hände Wedderburn's, des nachmaligen Lord Loughborough, eines der wenigen großen Advocaten, welche auch in dem Hause der Gemeinen groß gewesen sind. Bei der Vertheidigung Clive's fehlte daher nichts, weder Gelehrsamkeit, noch Weltkenntniß, weder juristischer Scharfsinn, noch jene Beredt-

samkeit, welche politische Versammlungen anzieht. Hastings vertraute seine Interessen einer ganz anderen Person an, einem Major in der Armee von Bengalen, Namens Scott. Dieser Gentleman war einige Zeit vorher als Agent des Generalgouvernements aus Indien herübergeschickt worden. Es ging das Gerücht, daß seine Dienste mit orientalischer Freigebigkeit belohnt worden, und wir glauben, daß er viel mehr erhielt, als Hastings eigentlich entbehren konnte. Der Major erhielt einen Sitz im Parlamente und ward dort als das Organ seines Principals betrachtet. Es war offenbar unmöglich, daß ein so gestellter Herr mit der Autorität sprechen konnte, welche einer unabhängigen Stellung zukommt. Auch besaß Hastings' Agent die Talente nicht, die nöthig sind, um das Ohr einer Versammlung zu gewinnen, welche, gewohnt, große Redner zu hören, natürlich wählerisch geworden ist. Er war fortwährend auf den Beinen; er war sehr langweilig, und er hatte nur Ein Thema: die Verdienste und Beschwerden des Hastings. Jedermann, der das Haus der Gemeinen kennt, wird leicht errathen, was erfolgte. Der Major galt bald für den größten Strohkopf seiner Zeit. Seine Bemühungen beschränkten sich nicht auf das Parlament. Es gab kaum einen Tag, an welchem die Zeitungen nicht irgend einen Puff auf Hastings, mit der Unterschrift Asiaticus oder Bengalensis, aber bekannterweise von dem unermüdlichen Scott geschrieben, enthielt, und kaum einen Monat, in welchem nicht irgend ein dickes Pamphlet über denselben Gegenstand und aus derselben Feder zu den Koffermachern und Pastetenbäckern wanderte. Wiefern dieser Gentleman befähigt gewesen, eine delicate Frage im Parlamente durchzuführen, darüber werden unsere Leser keinen weiteren Anhalt brauchen, nach dem, welchen sie in Briefen finden werden, die in diesen Bänden aufbewahrt worden sind. Wir wollen eine einzige Probe

seines Wesens und Urtheils mittheilen. Er bezeichnete den größten damals lebenden Mann als „jenen Wurm Mr. Burke.“

Indeß trotz dieser unglücklichen Wahl war das allgemeine Aussehen der Dinge günstig für Hastings. Der König war auf seiner Seite. Die Compagnie und ihre Beamten waren eifrig in seiner Sache. Unter den Männern des öffentlichen Lebens hatte er viele feurige Freunde. Dergleichen waren: Lord Mansfield, der die Kraft seines Körpers, aber nicht die seines Geistes überlebt hatte, und Lord Lansdowne, der, wiewohl mit keiner Partei zusammenhängend, doch das Gewicht bewahrte, welches großen Talenten und Kenntnissen zukommt. Von den Ministern glaubte man allgemein, daß sie dem früheren Generalgouverneur günstig seien. Sie verdankten ihre Macht dem Geschrei, das gegen die Ostindienbill des Mr. Fox erhoben worden. Als die Urheber dieser Bill beschuldigt wurden, erworbene Rechte anzutasten und der Verfassung unbekannte Gewalten aufzustellen, hatten sie sich durch Hinweisung auf die Verbrechen des Hastings und durch die Behauptung vertheidigt, daß so außerordentliche Misbräuche außerordentliche Maßregeln rechtfertigten. Diejenigen, die sich durch Opposition gegen jene Bill an die Spitze der Geschäfte gehoben hatten, mußten natürlich geneigt sein, die Uebel geringer darzustellen, die als Vorwand der Anwendung eines so gewaltsamen Gegenmittels gedient hatten, und das war in der That auch ihre allgemeine Absicht. Insbesondere nahm der Lordkanzler Thurlow, dessen große Stelle und Geisteskraft ihm ein Gewicht in der Regierung verliehen, welches nur dem des Mr. Pitt nachstand, die Partei des Hastings mit ungeziemender Heftigkeit. Mr. Pitt hatte zwar viele Theile des indischen Systems getadelt, hatte sich aber geflissentlich enthalten, ein Wort gegen den früheren Chef der indischen Regierung zu sagen. In der That, gegen Major Scott hatte

der junge Minister privatim Hastings als einen großen, einen wundervollen Mann gepriesen, der von der Regierung das Größte verlangen könne. Es stehe nur Ein Einwand entgegen, das Alles zu bewilligen, was ein so ausgezeichneter Diener des Gemeinwesens verlangen könne. Das Misbilligungsvotum stehe noch in den Tagebüchern des Hauses der Gemeinen. Dieses Votum sei zwar ungerecht; aber solange es nicht aufgehoben sei, könne da der Minister dem König rathen, der getadelten Person irgend ein Zeichen der Billigung zu gewähren? Wenn dem Major Scott zu trauen ist, so erklärte Mr. Pitt, daß dies der einzige Grund sei, der die Regierung verhindert habe, dem früheren Generalgouverneur eine Peerschaft zu verleihen. Mr. Dundas war das einzige bedeutende Mitglied der Verwaltung, welches zu einer anderen Ansicht des Gegenstandes stark veranlaßt war. Er hatte die Beschlüsse beantragt, welche die Schwierigkeit geschaffen hatten; aber selbst von ihm war wenig zu besorgen. Seit er den Vorsitz in dem Comité der ostindischen Angelegenheiten geführt, waren große Veränderungen eingetreten. Er war von neuen Verbündeten umgeben, er hatte seine Hoffnungen auf neue Zielpunkte gerichtet, und was für gute Eigenschaften er immer besessen haben mag — und er besaß deren viele — die Schmeichelei selbst rechnete niemals strenge Consequenz zu der Zahl derselben.

Hastings hatte demnach jeden Grund, von dem Ministerium Beistand zu erwarten, und das Ministerium war sehr mächtig. Die Opposition war laut und heftig gegen ihn. Aber die Opposition, wenn auch durch den Reichthum und Einfluß einiger ihrer Mitglieder und durch die bewundernswerthen Talente und Rednergaben Anderer furchtbar, war im Parlament in der Minderzahl und im ganzen Lande verhaßt. Auch verlangte die Opposition, soviel wir urtheilen können, im Allge-

meinen nicht danach, sich in ein so ernsthaftes Unternehmen einzulassen, wie die Anklage gegen einen indischen Gouverneur. Eine solche Anklage mußte sich durch Jahre hinziehen. Sie mußte den Führern der Partei eine ungeheure Arbeitslast auflegen. Gleichwohl konnte sie kaum in irgend einer Weise auf den Ausgang des großen politischen Wettkampfes einwirken. Die Anhänger der Coalition waren daher mehr geneigt, Hastings zu schmähen, als ihn anzuklagen. Sie ließen keine Gelegenheit vorbei, seinen Namen mit den Namen der verhaßtesten Tyrannen zu paaren, deren die Geschichte gedenkt. Die Witzlinge von Brooks' richteten ihre schärfsten Sarkasmen sowohl gegen sein öffentliches, als gegen sein häusliches Leben. Einige schöne Diamanten, die er, wie das Gerücht ging, der königlichen Familie zum Geschenk gemacht hatte, und ein gewisses, reich geschnittenes Elfenbeinbette, welches die Königin von ihm anzunehmen ihm die Ehre erwiesen hatte, waren die Lieblingsgegenstände des Spottes. Ein munterer Poet schlug vor, die großen Thaten des gegenwärtigen Gatten der schönen Mariane sollten durch den Pinsel seines Vorgängers unsterblich gemacht, und Imhoff sollte verwendet werden, das Haus der Gemeinen mit Gemälden von den blutenden Rohillas, dem baumelnden Nuncomar, dem sich zum Ganges herablassenden Cheyte Sing zu verschönern. Ein Anderer untersuchte in einer ungemein humoristischen Parodie der dritten Ecloge des Virgil die Frage, was das für ein Mineral sein könne, dessen Strahlen die Macht hätten, die Strengste der Fürstinnen zur Freundin eines Wollüstlings zu machen. Ein Dritter schilderte mit heitrer Bosheit das prunkvolle Erscheinen der Mrs. Hastings in St. James, die Milchstraße von den indischen Begums entrissenen Juwelen, welche ihren Kopfputz schmückte, ihr von künftigen Abstimmungen schimmerndes Halsband, und die schwebenden Fragen, die

in ihren Ohren glänzten. Satyrische Angriffe dieser Art und vielleicht ein Antrag auf ein Misbilligungsvotum würden der großen Masse der Opposition genügt haben. Aber es gab zwei Männer, deren Unwille nicht so zu beschwichtigen war: Philipp Francis und Edmund Burke.

Francis war vor Kurzem in das Haus der Gemeinen getreten und hatte sich darin bereits einen Ruf in Bezug auf Fleiß und Talent begründet. Er hatte zwar mit einem höchst unglücklichen Gebrechen zu kämpfen, dem Mangel an Fluß der Rede. Gelegentlich aber drückte er sich mit einer Würde und Energie aus, die der größten Redner würdig waren. Er war noch nicht viele Tage im Parlament gewesen, als er sich die bittre Abneigung Pitt's zuzog, der ihn fortwährend mit soviel Schärfe behandelte, als die Gesetze der Debatte gestatten wollten. Weder Verlauf der Jahre, noch Wechsel der Scene hatten die Feindschaften gesänftigt, welche Francis aus dem Osten zurückgebracht hatte. Nach seiner gewohnten Weise verwechselte er seinen Groll mit Tugend, nährte ihn, wie die Prediger uns lehren, daß wir unsere guten Neigungen nähren sollen, und trug ihn bei allen Gelegenheiten mit pharisäischem Gepränge zur Schau.

Der Eifer Burke's war noch heftiger, aber er war viel reiner. Menschen, welche die Erhabenheit seines Geistes nicht zu fassen vermochten, haben irgend ein unehrenhaftes Motiv für die Heftigkeit und Beharrlichkeit, die er bei dieser Gelegenheit bewies, aufzufinden versucht. Aber sie sind alle zusammen gescheitert. Die müssige Geschichte, daß er irgend eine Privatbeleidigung zu rächen gehabt habe, ist schon lange, selbst von den Fürsprechern des Hastings, aufgegeben worden. Mr. Gleig nimmt an, Burke sei vom Parteigeist getrieben worden, habe mit Bitterkeit an den Sturz der Coalition gedacht, habe diesen Sturz den Bemühungen des ostindischen Interesses zugeschrieben

und habe Hastings als das Haupt und den Vertreter dieses Interesses betrachtet. Diese Erklärung scheint uns durch eine Verweisung auf die Daten hinlänglich widerlegt zu sein. Die Feindseligkeit Burke's gegen Hastings begann lange vor der Coalition und dauerte fort, lange nachdem Burke eine eifrige Stütze Derer geworden, durch welche die Coalition geschlagen worden war. Sie begann, als Burke und Fox, innig mit einander verbunden, den Einfluß der Krone angriffen und nach Frieden mit der amerikanischen Republik riefen. Sie dauerte fort, bis Burke, von Fox geschieden und mit den Gunstbezeigungen der Krone beladen, einen Kreuzzug gegen die französische Republik predigend, starb. Es scheint ungereimt, den Vorgängen von 1784 eine Feindschaft zuzuschreiben, welche 1781 begann, und welche unverringerte Stärke bewahrte, lange nachdem Personen, die in die Vorgänge von 1784 weit tiefer verwickelt waren, als Hastings, von Herzen vergeben worden war. Und warum sollten wir uns nach irgend einer anderen Erklärung für Burke's Verfahren umsehen, statt deren, die uns nahe vorliegt? Die einfache Wahrheit ist: daß Hastings einige große Verbrechen begangen hatte, und daß der Gedanke an diese Verbrechen Burke's Blut in seinen Adern sieden machte. Denn Burke war ein Mann, dessen Theilnahme für Leiden und dessen Haß gegen Ungerechtigkeit und Tyrannei so stark waren, wie bei Las Casas oder Clarkson. Und wenn auch bei ihm, wie bei Las Casas und bei Clarkson, diese edlen Gefühle eine Beimischung der Gebrechlichkeit hatten, welche der menschlichen Natur zueigen ist, so ist er doch, wie sie, zu dem großen Ruhme berechtigt, daß er Jahre angestrengter Arbeit dem Dienste eines Volkes widmete, mit welchem er weder Blut noch Sprache, weder Religion noch Sitten gemein hatte, und von welchem keine Vergeltung, kein Dank, kein Beifall zu erwarten war.

Seine Kenntniß Indiens war eine solche, wie sie Wenige selbst von denjenigen Europäern, welche viele Jahre in jenem Lande zugebracht, erlangt haben, und wie sie sicherlich niemals von irgend einem Staatsmann erlangt worden, welcher nicht aus Europa herausgekommen war. Er hatte die Geschichte, die Gesetze und die Gebräuche des Osten mit einem Fleiße studirt, wie er selten im Verein mit soviel Genie und soviel Reizbarkeit des Gefühls gefunden wird. Andere sind vielleicht ebenso mühsam gewesen und haben eine gleiche Masse Materialien gesammelt. Aber die Art, wie Burke seine höheren Geisteskräfte bei Aufstellungen von Facten und bei Zahlentabellen arbeiten ließ, war ihm eigenthümlich. In jedem Theile dieser gewaltigen Ballen indischer Nachrichten, welche fast alle anderen Leser abschreckten, fand sein zugleich philosophischer und poetischer Geist etwas Belehrendes oder Genußgebendes. Seine Vernunft analysirte und verarbeitete diese weiten und formlosen Massen; seine Phantasie gab ihnen Leben und Farbe. Aus Finsterniß und Schlaffheit und Verwirrung heraus bildete er eine Menge sinnreicher Theorieen und lebendiger Gemälde. Er besaß im höchsten Grade jene edle Gabe, durch welche der Mensch in dem Vergangenen und in dem Zukünftigen, in dem Fernen und in dem Unwirklichen zu leben vermag. Indien und seine Bewohner waren ihm nicht, wie den meisten Engländern, bloße Namen und Abstractionen, sondern ein wirkliches Land und ein wirkliches Volk. Die brennende Sonne, die fremdartige Vegetation der Palme und des Cacaobaumes, das Reisfeld, die Cisterne, die ungeheuren Bäume, älter als das Mogulreich, unter denen sich die Dorfgemeinden versammeln, das Strohdach der Hütte des Landmannes, die reiche Verzierung der Moschee, wo der Iman mit dem Gesicht nach Mekka betet, die Trommeln und Fahnen und schimmernden Götzenbilder, der sich in der Luft

schwingende Frömmler, das reizende Mädchen, mit dem Krug auf dem Kopfe, die Stufen zu der Flußseite herabgehend, die schwarzen Gesichter, die langen Bärte, die gelben Streifen der Sekte, die Turbans und die wallenden Gewänder, die Speere und die silbernen Stäbe, die Elephanten mit ihren Staatssitzen, der prächtige Palankin des Fürsten und die geschlossene Sänfte der Edeldame, alle diese Dinge waren ihm wie die Gegenstände, unter denen sein eigenes Leben verstrichen war, wie die Gegenstände, welche auf dem Wege zwischen Beaconsfield und der St. Jamesstraße lagen. Ganz Indien, von den Hallen an, wo Bittsteller Gold und Räucherwerk Souverainen zu Füßen legten, bis zu dem wilden Moor, wo das Zigeunerlager aufgeschlagen war, von den Bazars an, die wie Bienenkörbe von dem Gedränge der Käufer und Verkäufer summten, bis zu der Dschungel, wo der einsame Courier seinen Bündel eiserner Ringe schüttelt, um die Hyänen zu verscheuchen, lag vor dem Auge seines Geistes. Er hatte eine ganz ebenso lebhafte Vorstellung von dem Aufstande zu Benares, wie von dem Tumulte des Lord Georg Gordon, von der Hinrichtung des Nuncomar dieselbe, wie von der Hinrichtung des Dr. Dodd. Unterdrückung in Bengalen war ihm ganz dasselbe, wie Unterdrückung in den Straßen von London.

Er sah, daß Hastings einiger ganz unverantwortlichen Handlungen schuldig worden war. Alles daraus Folgende war bei einem Geiste, wie Burke's, natürlich und nothwendig. Einmal erregt, trieben ihn seine Phantasie und seine Leidenschaften über die Grenzen der Gerechtigkeit und gesunden Einsicht. Wie mächtig auch seine Vernunft war, sie wurde der Sklave von Gefühlen, die sie zu zügeln hatte. Sein in seinem Ursprunge tugendhafter Unwille nahm zuviel von dem Charakter persönlicher Abneigung an. Er konnte keinen mildernden Umstand, kein

sühnendes Verdienst erkennen. Sein Temperament, was zwar großmüthig und gefühlvoll, aber jederzeit reizbar gewesen war, war jetzt durch körperliche Uebel und geistige Kränkungen fast grausam geworden. Mit dem Bewußtsein großer Gaben und großer Tugenden fand er sich, in Alter und Dürftigkeit, als Zielpunkt des Hasses eines treulosen Hofes und eines getäuschten Volkes. Im Parlament war seine Beredtsamkeit zu alten Datums. Eine junge Generation, die ihn nicht kannte, hatte das Haus gefüllt. So oft er sich zum Sprechen erhob, wurde seine Stimme durch die unziemlichen Unterbrechungen von Purschen erstickt, die in der Wiege gewesen waren, als seine Reden über die Stempelacte den Beifall des großen Earl von Chatham hervorriefen. Diese Dinge hatten auf seinen stolzen und empfindlichen Geist einen Eindruck gemacht, über den wir uns nicht wundern dürfen. Er konnte keine Frage mehr mit Ruhe verhandeln, oder ehrlichen Meinungsverschiedenheiten Rechnung tragen. Diejenigen, welche meinen, er sei bei Debatten über Indien heftiger und bitterer gewesen, als bei anderen Anläßen, sind in Betreff der letzten Jahre seines Lebens übel unterrichtet. Bei den Verhandlungen über den Handelsvertrag mit dem Hof von Versailles, über die Regentschaft, über die französische Revolution zeigte er selbst noch mehr Heftigkeit, als bei Leitung der Anklage. Freilich mag bemerkt werden, daß gerade die Personen, die ihn einen boshaften Wahnsinnigen nannten, weil er in feurigen Worten den Rohillakrieg und die Beraubung der Begums verurtheilte, ihn zu einem Propheten erhoben, als er mit größerer Heftigkeit und nicht mit stärkerem Grunde gegen die Einnahme der Bastille und gegen die der Marie Antoinette angethanen Beschimpfungen zu declamiren begann. Uns scheint er weder in dem ersten Falle ein Wahnsinniger, noch in dem Letzten ein Prophet, sondern in beiden Fällen ein großer und

guter Mensch gewesen zu sein, der durch eine ungestüme Reizbarkeit, welche alle seine Fähigkeiten beherrschte, zu Uebertreibungen verleitet wurde.

Man kann zweifeln, ob die persönliche Antipathie des Francis, oder der edlere Unwille des Burke ihre Partei dahin gebracht haben würde, äußerste Maßregeln gegen Hastings zu ergreifen, wenn sein eigenes Verfahren verständig gewesen wäre. Er hätte fühlen sollen, daß er, wie groß auch seine Dienste für den Staat gewesen waren, doch nicht fehlerfrei war, und hätte zufrieden sein sollen, davonzukommen, ohne nach den Ehren eines Triumphes zu verlangen. Er und sein Agent sahen die Sache anders an. Sie waren ungeduldig nach den Belohnungen, die, wie sie meinten, nur verschoben würden, bis Burke's Angriff vorüberwäre. Sie beschlossen demgemäß, ein entscheidendes Gefecht mit einem Feinde zu erzwingen, dem sie, wenn sie weise gewesen wären, eine goldne Brücke hätten bauen sollen. Am ersten Tage der Session von 1786 erinnerte Major Scott Burke an die Anzeige, die er im vorhergehenden Jahre gemacht habe, und fragte, ob man ernstlich vorhabe, irgend eine Beschuldigung gegen den vorigen Generalgouverneur zu erheben. Diese Herausforderung ließ der Opposition keinen Weg übrig, als entweder als Ankläger vorzutreten, oder sich als Verläumder zu bekennen. Die Verwaltung des Hastings war nicht so tadellos gewesen, noch war die große Partei von Fox und North so schwach, daß es klug sein konnte, eine so kühne Herausforderung zu wagen. Die Führer der Opposition ertheilten sofort die einzige Antwort, die sie mit Ehren ertheilen konnten, und die ganze Partei war unwiderruflich zu einer Anklage verbunden.

Burke begann seine Operationen, indem er die Vorlegung von Papieren verlangte. Einige der Actenstücke, um die er bat, wurden von den Ministern, welche bei der Debatte eine Sprache

führten, die die herrschende Meinung, sie beabsichtigten, Hastings zu halten, stark bestätigte, verweigert. Im April wurden die Anklagen auf die Tafel gelegt. Sie waren von Burke mit großer Geschicklichkeit, wiewohl in einer Form, welche zu sehr der eines Pamphlets glich, entworfen worden. Hastings wurde mit einer Abschrift der Anklage versehen, und es ward ihm zu wissen gethan, daß er, wenn er es für gut fände, zu seiner Vertheidigung an der Schranke der Gemeinen gehört werden würde.

Hier wieder ward Hastings von demselben Unstern verfolgt, der ihn immer seit dem Tage begleitet hatte, wo er den Fuß auf englischen Boden gesetzt. Es schien beschlossen zu sein, daß dieser im Osten so staatskluge und so glückliche Mann in Europa nichts als Misgriffe begehen sollte. Jeder verständige Rathgeber würde ihm gesagt haben, es würde das Beste sein, was er thun könnte, eine beredte, eindringliche und rührende Rede an der Schranke des Hauses zu halten; könne er sich aber nicht zutrauen, zu sprechen, und finde er es nöthig, zu lesen, so müsse er so concis als möglich sein. Versammlungen, welche an Stegreifdebattiren von höchster Vortrefflichkeit gewöhnt sind, können jederzeit lange schriftliche Ausarbeitungen nicht vertragen. Hastings jedoch setzte sich nieder, wie er im Gouvernementshause in Bengalen gethan haben würde, und machte eine Schrift von ungeheurer Länge fertig. Wäre diese Schrift in die Berathungsacten einer indischen Verwaltungsbehörde gekommen, so würde sie mit Recht als ein sehr geschicktes Concept gepriesen worden sein. Hier aber war sie ganz am unrechten Orte. Sie fiel wirkungslos, wie das der besten schriftlichen Vertheidigung hätte begegnen müssen, in eine an die belebten und kräftigen Kämpfe von Pitt und Fox gewöhnte Versammlung. Sobald die Mitglieder ihre Neugier in Betreff des Gesichts und der

Haltung eines so ausgezeichneten Fremden befriedigt hatten, gingen sie fort zum Mittagsmahl und ließen Hastings seine Geschichte bis Mitternacht den Schreibern und dem Sergeant-at-arms erzählen.

Nachdem alle vorbereitenden Schritte gehörig gethan worden, brachte Burke, zu Anfang des Juni, die Anklage in Betreff des Rohillakrieges ein. Er handelte mit klugem Bedacht, daß er diese Anklage voranstellte; denn Dundas hatte früherhin einen Beschluß beantragt, und das Haus hatte ihn angenommen, welcher in den strengsten Ausdrücken die von Hastings in Betreff Rohilkund's befolgte Politik verurtheilte. Dundas konnte wenig, oder eigentlich nichts, zur Vertheidigung seiner Consequenz sagen; aber er nahm eine kecke Miene zu der Sache an und opponirte dem Antrag. Unter Anderem erklärte er, er halte zwar noch immer den Rohillakrieg für nicht zu rechtfertigen, er betrachte aber die Dienste, welche Hastings nachmals dem Staate geleistet, für hinreichend, selbst ein so großes Vergehen aufzuwiegen. Pitt sprach nicht, stimmte aber mit Dundas, und Hastings wurde mit 119 Stimmen gegen 67 freigesprochen.

Hastings rechnete nun zuversichtlich auf Sieg. Es schien in der That, daß er Ursache dazu hatte. Der Rohillakrieg war unter allen seinen Maßregeln diejenige, welche seine Ankläger mit dem größten Vortheil angreifen konnten. Er war von dem Directorenhofe gemisbilligt worden. Er war von dem Hause der Gemeinen gemisbilligt worden. Er war von Mr. Dundas gemisbilligt worden, welcher seitdem für indische Angelegenheiten der Hauptminister der Krone geworden war. Und doch war Burke, der sich diesen starken Boden erwählt hatte, vollständig darauf geschlagen worden. Man hielt es allgemein für unmöglich, daß er, nachdem er hier gescheitert, bei irgend einem Punkte durchdringen könne. In den Clubs und Kaffeehäusern ging die

Rede, daß noch eine oder vielleicht zwei Beschwerden mehr vorgebracht werden würden, daß, wenn die Meinung des Hauses der Gemeinen bei diesen Beschwerden gegen eine Anklage sein werde, die Opposition die Sache fallen lassen, daß Hastings unverzüglich zur Peerschaft erhoben, mit dem Sterne des Bathordens geschmückt, zum Geheimen Rathe eingeschworen und eingeladen werden würde, dem Indischen Hofe den Beistand seiner Talente und Erfahrung zu leihen. In der That Lord Thurlow hatte schon einige Monate vorher mit Verachtung von den Scrupeln gesprochen, welche Pitt verhinderten, Hastings in das Haus der Lords zu berufen, und hatte sogar gesagt, daß, wenn sich der Kanzler der Schatzkammer vor den Gemeinen fürchte, es doch nichts gebe, was den Großsiegelbewahrer verhindern könne, den königlichen Willen über ein Peerspatent einzuholen. Selbst der Titel ward gewählt. Hastings sollte Lord Daylesford werden. Denn alle Wechsel der Scene und alle Wechsel des Glückes hindurch blieb seine Anhänglichkeit an die Stelle unverändert, welche der Zeuge der Größe und des Verfalles seiner Familie gewesen war, und eine so große Rolle in den Träumen seines jungen Ehrgeizes gespielt hatte.

Aber in sehr wenigen Tagen waren diese schönen Aussichten verdüstert. Am 13. Juni führte Mr. Fox mit großer Geschicklichkeit und Beredtsamkeit die Beschwerde in Betreff der Behandlung des Cheyte Sing fort. Francis folgte auf derselben Seite. Die Freunde des Hastings waren sehr guten Muthes, als sich Pitt erhob. Der Minister gab seine Meinung über den Fall mit seinem gewöhnlichen Fluß und seiner glücklichen Wahl der Rede ab. Er behauptete, der Generalgouverneur sei im Rechte gewesen, als er sich an den Radscha von Benares um Geldbeihilfe gewendet, und als er, nachdem dieser Beistand hartnäckig vorenthalten worden, eine Geldbuße aufge-

legt habe. Er hielt auch dafür, daß das Verhalten des Generalgouverneurs während des Aufstandes sich durch Geschicklichkeit und Geistesgegenwart ausgezeichnet habe. Er tadelte mit großer Bitterkeit das Verhalten des Francis, sowohl in Indien als im Parlamente, als höchst unehrenhaft und böswillig. Der nothwendige Schluß aus den Gründen Pitt's schien zu sein, daß Hastings ehrenvoll freigesprochen werden müsse, und sowohl die Freunde, als die Gegner des Ministers erwarteten von ihm eine dahin zielende Erklärung. Zum Erstaunen aller Parteien schloß er mit der Bemerkung: wiewohl er glaube, Hastings sei berechtigt gewesen, Cheyte Sing wegen Widerspenstigkeit zu büßen, so sei doch der Betrag der Buße zu groß für den Anlaß gewesen. Auf diesem Grunde und lediglich auf diesem Grunde erklärte Mr. Pitt, während er jedem anderen Theile des Hastingsschen Verfahrens in Bezug auf Benares Beifall zollte, daß er für den Antrag des Mr. Fox stimmen werde.

Das Haus war wie vom Donner gerührt und hatte wohl Ursache dazu. Denn das Unrecht, was Cheyte Sing zugefügt worden, selbst wenn es so schmählich gewesen wäre, als Fox und Francis behaupteten, war eine Kleinigkeit im Vergleich zu den Gräueln, die gegen Rohilkund verhängt worden. War aber Mr. Pitt's Ansicht von dem Falle des Cheyte Sing richtig, so war gar kein Grund zu einer Anklage, oder auch nur zu einem Misbilligungsvotum. Wenn das Vergehen des Hastings wirklich weiter nichts war, als daß er, berechtigt, eine Geldstrafe aufzulegen, deren Betrag nicht bestimmt, sondern seinem Ermessen zur Feststellung überlassen war, nicht für seinen eigenen Vortheil, sondern für den des Staates, zuviel verlangt hatte, war dies denn ein Vergehen, welches ein Criminalverfahren der feierlichsten Art erforderte, ein Criminalverfahren, dem seit 60 Jahren kein öffentlicher Beamte unterworfen worden? Wir glau-

ben, erkennen zu können, in welcher Weise ein Mann von Einsicht und Redlichkeit sich hätte bestimmt finden können, in Betreff des Hastings jeden Weg einzuschlagen, nur nicht den, welchen Mr. Pitt einschlug. Ein solcher Mann könnte gemeint haben, daß, zur Verhütung von Ungerechtigkeit und zur Herstellung der Nationalehre, ein großes Beispiel nöthig sei, und könnte aus diesem Grund für die Anklage, sowohl auf die Rohillabeschwerde, als auf die Benaresbeschwerde hin, gestimmt haben. Ein solcher Mann könnte gemeint haben, daß die Vergehen des Hastings durch große Dienste aufgewogen seien, und könnte auf diesen Grund hin bei beiden Beschwerden gegen die Anklage gestimmt haben. Mit großem Mistrauen geben wir unsre Meinung dahin ab, daß das richtigste Verfahren, im Ganzen genommen, gewesen wäre: auf die Rohillabeschwerde anzuklagen und auf die Benaresbeschwerde loszusprechen. Wäre uns die Benaresbeschwerde in demselben Lichte erschienen, in dem sie dem Mr. Pitt erschien, so würden wir ohne Zögerung für Lossprechung auf diese Beschwerde gestimmt haben. Der einzige Weg, von dem es unbegreiflich ist, daß ihn irgend ein Mann mit dem zehnten Theil der Gaben des Mr. Pitt ehrlich einschlagen konnte, war der Weg, den er einschlug. Er sprach Hastings bei der Rohillabeschwerde schuldfrei. Er schwächte die Benaresbeschwerde ab, bis sie gar keine Beschwerde mehr war, und dann erklärte er, daß sie Stoff zur Anklage enthalte.

Auch darf man nicht vergessen, daß der Hauptgrund, den das Ministerium dafür anführte, daß Hastings in Betreff des Rohillakrieges nicht anzuklagen sei, der war, daß die Verschuldungen des früheren Theiles seiner Verwaltung durch die Vortrefflichkeit des späteren Theiles gutgemacht worden seien. War es nicht höchst außerordentlich, daß Männer, welche diese Sprache geführt hatten, nachher dafür stimmen konnten, daß der spätere

Theil seiner Verwaltung Stoff zu nicht weniger als 20 Anklageartikeln liefere? Sie stellten erst das Verhalten des Hastings in den Jahren 1780 und 1781 als so hochverdienstlich dar, daß es, wie die überschüssigen Verdienstwerke in der katholischen Theologie, die Aufhebung früherer Vergehen bewirken müsse, und dann belangten sie ihn wegen seines Verhaltens in den Jahren 1780 und 1781.

Das allgemeine Erstaunen war um so größer, als nur 24 Stunden vorher die Mitglieder, auf die sich der Minister verlassen konnte, die gewöhnlichen Anzeigen aus dem Schatzamte erhalten hatten, wodurch sie gebeten wurden, auf ihren Plätzen zu sein und gegen den Antrag des Mr. Fox zu stimmen. Mr. Hastings behauptete, daß früh am Morgen desselben Tages, an welchem die Debatte stattfand, Dundas bei Pitt vorsprach, ihn aufweckte und viele Stunden mit ihm im Cabinet blieb. Das Ergebniß dieser Conferenz war ein Beschluß, den vorigen Generalgouverneur der Rache der Opposition preißzugeben. Es war selbst für den mächtigsten Minister unmöglich, alle seine Anhänger mit sich auf einen so seltsamen Weg zu führen. Mehrere Personen in hohem Amte, der Generalfiscal, Mr. Grenville und Lord Mulgrave stimmten gegen Mr. Pitt. Aber die ergebenen Anhänger, welche zu dem Haupt der Regierung hielten, ohne Fragen zu thun, waren zahlreich genug, um die Wagschale zu wenden. 119 Mitglieder stimmten für den Antrag des Mr. Fox, 79 dagegen. Dundas folgte stillschweigend Pitt.

Jener gute und große Mensch, der weiland Wilhelm Wilberforce, erzählte oftmals die Vorgänge jener merkwürdigen Nacht. Er schilderte das Erstaunen des Hauses und die bitteren Bemerkungen, die von Einigen der gewöhnlichen Unterstützer der Regierung gegen den Premierminister gemurmelt wurden. Pitt selbst schien zu fühlen, daß sein Verfahren einige Erläuterung

erfordere. Er verließ die Schatzbank, setzte sich einige Zeit neben Mr. Wilberforce und erklärte sehr eifrig, daß er es, als Mann von Gewissen, unmöglich gefunden habe, länger zu Hastings zu halten. Die Sache, sagte er, sei zu schlecht. Wir sind verpflichtet, hinzuzufügen, daß Mr. Wilberforce vollkommen glaubte, sein Freund spreche aufrichtig, und der Argwohn, den diese geheimnißvolle Angelegenheit entstehen ließ, sei gänzlich grundlos.

Dieser Verdacht war freilich ein solcher, daß man ihn ungern erwähnen mag. Die Freunde des Hastings, von denen, wie man bemerken muß, die Meisten gewöhnlich die Verwaltung unterstützten, versicherten, Pitt und Dundas würden von Eifersucht getrieben. Hastings war persönlich ein Günstling des Königs. Er war der Abgott der Ostindischen Compagnie und ihrer Diener. Wenn er bei den Gemeinen losgesprochen wurde, einen Sitz bei den Lords erhielt, in den Controlhof eintrat, mit dem starkmüthigen und herrschsüchtigen Thurlow in innige Verbindung kam, war es da nicht fast gewiß, daß er bald die ganze Leitung der orientalischen Angelegenheiten an sich ziehen würde? War es nicht möglich, daß er ein furchtbarer Nebenbuhler im Cabinete werden könne? Es war wahrscheinlich herumgekommen, daß ein sehr besonderer Verkehr zwischen Thurlow und Major Scott stattgefunden hatte, und daß, wenn der erste Lord des Schatzes sich scheue, Hastings zu einer Peerschaft zu empfehlen, der Kanzler bereit war, die Verantwortlichkeit dieses Schrittes auf sich zu nehmen. Unter allen Ministern war Pitt der letzte, der danach aussah, sich einem solchen Eingriff in seine Functionen geduldig zu fügen. Wenn die Gemeinen Hastings verklagten, so war alle Gefahr vorüber. Wie immer der Proceß ausfallen mochte, er würde wahrscheinlich einige Jahre dauern. In der Zwischenzeit würde die angeklagte Person von Ehren und

öffentlichen Aemtern ausgeschlossen sein und könne es kaum wagen, bei Hofe zu erscheinen. Das waren die Beweggründe, welche ein großer Theil des Publicums dem jungen Minister zuschrieb, für dessen herrschende Leidenschaft man allgemein Machtgier hielt.

Die Prorogation unterbrach bald die Verhandlungen in Betreff des Hastings. Im folgenden Jahre wurden diese Verhandlungen wieder aufgenommen. Die Beschwerde in Betreff der Beraubung der Begums wurde von Sheridan in einer Rede fortgeführt, welche so mangelhaft berichtet worden ist, daß man sagen kann, sie sei gänzlich verloren gegangen, welche aber ohne Zweifel das Sorgfältigste und Glänzendste von allen Erzeugnissen seines sinnreichen Geistes war. Der Eindruck, den sie machte, war so, wie er nie seines Gleichen gehabt hat. Er setzte sich, nicht blos unter Beifallrufen, sondern unter lautem Händeklatschen nieder, woran die Lords unter der Schranke und die Fremden auf der Gallerie theilnahmen. Die Aufregung des Hauses war so groß, daß kein anderer Redner Gehör finden konnte, und die Debatte wurde vertagt. Die Bewegung verbreitete sich schnell durch die Stadt. Binnen 24 Stunden wurden Sheridan 1000 Pfund für das Verlagsrecht der Rede geboten, wenn er selbst sie für die Presse corrigiren wolle. Der Eindruck, den diese merkwürdige Entfaltung von Beredtsamkeit auf strenge und erfahrene Kritiker machte, von deren Urtheil man annehmen kann, daß es durch Wetteifer geschärft worden, war tief und dauernd. Mr. Windham sagte, 20 Jahre später, die Rede habe ihren ganzen Ruhm verdient und sei, trotz einiger Geschmacklosigkeiten, wie sie sowohl in den literarischen, als in den parlamentarischen Werken Sheridan's selten fehlten, die schönste gewesen, die seit Menschengedenken gehalten worden. Mr. Fox wurde um dieselbe Zeit von dem vorigen Lord Holland

gefragt, welches die beste Rede sei, die jemals in dem Hause der Gemeinen gehalten worden, und wies ohne Zögerung die erste Stelle der großen Rede Sheridan's über die Oudebeschwerde an.

Als die Debatte wieder aufgenommen wurde, ging die Fluth so stark gegen den Angeklagten, daß seine Freunde niedergehustet und gescharrt wurden. Pitt erklärte sich für Sheridan's Antrag, und die Frage wurde mit 175 Stimmen gegen 68 durchgebracht.

Die Opposition, vom Sieg gehoben und durch die öffentliche Sympathie kräftig unterstützt, verschritt nun zur Aufstellung einer Folge von Beschwerden, die sich hauptsächlich auf Geldverhandlungen bezogen. Hastings' Freunde waren entmuthigt, und da sie jetzt keine Hoffnung hatten, im Stande zu sein, eine Anklage abzuwenden, so waren sie nicht sehr eifrig in ihren Bemühungen. Endlich wies das Haus, nachdem es 20 Beschwerdeartikel genehmigt, Burke an, vor die Lords zu treten und den vorigen Generalgouverneur hoher Verbrechen und Misverhaltens anzuklagen. Zu gleicher Zeit wurde Hastings durch den Sergeant=at=arms verhaftet und vor die Schranke der Peers gebracht.

Es waren nur noch 10 Tage bis zum Schlusse der Session. Es war daher unmöglich, daß der Proceß vor dem nächsten Jahre irgendwie weiterschreiten könne. Hastings wurde zur Bürgschaftsstellung zugelassen und das weitere Verfahren bis zur Wiederversammlung der Häuser ausgesetzt.

Als das Parlament im folgenden Winter zusammenkam, verschritten die Gemeinen zur Wahl eines Comité's zur Leitung der Anklage. Burke stand an der Spitze, und mit ihm waren die meisten leitenden Mitglieder der Opposition verbunden. Als aber Francis' Name verlesen wurde, erhob sich ein heftiger Streit. Man sagte, Francis und Hastings ständen notorisch

auf schlechtem Fuße zu einander, sie wären seit vielen Jahren im Streite gewesen, bei einer Gelegenheit hätte ihr gegenseitiger Widerwille sie getrieben, einander nach dem Leben zu trachten, und es würde unpassend und undelicat sein, einen Privatfeind zu einem öffentlichen Ankläger zu erlesen. Auf der anderen Seite wurde mit großer Kraft, besonders von Mr. Windham, hervorgehoben, daß Unparteilichkeit zwar die erste Pflicht eines Richters, aber niemals zu den Eigenschaften eines Advocaten gerechnet worden sei; daß bei der gewöhnlichen Criminalrechtspflege der Engländer die verletzte Partei, die allerletzte Person, die man in die Juryloge zulassen würde, der Ankläger sei; daß man von einem Leiter (der Anklage) wünschen müsse, nicht daß er frei von Parteilichkeit, sondern daß er geschickt, wohl unterrichtet, energisch und thätig sei. Die Geschicklichkeit und Sachkenntniß des Francis würden zugegeben, und eben die Feindseligkeit, die man ihm vorwerfe, wäre, möge sie nun eine Tugend oder ein Laster sein, wenigstens eine Bürgschaft für seine Energie und Thätigkeit. Es scheint schwer, diese Gründe zu widerlegen. Indeß der eingewurzelte Haß, welchen Francis gegen Hastings hegte, hatte allgemeines Misfallen erregt. Das Haus entschied, daß Francis kein Leiter sein solle. Pitt stimmte mit der Mehrheit, Dundas mit der Minderzahl.

In der Zwischenzeit waren die Vorbereitungen für den Proceß reißend schnell vorgeschritten, und am 13. Februar 1788 begannen die Sitzungen des Hofes. Es hat für das Auge blendendere, mit Juwelenschmuck und Goldstoff prunkendere, für aufgeschossene Kinder anziehendere Schauspiele gegeben, als das, was damals zu Westminster geboten wurde; aber vielleicht gab es niemals ein Schauspiel, was so wohl geeignet war, ein hochgebildetes, ein nachdenkendes, ein phantasiereiches Gemüth zu ergreifen. Alle die verschiedenen Gattungen des Interesses, die

der Nähe und der Ferne, der Gegenwart und der Vergangenheit angehörenden, waren auf Einen Punkt und in Eine Stunde gedrängt. Alle Talente und alle Vorzüge, welche durch Freiheit und Gesittung entwickelt werden, wurden jetzt mit jedem Vortheil, der sich sowohl aus dem Zusammenwirken, als aus dem Gegensatze schöpfen ließ, entfaltet. Jeder Schritt in dem Verfahren führte den Geist entweder rückwärts, durch viele unruhevolle Jahrhunderte, zu den Tagen, wo die Grundsteine unsrer Verfassung gelegt wurden, oder weit hinweg, über grenzenlose Meere und Wüsten, zu dunkelfarbigen Nationen, die unter fremden Gestirnen lebten, fremde Götter anbeteten und fremdartige Buchstaben von der Rechten zur Linken schrieben. Der Hohe Parlamentshof sollte nach Formen, die aus den Tagen der Plantagenets überliefert worden, über einen Engländer zu Gericht sitzen, welcher angeklagt war, gegen den Herrn der heiligen Stadt Benares und gegen die Damen des Fürstenhauses von Oude Tyrannei geübt zu haben.

Die Stelle war eines solchen Processes würdig. Es war die große Halle des Wilhelm Rufus, die Halle, die bei der Einsetzung von 30 Königen vom Zurufe ertönt, die Halle, welche ein Zeuge von der gerechten Verurtheilung Bacon's und von der gerechten Freisprechung Somers' gewesen war, die Halle, wo die Beredtsamkeit Strafford's einen Augenblick lang eine siegreiche, von gerechter Rache entflammte Partei mit Scheu und Rührung erfüllt hatte, die Halle, wo Karl vor dem Hohen Gerichtshofe mit dem gelassenen Muthe gestanden hatte, der seinen halben Ruhm wiederhergestellt hat. Es mangelte weder militärischer, noch bürgerlicher Prunk. Die Zugänge waren mit Grenadieren eingefaßt. Die Straßen wurden durch Reiterei freigehalten. Die Peers, mit Gold und Hermelin angethan, wurden durch Herolde unter dem Garter King-at-arms geleitet.

Die Richter waren in ihren Staatsgewändern zugegen, um über Rechtspunkte Rath zu geben. Fast 170 Lords, drei Viertheile des Oberhauses, nach dem damaligen Bestand des Oberhauses, zogen in feierlicher Ordnung von ihrem gewöhnlichen Versammlungsorte zu dem Tribunal. Voran ging der jüngste anwesende Baron, Georg Elliot, Lord Heathfield, vor Kurzem für seine merkwürdige Vertheidigung Gibraltars gegen die Flotten und Heere Frankreichs und Spaniens in den hohen Adel erhoben. Der Herzog von Norfolk, Earl Marshall des Reichs, die großen Würdenträger und die Brüder und Söhne des Königs schlossen den langen Zug. Zuletzt von Allen kam der Prinz von Wales, durch seine schöne Gestalt und edle Haltung vortretend. Die alten grauen Wände waren mit Scharlach behangen. Auf den langen Gallerieen drängte sich eine Zuhörerschaft, wie sie selten die Furcht oder den Eifer eines Redners erregt hat. Hier waren aus allen Theilen eines großen, freien, erleuchteten und blühenden Reiches Anmuth und weibliche Liebenswürdigkeit, Witz und Gelehrsamkeit, die Vertreter jeder Wissenschaft und jeder Kunst im Verein versammelt. Hier saßen um die Königin die schönhaarigen jungen Töchter des Hauses Braunschweig. Hier schauten die Gesandten von Königen und Republiken mit Bewunderung auf ein Schauspiel, was kein anderes Land in der Welt vorführen konnte. Hier blickte die Siddons, in der Blüthe ihrer majestätischen Schönheit, mit Bewegung auf eine Scene, welche alle Nachahmungen der Bühne übertraf. Hier dachte der Geschichtschreiber des römischen Reichs an die Tage, wo Cicero die Sache Siciliens gegen Verres führte, und wo vor einem Senate, der noch immer einigen Schein der Freiheit bewahrte, Tacitus gegen den Bedrücker Afrika's donnerte. Hier sah man, Seite an Seite, den größten Maler und den größten Gelehrten des Zeitalters. Das Schauspiel hatte Reynolds von

jener Staffelei gelockt, die uns die gedankenvollen Stirnen so vieler Schriftsteller und Staatsmänner und das süße Lächeln so vieler edlen Matronen bewahrt hat. Es hatte Parr bewogen, seine Arbeiten in jener dunklen und tiefen Fundgrube zu unterbrechen, aus der er einen gewaltigen Schatz von Gelehrsamkeit herausgefördert, einen Schatz, der zu oft in die Erde vergraben, zu oft mit unverständiger und geschmackloser Prahlerei zur Schau gestellt, aber immer kostbar, gediegen und glänzend ist. Hier erschienen die üppigen Reize Jener, der der Erbe des Thrones insgeheim seine Treue verpfändet. Hier war auch sie, die schöne Mutter eines schönen Stammes, die heilige Cäcilia, deren zarte, von Liebe und Musik belebte Züge die Kunst vor dem gemeinen Verfall bewahrt hat. Hier waren die Mitglieder jener glänzenden Gesellschaft, die unter den reichen Pfautapeten der Mrs. Montague witzige Einfälle citirten, kritisirten und austauschten. Und hier strahlten die Damen, deren Lippen, überredender, als selbst die des Fox, die Westminsterwahl gegen Palast und Hof durchgebracht hatten, rings um Georgiana, Herzogin von Devonshire.

Die Sergeants nahmen die Verkündigung vor. Hastings schritt an die Schranke vor und beugte sein Knie. Der Angeklagte war in der That dieser großen Versammlung nicht unwürdig. Er hatte ein ausgedehntes und volkreiches Land regiert und Gesetze und Verträge gemacht, hatte Armeen ausgesendet, hatte Fürsten aufgestellt und gestürzt. Auch hatte er sich auf seiner hohen Stelle so verhalten, daß Alle ihn gefürchtet, daß die Meisten ihn geliebt hatten, und daß selbst der Neid ihm keinen Anspruch auf Ruhm bestreiten konnte, außer die Tugend. Er sah wie ein großer Mann, und nicht wie ein schlechter Mann aus. Eine kleine und abgemagerte Figur, die aber Würde durch eine Haltung gewann, welche, während sie Achtung vor

dem Gerichtshofe darlegte, zugleich die Gewohnheit der Selbstbeherrschung und Selbstachtung darlegte, eine hohe und geistvolle Stirn, eine gedankenvolle, aber nicht düstere Miene, ein Mund mit dem Zuge unbeugsamer Entschiedenheit, ein blasses und abgezehrtes, aber heiteres Gesicht, auf welchem so lesbar, wie unter dem Gemälde in dem Rathszimmer zu Kalkutta, geschrieben stand: Mens aequa in arduis: das war das Aussehen, mit welchem der große Proconsul sich seinen Richtern darstellte.

Seine Rechtsbeistände begleiteten ihn, Männer, welche sämmtlich nachmals durch ihre Talente und Kenntnisse zu den höchsten Posten in ihrem Berufe erhoben wurden; der kühne und starkmüthige Law, nachmals Oberrichter der Kingsbench, der humanere und beredte Dallas, nachmals Oberrichter der Common Pleas, und Plomer, der fast 20 Jahre später in demselben hohen Gerichtshofe die Vertheidigung des Lord Melville mit Glück leitete und späterhin Vicekanzler und Reichsarchivar wurde.

Doch weder der Angeklagte, noch seine Sachwalter zogen so viele Aufmerksamkeit auf sich, als die Ankläger. Inmitten des Schimmers der rothen Draperie war ein Raum mit grünen Bänken und mit Tischen für die Gemeinen versehen worden. Die Leiter, mit Burke an ihrer Spitze, erschienen in vollem Costüm. Die Anekdotenkrämer verfehlten nicht, zu bemerken, daß selbst Fox, der in der Regel so unbekümmert um sein Aeußeres war, dem erlauchten Tribunal die Artigkeit erwiesen hatte, einen Haarbeutel und Degen zu tragen. Pitt hatte es abgelehnt, eins der Organe der Anklage zu sein, und seine gebietende, reiche und sonore Beredtsamkeit fehlte bei dieser großen Musterung verschiedenartiger Talente. Alter und Blindheit hatten Lord North zu den Pflichten eines öffentlichen Anklägers untauglich gemacht, und seine Freunde entbehrten der Hilfe seines ausge-

zeichneten Verstandes, seines Taktes und seiner Urbanität. Aber ungeachtet der Abwesenheit dieser zwei vorragenden Mitglieder des Unterhauses enthielt die Loge, in welcher die Klagleiter standen, eine Schaar von Rednern, wie sie vielleicht seit dem großen Zeitalter der athenienstschen Beredtsamkeit nicht beisammen erschienen waren. Hier waren Fox und Sheridan, der englische Demosthenes und der englische Hyperides. Hier war Burke, zwar der Kunst, seine Erörterungen und seinen Styl der Fassungskraft und dem Geschmacke seiner Zuhörer anzupassen, nicht kundig, oder sie verabsäumend, aber in umfassender Auffassung und Reichthum der Phantasie jedem Redner der alten oder der neuen Zeit überlegen. Hier erschien, die Augen verehrungsvoll auf Burke geheftet, der schönste Gentleman der Zeit, seine Gestalt durch jede männliche Uebung entwickelt, sein Gesicht von Geist und Muth strahlend, der geistvolle, der ritterliche, der hochherzige Windham. Auch der jüngste Klagleiter blieb, wenn auch von solchen Männern umgeben, nicht unbemerkt. In einem Alter, wo die Meisten von Denen, die sich im Leben auszeichnen, noch auf der Universität um Preise und Collegiaturen streiten, hatte er sich eine vorragende Stelle im Parlament erworben. Kein Vortheil des Vermögens oder der Verbindung fehlte, der seine glänzenden Talente und seine fleckenlose Ehrenhaftigkeit in ihrer Höhe herausstellen konnte. Mit 23 Jahren war er für würdig erachtet worden, den staatsmännischen Veteranen beigesellt zu werden, die als die Beauftragten der britischen Gemeinen an der Schranke des britischen Adels erschienen. Alle, die an jener Schranke standen, außer er allein*), sind hinübergegangen: Angeklagter, Sachwalter, Ankläger. Für die Generation, welche jetzt in der Kraft des Lebens steht, ist er der ein=

*) Jetzt ist auch er nicht mehr. B.

zige Repräsentant eines großen Zeitalters, was dahingegangen ist. Diejenigen aber, welche innerhalb der letzten 10 Jahre mit Genuß auf die erhabene und lebendige Beredtsamkeit des Karl Earl Grey gelauscht haben, bis die Morgensonne auf die Tapeten des Hauses der Lords schien, vermögen sich einiges Urtheil über die Gaben eines Geschlechts von Männern zu bilden, unter denen er nicht der Vorderste war.

Die Beschuldigungen und die Erwiederungen des Hastings wurden zuerst gelesen. Die Ceremonie nahm zwei ganze Tage in Anspruch, wurde aber durch die Silberstimme und richtige Betonung Cowpers', des Secretairs des Gerichtshofes, eines nahen Verwandten des liebenswürdigen Dichters, weniger ermüdend gemacht, als sie außerdem gewesen sein würde. Am dritten Tage erhob sich Burke. Seine Eröffnungsrede, welche als eine allgemeine Einleitung zu allen Klagepunkten dienen sollte, nahm vier Sitzungen ein. Mit einer Fülle des Gedankens und einem Glanz der Diction, welche die hochgespannte Erwartung der Zuhörer mehr als befriedigten, schilderte er den Charakter und die Institutionen der Eingeborenen Indiens, erzählte die Umstände, unter denen das asiatische Reich Britanniens seinen Ursprung genommen, und stellte die Verfassung der Compagnie und der englischen Präsidentschaften dar. Nachdem er so versucht hatte, seinen Zuhörern eine so lebendige Vorstellung von orientalischer Gesellschaft, wie sie ihm selbst vor dem Geiste stand, zu geben, verschritt er dazu, die Verwaltung des Hastings als systematisch der Sittlichkeit und dem öffentlichen Rechte zum Trotz geleitet anzugreifen. Die Energie und das Pathos des großen Redners zwangen dem strengen und feindlich gesinnten Kanzler Ausdrücke ungewohnter Bewunderung ab und schienen einen Augenblick selbst das entschlossene Herz des Beklagten zu durchbohren. Die Damen auf den Gal-

lerieen, an solche Entfaltung von Beredtsamkeit nicht gewöhnt, durch die Feierlichkeit des Anlasses aufgeregt und vielleicht nicht abgeneigt, ihren Geschmack und ihr Feingefühl zu zeigen, waren in einem Zustande unbezwingbarer Gemüthsbewegung. Taschentücher wurden herausgezogen, Riechfläschchen wurden herumgegeben, hysterisches Schluchzen und Schreien wurde gehört, und Mrs. Sheridan wurde ohnmächtig hinausgetragen. Endlich schloß der Redner. Seine Stimme erhebend, bis die alten Bogen von irischer Eiche widerhallten, sprach er: „Dessenhalben ist es mit aller Zuversicht von den Gemeinen Großbritanniens angeordnet worden, daß ich Warren Hastings hoher Verbrechen und Misverhaltens anklage. Ich klage ihn an im Namen des Hauses der Gemeinen vom Parlament, dessen Vertrauen er verrathen hat. Ich klage ihn an im Namen der englischen Nation, deren alte Ehre er befleckt hat. Ich klage ihn an im Namen des Volks von Indien, dessen Rechte er mit Füßen getreten, und dessen Land er in eine Wüste verwandelt hat. Letztlich, im Namen der menschlichen Natur selbst, im Namen beider Geschlechter, im Namen jedes Alters, im Namen jedes Standes, klage ich den gemeinsamen Feind und Unterdrücker Aller an!"

Als das tiefe Gemurmel der verschiedenartigen Bewegungen sich gelegt hatte, erhob sich Mr. Fox, um sich an die Lords in Betreff des zu befolgenden Proceßganges zu wenden. Der Wunsch der Ankläger war, daß der Gerichtshof die Untersuchung des ersten Klagpunktes zu einem Abschluß bringen möchte, bevor der zweite eröffnet würde. Der Wunsch des Hastings und seiner Rechtsbeistände war, daß die Klagleiter alle Klagpunkte eröffnen und allen Beweis für die Klage vorführen sollten, bevor die Vertheidigung beginne. Die Lords kehrten zu ihrem eigenen Hause zurück, um die Frage zu erwägen. Der Kanzler erklärte

sich für Hastings. Lord Loughborough, der jetzt zur Opposition gehörte, unterstützte das Verlangen der Klagleiter. Die Abstimmung zeigte, nach welcher Seite die Stimmung des Tribunals sich neigte. Eine Mehrheit von beinahe 3 gegen 1 entschied zu Gunsten des Verfahrens, für welches Hastings stritt.

Als der Gerichtshof wieder saß, eröffnete Mr. Fox, unter Beistand des Mr. Grey, die Beschwerde in Betreff Cheyte Sing's, und es wurden mehrere Tage mit Verlesen von Papieren und Anhören von Zeugen verbracht. Der nächste Artikel war der auf die Prinzessinnen von Oude bezügliche. Die Leitung dieses Theiles des Falles war Sheridan anvertraut worden. Die Begierde des Publicums, ihn zu hören, war grenzenlos. Sein funkensprühender und höchst vollendeter Vortrag dauerte zwei Tage, aber der Saal war die ganze Zeit über zum Ersticken gedrängt. Es hieß, daß für ein einziges Billet 50 Guineen bezahlt worden seien. Als Sheridan schloß, wußte er mit einer Kenntniß des Bühneneffects, um die ihn sein Vater beneidet haben möchte, wie erschöpft in die Arme Burke's zurückzusinken, der ihn mit der Energie hochherziger Bewunderung umarmte.

Der Juni war jetzt weit vorgerückt. Die Session konnte nicht viel länger dauern, und der Vorschritt, der in der Anklage gemacht worden, war nicht sehr befriedigend. Es waren 20 Klagpunkte. Nur bei zweien davon war auch nur die Seite der Kläger über den Fall gehört worden, und es war jetzt ein Jahr, seit Hastings zur Bürgschaftsstellung gelassen wurde.

Das Interesse, welches das Publicum an dem Prozesse nahm, war groß, als der Gerichtshof seine Sitzungen begann, und erreichte seine Höhe, als Sheridan über den die Begums betreffenden Klagpunkt sprach. Von dieser Zeit an nahm die Erregung rasch ab. Das Schauspiel hatte den Reiz der Neuheit

lerieen, an solche Entfaltung von Beredtsamkeit nicht gewöhnt, durch die Feierlichkeit des Anlasses aufgeregt und vielleicht nicht abgeneigt, ihren Geschmack und ihr Feingefühl zu zeigen, waren in einem Zustande unbezwingbarer Gemüthsbewegung. Taschentücher wurden herausgezogen, Riechfläschchen wurden herumgegeben, hysterisches Schluchzen und Schreien wurde gehört, und Mrs. Sheridan wurde ohnmächtig hinausgetragen. Endlich schloß der Redner. Seine Stimme erhebend, bis die alten Bogen von irischer Eiche widerhallten, sprach er: „Dessenhalben ist es mit aller Zuversicht von den Gemeinen Großbritanniens angeordnet worden, daß ich Warren Hastings hoher Verbrechen und Misverhaltens anklage. Ich klage ihn an im Namen des Hauses der Gemeinen vom Parlament, dessen Vertrauen er verrathen hat. Ich klage ihn an im Namen der englischen Nation, deren alte Ehre er befleckt hat. Ich klage ihn an im Namen des Volks von Indien, dessen Rechte er mit Füßen getreten, und dessen Land er in eine Wüste verwandelt hat. Letztlich, im Namen der menschlichen Natur selbst, im Namen beider Geschlechter, im Namen jedes Alters, im Namen jedes Standes, klage ich den gemeinsamen Feind und Unterdrücker Aller an!"

Als das tiefe Gemurmel der verschiedenartigen Bewegungen sich gelegt hatte, erhob sich Mr. Fox, um sich an die Lords in Betreff des zu befolgenden Proceßganges zu wenden. Der Wunsch der Ankläger war, daß der Gerichtshof die Untersuchung des ersten Klagpunktes zu einem Abschluß bringen möchte, bevor der zweite eröffnet würde. Der Wunsch des Hastings und seiner Rechtsbeistände war, daß die Klagleiter alle Klagpunkte eröffnen und allen Beweis für die Klage vorführen sollten, bevor die Vertheidigung beginne. Die Lords kehrten zu ihrem eigenen Hause zurück, um die Frage zu erwägen. Der Kanzler erklärte

sich für Hastings. Lord Loughborough, der jetzt zur Opposition gehörte, unterstützte das Verlangen der Klagleiter. Die Abstimmung zeigte, nach welcher Seite die Stimmung des Tribunals sich neigte. Eine Mehrheit von beinahe 3 gegen 1 entschied zu Gunsten des Verfahrens, für welches Hastings stritt.

Als der Gerichtshof wieder saß, eröffnete Mr. Fox, unter Beistand des Mr. Grey, die Beschwerde in Betreff Cheyte Sing's, und es wurden mehrere Tage mit Verlesen von Papieren und Anhören von Zeugen verbracht. Der nächste Artikel war der auf die Prinzessinnen von Oude bezügliche. Die Leitung dieses Theiles des Falles war Sheridan anvertraut worden. Die Begierde des Publicums, ihn zu hören, war grenzenlos. Sein funkensprühender und höchst vollendeter Vortrag dauerte zwei Tage, aber der Saal war die ganze Zeit über zum Ersticken gedrängt. Es hieß, daß für ein einziges Billet 50 Guineen bezahlt worden seien. Als Sheridan schloß, wußte er mit einer Kenntniß des Bühneneffects, um die ihn sein Vater beneidet haben möchte, wie erschöpft in die Arme Burke's zurückzusinken, der ihn mit der Energie hochherziger Bewunderung umarmte.

Der Juni war jetzt weit vorgerückt. Die Session konnte nicht viel länger dauern, und der Vorschritt, der in der Anklage gemacht worden, war nicht sehr befriedigend. Es waren 20 Klagpunkte. Nur bei zweien davon war auch nur die Seite der Kläger über den Fall gehört worden, und es war jetzt ein Jahr, seit Hastings zur Bürgschaftsstellung gelassen wurde.

Das Interesse, welches das Publicum an dem Prozesse nahm, war groß, als der Gerichtshof seine Sitzungen begann, und erreichte seine Höhe, als Sheridan über den die Begums betreffenden Klagpunkt sprach. Von dieser Zeit an nahm die Erregung rasch ab. Das Schauspiel hatte den Reiz der Neuheit

lerieen, an solche Entfaltung von Beredtsamkeit nicht gewöhnt, durch die Feierlichkeit des Anlasses aufgeregt und vielleicht nicht abgeneigt, ihren Geschmack und ihr Feingefühl zu zeigen, waren in einem Zustande unbezwingbarer Gemüthsbewegung. Taschentücher wurden herausgezogen, Riechfläschchen wurden herumgegeben, hysterisches Schluchzen und Schreien wurde gehört, und Mrs. Sheridan wurde ohnmächtig hinausgetragen. Endlich schloß der Redner. Seine Stimme erhebend, bis die alten Bogen von irischer Eiche widerhallten, sprach er: „Dessenhalben ist es mit aller Zuversicht von den Gemeinen Großbritanniens angeordnet worden, daß ich Warren Hastings hoher Verbrechen und Misverhaltens anklage. Ich klage ihn an im Namen des Hauses der Gemeinen vom Parlament, dessen Vertrauen er verrathen hat. Ich klage ihn an im Namen der englischen Nation, deren alte Ehre er befleckt hat. Ich klage ihn an im Namen des Volks von Indien, dessen Rechte er mit Füßen getreten, und dessen Land er in eine Wüste verwandelt hat. Letztlich, im Namen der menschlichen Natur selbst, im Namen beider Geschlechter, im Namen jedes Alters, im Namen jedes Standes, klage ich den gemeinsamen Feind und Unterdrücker Aller an!“

Als das tiefe Gemurmel der verschiedenartigen Bewegungen sich gelegt hatte, erhob sich Mr. Fox, um sich an die Lords in Betreff des zu befolgenden Proceßganges zu wenden. Der Wunsch der Ankläger war, daß der Gerichtshof die Untersuchung des ersten Klagpunktes zu einem Abschluß bringen möchte, bevor der zweite eröffnet würde. Der Wunsch des Hastings und seiner Rechtsbeistände war, daß die Klagleiter alle Klagpunkte eröffnen und allen Beweis für die Klage vorführen sollten, bevor die Vertheidigung beginne. Die Lords kehrten zu ihrem eigenen Hause zurück, um die Frage zu erwägen. Der Kanzler erklärte

sich für Hastings. Lord Loughborough, der jetzt zur Opposition gehörte, unterstützte das Verlangen der Klagleiter. Die Abstimmung zeigte, nach welcher Seite die Stimmung des Tribunals sich neigte. Eine Mehrheit von beinahe 3 gegen 1 entschied zu Gunsten des Verfahrens, für welches Hastings stritt.

Als der Gerichtshof wieder saß, eröffnete Mr. Fox, unter Beistand des Mr. Grey, die Beschwerde in Betreff Cheyte Sing's, und es wurden mehrere Tage mit Verlesen von Papieren und Anhören von Zeugen verbracht. Der nächste Artikel war der auf die Prinzessinnen von Oude bezügliche. Die Leitung dieses Theiles des Falles war Sheridan anvertraut worden. Die Begierde des Publicums, ihn zu hören, war grenzenlos. Sein funkensprühender und höchst vollendeter Vortrag dauerte zwei Tage, aber der Saal war die ganze Zeit über zum Ersticken gedrängt. Es hieß, daß für ein einziges Billet 50 Guineen bezahlt worden seien. Als Sheridan schloß, wußte er mit einer Kenntniß des Bühneneffects, um die ihn sein Vater beneidet haben möchte, wie erschöpft in die Arme Burke's zurückzusinken, der ihn mit der Energie hochherziger Bewunderung umarmte.

Der Juni war jetzt weit vorgerückt. Die Session konnte nicht viel länger dauern, und der Vorschritt, der in der Anklage gemacht worden, war nicht sehr befriedigend. Es waren 20 Klagpunkte. Nur bei zweien davon war auch nur die Seite der Kläger über den Fall gehört worden, und es war jetzt ein Jahr, seit Hastings zur Bürgschaftsstellung gelassen wurde.

Das Interesse, welches das Publicum an dem Prozesse nahm, war groß, als der Gerichtshof seine Sitzungen begann, und erreichte seine Höhe, als Sheridan über den die Begums betreffenden Klagpunkt sprach. Von dieser Zeit an nahm die Erregung rasch ab. Das Schauspiel hatte den Reiz der Neuheit

verloren. Die großen Entfaltungen der Rednerkunst waren vorbei. Was noch zurückblieb, war nicht von der Art, daß es Gelehrte des Morgens von ihren Büchern hätte weglocken, oder Damen, die die Maskerade um 2 Uhr verlassen, hätte versuchen können, vor 8 Uhr aus dem Bett zu sein. Es waren noch Verhöre und Gegenverhöre vorzunehmen. Es waren noch Rechnungen festzustellen. Es waren noch Papiere vorzulesen, angefüllt mit für englische Ohren unverständlichen Worten, mit Laks und Croces, Zemindars und Aumils, Sunnuds und Perwannahs, Jaghires und Nuzzurs. Es hatten noch Zänkereien, nicht immer mit dem besten Geschmack oder der besten Laune geführt, zwischen den Leitern der Anklage und den Vertheidigungssachwaltern, namentlich zwischen Mr. Burke und Mr. Law stattzufinden. Es blieb noch das endlose Hin- und Hergehen der Peers zwischen ihrem Hause und der Gerichtshalle; denn so oft ein Rechtspunkt zu verhandeln war, zogen sich Ihre Lordschaften zurück, um ihn für sich zu verhandeln, und die Folge war, daß, wie ein Peer witzig sagte, die Richter gingen und der Prozeß stillstand.

Man muß hinzufügen, daß im Frühjahr 1788, wo der Prozeß begann, keine wichtige Frage, sei es der inneren oder der auswärtigen Politik, die öffentliche Stimmung bewegte. Natürlich zog daher der Prozeß in der Westminsterhalle die meiste Aufmerksamkeit des Parlaments und des Publicums auf sich. Es war das einzige große Ereigniß jener Saison. Im folgenden Jahre aber zogen die Krankheit des Königs, die Debatten über die Regentschaft, die Erwartung eines Ministerwechsels die Aufmerksamkeit des Publicums gänzlich von indischen Angelegenheiten ab, und binnen 14 Tagen, nachdem Georg III. in St. Paul für seine Genesung Dank gesagt, kamen die Generalstaaten von Frankreich zu Versailles zusammen. Inmitten der

durch diese Ereignisse erzeugten Aufregung wurde die Anklage eine Zeit lang fast vergessen.

Der Prozeß in der Halle nahm einen matten Fortgang. In der Session von 1788, wo der Prozeß das Interesse der Neuheit hatte, und wo den Peers wenig andere Geschäfte vorlagen, wurden der Anklage nur 35 Tage gewidmet. 1789 beschäftigte die Regentschaftsbill das Oberhaus, bis die Session weit vorgerückt war. Als der König genas, begannen die richterlichen Umreisen. Die Richter verließen die Stadt, die Lords warteten auf die Rückkehr der Orakel der Jurisprudenz, und die Folge war, daß während des ganzen Jahres dem Hastingsfalle nur 17 Tage gewidmet wurden. Es war klar, daß die Sache in eine in den Jahrbüchern des Strafrechts beispiellose Länge hinausgezogen werden würde.

In der That, es ist unmöglich, zu läugnen, daß die Staatsanklage, wiewohl sie eine schöne Ceremonie ist, und wiewohl sie im 17. Jahrhunderte ihren Nutzen gehabt haben mag, doch kein Verfahren ist, von welchem jetzt viel Gutes erwartet werden kann. Welches Vertrauen man auch bei einer Berufung, die aus einem gewöhnlichen Prozesse entsteht, auf die Entscheidungen der Peers setzen mag, es ist gewiß, daß Niemand das geringste Vertrauen zu ihrer Unparteilichkeit hat, wenn ein großer öffentlicher Beamte, eines großen Staatsverbrechens beschuldigt, vor ihre Schranke gebracht wird. Sie sind alle Politiker. Es giebt kaum Einen unter ihnen, dessen Abstimmung über eine Staatsanklage nicht zuversichtlich vorausgesagt werden mag, bevor ein Zeuge vernommen worden ist, und selbst wenn es möglich wäre, sich auf ihre Gerechtigkeit zu verlassen, würden sie doch immer noch ganz ungeeignet sein, eine solche Sache zu untersuchen, wie die des Hastings. Sie sitzen nur die Hälfte des Jahres. Sie haben viel gesetzgeberische und viel gerichtliche

Geschäfte abzumachen. Die juristischen Lords, deren Rath erforderlich ist, um die unkundige Mehrheit zu leiten, sind täglich mit Handhabung der Rechtspflege anderwärts beschäftigt. Es ist daher unmöglich, daß das Oberhaus während einer Geschäftssession einer Staatsanklage mehr als einige wenige Monate widmen könnte. Zu erwarten, daß Ihre Herrlichkeiten die Rebhühnerjagd aufgeben sollten, um den größten Verbrecher zu schnellem Urtheil zu bringen, oder die verklagte Unschuld durch schnelle Freisprechung zu erlösen, würde in der That unbillig sein. Ein wohl eingerichtetes Tribunal, welches regelmäßig sechs Tage die Woche und neun Stunden den Tag gesessen hätte, würde Hastings' Prozeß in weniger als drei Monaten zu einem Schlusse gebracht haben. Die Lords hatten ihr Werk in sieben Jahren noch nicht beendigt.

Das Ergebniß hörte auf, zweifelhaft zu sein, seit die Lords beschlossen, sich von den Beweisregeln leiten zu lassen, welche in den unteren Gerichtshöfen des Reiches angenommen sind. Es ist wohlbekannt, daß diese Regeln viele Anzeichen ausschließen, welche ganz hinreichend sein würden, das Verfahren jedes vernünftigen Menschen in den wichtigsten Verhandlungen des Privatlebens zu bestimmen. Diese Regeln retten bei jeder Assise Angeklagte zu Zwanzigen, von denen Richter, Geschworene und Zuschauer fest glauben, daß sie schuldig sind. Wenn aber diese Regeln auf vor vielen Jahren, in einer Entfernung vieler tausend Meilen begangene Vergehen mit Strenge angewendet werden, so ist natürlich an Ueberführung nicht zu denken. Wir tadeln den Angeklagten und seine Rechtsbeistände nicht, daß sie jeden gesetzlichen Vortheil benutzten, um eine Freisprechung zu erlangen. Aber es ist klar, daß es sich auf eine so erlangte Freisprechung nicht an der Schranke des Gerichts der Geschichte berufen läßt.

Hastings' Freunde machten mehrere Versuche, dem Prozesse Einhalt zu thun. 1789 beantragten sie ein Misbilligungsvotum gegen Burke wegen einiger heftigen Aeußerungen, die er in Betreff des Todes des Nuncomar und der Verbindung zwischen Hastings und Impey gebraucht hatte. Burke war damals sowohl im Hause, als im Lande im höchsten Grade unpopulär. Die Bitterkeit und Ungebührlichkeit einiger Ausdrücke, deren er sich bei den Debatten über die Regentschaft bedient hatte, hatten selbst seine wärmsten Freunde verletzt. Das Misbilligungsvotum wurde durchgebracht, und seine Beantrager hofften, die Klagleiter würden aus Verdruß zurücktreten. Burke war tief verletzt. Aber sein Eifer für das, was er für die Sache der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit ansah, triumphirte über seine persönlichen Stimmungen. Er nahm den Tadel des Hauses mit Würde und Gelassenheit auf und erklärte, daß keine persönliche Kränkung oder Demüthigung ihn bestimmen solle, von der geheiligten Pflicht abzulassen, die er auf sich genommen.

Im folgenden Jahre wurde das Parlament aufgelöst, und Hastings' Freunde hegten eine Hoffnung, daß das neue Haus der Gemeinen nicht geneigt sein möchte, mit der Anklage fortzufahren. Sie begannen mit der Behauptung, das ganze Verfahren sei durch die Auflösung beendigt. Bei diesem Punkte geschlagen, machten sie einen directen Antrag, daß man die Anklage fallen lassen solle, wurden aber durch die vereinigten Kräfte der Regierung und der Opposition besiegt. Doch wurde der Beschleunigung halber beschlossen, daß ein großer Theil der Artikel zurückgezogen werden solle. In der That, wenn nicht eine derartige Maßregel ergriffen worden wäre, so würde der Prozeß gedauert haben, bis der Beklagte in seinem Grabe war.

Endlich im Frühjahr 1795, fast acht Jahre, nachdem Hastings durch den Sergeant-at-arms der Gemeinen vor die Schranke

der Lords gebracht worden, wurde die Entscheidung gefällt. Am letzten Tage dieses großen Gerichtsverfahrens schien die so lange ausgesetzte Neugier des Publicums wieder aufgelebt. Gespannte Ungewißheit in Betreff des Urtheils konnte nicht stattfinden; denn es hatte sich vollkommen herausgestellt, daß es eine große Mehrheit für den Beklagten gebe. Nichtsdestoweniger wünschten Viele das Schaugepränge zu sehen, und die Halle war so gedrängt, wie am ersten Tage. Deren aber, die, nachdem sie am ersten Tage anwesend gewesen waren, jetzt bei den Vornahmen des letzten eine Rolle spielten, waren Wenige, und die meisten unter diesen Wenigen waren geänderte Menschen.

Wie Hastings selbst sagte, die Anklage hatte vor der einen Generation stattgefunden, und das Urtheil wurde vor einer anderen gesprochen. Der Zuschauer konnte nicht auf den Wollsack, oder auf die rothen Bänke der Peers, oder auf die grünen Bänke der Gemeinen blicken, ohne irgend etwas zu sehen, was ihn an die Unbeständigkeit aller menschlichen Dinge, an die Unbeständigkeit von Macht und Ruhm und Leben, an die beklagenswerthere Unbeständigkeit der Freundschaft erinnerte. Das große Siegel wurde vor Lord Loughborough hergetragen, der beim Beginn des Prozesses ein heftiger Gegner der Verwaltung des Mr. Pitt, und der jetzt ein Mitglied dieser Verwaltung war, während Thurlow, der in der ersten Sitzung des Gerichtshofes den Vorsitz geführt, von allen seinen alten Genossen getrennt, grollend unter den jüngeren Baronen saß. Von ungefähr 160 Edlen, die in dem Zuge des ersten Tages einhergeschritten, waren 60 in ihre Familiengrüfte gelegt worden. Noch ergreifender muß der Anblick der Loge der Klagleiter gewesen sein. Was war aus jener schönen, durch öffentliche und private Bande so innig an einander geknüpften, von jedem Talent und Vorzug so glänzenden Genossenschaft geworden? Sie war durch Uebel zer-

streut worden, bitterer, als die Bitterkeit des Todes. Die großen Führer waren noch am Leben und noch in der vollen Kraft ihres Genius. Aber ihre Freundschaft war zu Ende. Sie war heftig und öffentlich aufgelöst worden, unter Thränen und stürmischen Vorwürfen. Wenn diese einst einander so theuren Männer jetzt genöthigt waren, sich zum Zwecke der Klagleitung zu treffen, so trafen sie sich als Fremde, welche öffentliches Geschäft zusammengeführt, und verhielten sich zu einander mit kalter und zurückhaltender Höflichkeit. Burke hatte Windham in seinen Strudel mit fortgerissen. Dem Fox waren Sheridan und Grey gefolgt.

Nur 29 Peers stimmten. Von diesen fanden nur 6 Hastings bei den den Cheyte Sing und die Begums betreffenden Klagpunkten schuldig. Bei anderen Klagpunkten war die Mehrheit zu seinen Gunsten noch größer. Bei einigen wurde er einstimmig losgesprochen. Er wurde darauf an die Schranke gerufen, erfuhr von dem Wollsacke aus, daß die Lords ihn freigesprochen, und wurde feierlich für schuldlos erklärt. Er verbeugte sich achtungsvoll und entfernte sich.

Wir haben gesagt, daß die Entscheidung vollständig erwartet worden sei. Sie wurde auch allgemein gebilligt. Bei dem Beginn des Prozesses hatte eine starke und in der That unverständige Stimmung gegen Hastings bestanden. Bei dem Schlusse des Prozesses bestand eine ebenso starke und ebenso unverständige Stimmung zu seinen Gunsten. Eine Ursache des Wechsels war, ohne Zweifel, was man gewöhnlich den Wankelmuth der Menge nennt, was uns aber nur das allgemeine Gesetz der menschlichen Natur zu sein scheint. Sowohl bei Individuen, als bei Massen folgt heftiger Aufregung allemal Nachlaß und oftmals Reaction. Wir sind Alle geneigt, herabzusetzen, was wir überschätzt haben, und auf der anderen Seite ungebührliche

Nachsicht zu beweisen, wo wir ungebührliche Strenge bewiesen hatten. So war es in Hastings' Falle. Ueberdem machte ihn die Länge seines Prozesses zu einem Gegenstande des Mitleids. Man meinte, und nicht ohne Grund, selbst wenn er schuldig sei, sei er immer ein übelbehandelter Mann, und ein Anklagestand von acht Jahren sei eine mehr als hinlängliche Bestrafung. Man fühlte auch, daß, wenn auch in dem gewöhnlichen Gange des Strafverfahrens einem Beklagten nicht verstattet wird, seine guten Handlungen seinen Verbrechen entgegenzusetzen, doch eine große politische Sache nach anderen Principien behandelt werden sollte, und daß ein Mann, welcher 13 Jahre lang ein Reich regiert hatte, einige sehr tadelnswerthe Dinge begangen haben und doch im Ganzen eher Belohnungen und Ehren, als Geldbuße und Haft verdienen mochte. Die Presse, ein von den Klagführern vernachlässigtes Werkzeug, wurde von Hastings und seinen Freunden mit großem Erfolg benutzt. Jedes Schiff zudem, was von Madras oder Bengalen eintraf, brachte eine Kajüte voll seiner Bewunderer. Jeder Gentleman aus Indien sprach von dem vorigen Generalgouverneur als von Einem, welcher Besseres verdient habe und schlechter behandelt worden sei, als irgend ein Lebender. Der Eindruck dieses von allen Personen, die den Osten kannten, einstimmig abgelegten Zeugnisses war natürlich sehr groß. Abgegangene Mitglieder des indischen Dienstes, vom Civil- und Militärfache, waren in allen Ecken des Königreichs angesiedelt. Jeder von ihnen galt natürlich in seinem eigenen kleinen Kreise für ein Orakel bei einer indischen Frage, und sie waren, mit kaum einer Ausnahme, die eifrigen Advocaten des Hastings. Es muß hinzugefügt werden, daß die zahlreichen Adressen an den früheren Generalgouverneur, welche seine Freunde von den Eingeborenen erlangten und nach England schickten, einen bedeutenden Eindruck machten. Auf diese

Adressen legen wir wenig oder kein Gewicht. Daß Hastings bei dem Volke, das er regierte, beliebt war, ist wahr; aber die Lobreden von Pundits, Zemindars, mahomedanischen Doctoren beweisen nicht, daß es wahr ist. Denn ein englischer Einnehmer oder Richter würde es leicht gefunden haben, jeden Eingeborenen, der schreiben konnte, zur Unterzeichnung eines Panegyrikus auf den verhaßtesten Herrscher, der jemals in Indien gewesen, zu bestimmen. Es ward gesagt, daß die Eingeborenen zu Benares, gerade dem Platze, wo die im ersten Klageartikel hervorgehobenen Acte begangen worden, dem Hastings einen Tempel errichtet hätten, und diese Geschichte machte eine starke Sensation in England. Burke's Bemerkungen über die Apotheose waren bewundernswürdig. Er sehe keinen Grund, sagte er, über den Vorgang zu erstaunen, der als so auffällig dargestellt worden sei. Er wisse etwas von der Mythologie der Braminen. Er wisse, wie sie einige Götter aus Liebe anbeteten, so beteten sie andere aus Furcht an. Er wisse, daß sie nicht blos den wohlthätigen Gottheiten des Lichts und Ueberflusses, sondern auch den bösen Feinden, welche den Pocken und dem Morde vorständen, Schreine errichteten. Auch bestreite er den Anspruch des Mr. Hastings, in ein solches Pantheon aufgenommen zu werden, ganz und gar nicht. Diese Erwiederung ist uns immer als eine der schönsten erschienen, welche jemals im Parlamente vorgekommen. Es ist ein ernstes und kräftiges Argument, mit dem höchsten Glanze des Witzes und der Phantasie geschmückt.

Hastings war jedoch gerettet. Aber in allen Stücken, außer in seinem Rufe, würde er weit besser daran gewesen sein, wenn er, sowie er angeklagt worden, sich sogleich für schuldig erklärt und eine Buße von 50,000 Pfund bezahlt hätte. Er war ein ruinirter Mann. Die gesetzlichen Kosten seiner Ver-

theidigung waren enorm gewesen. Die Kosten, welche nicht in der Rechnung seines Sachwalters standen, waren vielleicht noch größer gewesen. Große Summen waren dem Major Scott gezahlt worden. Große Summen waren zu Bestechung von Journalen, Belohnung von Pamphletschreibern und Verbreitung von Flugschriften ausgegeben worden. Schon 1790 erklärte Burke in dem Hause der Gemeinen, daß 20,000 Pfund auf Bestechung der Presse gewendet worden seien. Es ist gewiß, daß keine Waffe der Polemik, von der ernstesten Erörterung an bis zu der gröbsten Possenreißerei, unbenutzt gelassen wurde. Logan vertheidigte den angeklagten Gouverneur mit großer Geschicklichkeit in Prosa. Für die Liebhaber von Versen wurden die Reden der Klagleiter in Simpkin's Briefen parodirt. Wir fürchten, es ist nicht zu bestreiten, daß Hastings sich so tief erniedrigte, um den Beistand jenes boshaften und schmutzigen Affen Johann Williams zu werben, der sich Anton Pasquin nannte. Es war nothwendig, solchen Alliirten reichliche Subsidien zu geben. Die Privatschätze der Mrs. Hastings waren verschwunden. Es hieß, der Banquier, dem sie anvertraut worden, habe fallirt. Dennoch würde Hastings, wenn er strenge Oekonomie beobachtet hätte, nach all seinen Verlusten, ein mäßiges Auskommen gehabt haben; aber bei der Leitung seiner Privatangelegenheiten war er unklug. Es war immer der theuerste Wunsch seines Herzens gewesen, Daylesford zurückzuerlangen. Endlich, gerade in dem Jahre, wo sein Prozeß begann, ging der Wunsch in Erfüllung, und die vor mehr als 70 Jahren veräußerte Besitzung kehrte zu dem Abkömmling ihrer alten Herren zurück. Aber der Edelhof war eine Ruine, und die Ländereien um denselben waren seit vielen Jahren gänzlich vernachlässigt worden. Hastings fing an, zu bauen, zu pflanzen, einen Wasserfall anzulegen, eine Grotte auszuhöhlen, und bevor er von der Schranke des

Hauses der Lords entlassen wurde, hatte er mehr als 40,000 Pfund auf Ausschmückung seines Sitzes gewendet.

Die Directoren sowohl, als die Eigenthümer der Ostindischen Compagnie fühlten insgesammt, daß er große Ansprüche an sie habe, daß die Dienste, die er ihnen geleistet, ausgezeichnet, und daß seine Misgeschicke die Wirkung seines Eifers für ihr Interesse gewesen seien. Seine Freunde in der Leadenhallstraße schlugen vor, ihn für die Kosten seines Prozesses zu entschädigen und ihm eine Leibrente von 5000 Pfund jährlich auszusetzen. Aber die Einwilligung des Controlhofes war erforderlich, und an der Spitze des Controlhofes stand Mr. Dundas, der selbst ein Theilhaber an der Anklage gewesen, der deshalb von Hastings' Anhängern mit großer Bitterkeit geschmäht worden, und der daher in keiner sehr willfährigen Stimmung war. Er weigerte sich, in den Vorschlag der Directoren zu willigen. Die Directoren machten Gegenvorstellungen. Es folgte ein langes Gestreite. In der Zwischenzeit gerieth Hastings in solche Bedrängniß, daß er kaum seine Wochenrechnungen bezahlen konnte. Endlich ward ein Vergleich geschlossen. Es wurde Hastings eine Leibrente von 4000 Pfund des Jahres ausgesetzt, und um ihn in Stand zu setzen, drängenden Forderungen zu begegnen, sollte er die Leibrente auf zehn Jahre im Voraus erhalten. Die Compagnie erhielt auch Erlaubniß, ihm 50,000 Pfund zu leihen, welche ohne Zinsen terminweise zurückgezahlt werden sollten. Diese Beihilfe, wiewohl in der verkehrtesten Weise geleistet, war hinreichend, den abgegangenen Gouverneur in den Stand zu setzen, behaglich und selbst in Ueberfluß zu leben, wenn er ein guter Wirth gewesen wäre. Aber er war sorglos und verschwenderisch und war mehr als einmal genöthigt, sich an die Compagnie um Beistand zu wenden, der in liberaler Weise gewährt wurde.

Er hatte Sicherheit und Ueberfluß, aber nicht die Macht und den Rang, die er bei seiner Landung aus Indien zu erwarten Grund hatte. Er hatte damals nach einer Adelskrone, einem rothen Bande, einem Platz am Geheimerathstische, einem Amte in Whitehall aufgesehen. Er war damals erst 52 und konnte auf viele Jahre körperlicher und geistiger Kraft hoffen. Die Sache stand ganz anders, als er die Schranke der Lords verließ. Er war jetzt ein zu alter Mann, um seinen Geist auf eine neue Gattung von Studien und Pflichten zu richten. Er hatte keine Aussicht, irgend ein Zeichen der königlichen Gunst zu erhalten, solange Mr. Pitt am Ruder blieb, und als Mr. Pitt abging, näherte Hastings sich seinem 70. Jahre.

Einmal und nur einmal nach seiner Freisprechung mischte er sich in Staatshändel. Im Jahre 1804 bemühte er sich eifrig, Mr. Addington, gegen welchen Fox und Pitt sich verbunden hatten, abzuhalten, das Schatzamt aufzugeben. Es ist schwer zu glauben, daß ein so gescheidter und energischer Mann, wie Hastings, geglaubt haben könne, daß, wie Bonaparte mit einer großen Armee bei Boulogne war, die Vertheidigung unsrer Insel mit Sicherheit einem Ministerium anzuvertrauen gewesen wäre, welches nicht eine einzige Person enthielt, die auch Schmeichelei als einen großen Staatsmann hätte schildern können. Es ist gleichfalls gewiß, daß bei der wichtigen Frage, welche den Mr. Addington an's Ruder gehoben, und bei welcher er sowohl von Fox, als von Pitt abwich, Hastings, wie zu erwarten war, mit Fox und Pitt übereinstimmte und Addington entschieden entgegengesetzt war. Religiöse Unduldsamkeit war niemals das Laster des indischen Dienstes gewesen und war sicherlich Hastings' Laster nicht. Aber Mr. Addington hatte ihn mit sichtbarer Gunst behandelt. Fox war ein Hauptleiter der Anklage gewesen. Pitt war es zuzuschreiben, daß es eine Anklage gegeben hatte, und

wir fürchten, daß sich Hastings bei dieser Gelegenheit mehr von Privatrücksichten, als von einer Sorge für das öffentliche Interesse leiten ließ.

Die letzten 24 Jahre seines Lebens brachte er hauptsächlich zu Daylesford zu. Er unterhielt sich mit Verschönerung seiner Ländereien, Reiten schöner arabischer Pferde, Mästen von Preißvieh und Versuchen, indische Thiere und Pflanzen in England zu ziehen. Er ließ Samen eines sehr schönen Flaschenbaumes aus dem Garten der Villa unter den grünen Baumhecken von Allipore kommen, welche einst die Seine gewesen war. Er versuchte auch, in Worcestershire die köstliche Zwillingspflaume*) heimisch zu machen, fast die einzige bengalesische Frucht, die es verdient, selbst inmitten des Ueberflusses von Coventgarden vermißt zu werden. Die Mogulkaiser hatten in der Zeit ihrer Größe vergeblich versucht, die Ziege des tibetanischen Tafellandes in Hindostan einzuführen, deren Flaum die Webstühle von Kashmir mit dem Stoffe der feinsten Shawls versorgt. Hastings versuchte, mit nicht besserem Glück, zu Daylesford eine Zucht davon aufzubringen; auch scheint es ihm mit den Rindern von Butan nicht besser gelungen zu sein, deren Schwänze als die besten Wedel zum Wegscheuchen der Moskitos höchlich geschätzt werden.

Literatur theilte seine Aufmerksamkeit mit seinen Gewächshäusern und seiner Menagerie. Er war jederzeit ein Freund von Büchern gewesen, und jetzt waren sie ihm nothwendig. Wiewohl kein Dichter in irgend einem hohen Sinne des Wortes, schrieb er doch nette und geglättete Verse mit großer Leichtigkeit,

---

*) Nephelium Litchi; ein in ganz Indien seiner einem Taubenei an Größe gleichenden, sehr wohlschmeckenden Früchte halber angepflanzter Baum. B.

und liebte es, dieses Talent zu üben. In der That, wenn wir gerade heraus sprechen sollen, er scheint mehr von einem Trissotin gehabt zu haben, als nach den Kräften seines Geistes und nach der großen Rolle, die er im Leben gespielt, zu erwarten gewesen wäre. Wir werden in diesen Memoiren versichert, daß das Erste, was er am Morgen that, die Fertigung einer Abschrift von Versen war. Wenn die Familie und die Gäste sich versammelten, so kam das Gedicht so regelmäßig zum Vorschein, wie die Eier und Semmeln, und Mr. Gleig verlangt, daß wir glauben sollen, wenn Hastings wegen irgend eines Zufalles ohne eine seiner reizenden Leistungen in der Hand gekommen sei, so sei die Unterlassung von Allen als eine verdrießliche Vereitelung einer Hoffnung empfunden worden. Der Geschmack ist sehr verschieden. Was uns selbst betrifft, so müssen wir sagen, wie gut auch die Frühstücke zu Daylesford gewesen sein mögen — und wir sind versichert, daß der Thee den aromatischsten Wohlgeschmack besaß, und daß weder Zunge, noch Wildpretspastete fehlte — wir würden die Rechnung doch hoch gefunden haben, wenn wir genöthigt gewesen wären, unser Mahl dadurch zu verdienen, daß wir jeden Tag ein neues, von unserm Wirth gefertigtes Madrigal oder Sonnet angehört hätten. Wir freuen uns jedoch, daß Mr. Gleig diesen kleinen Charakterzug aufbewahrt hat, obschon wir ihn keinesweges für eine Schönheit halten. Es ist gut, oftmals an die Inconsequenz der menschlichen Natur erinnert zu werden und zu lernen, ohne Verwunderung und Widerwillen auf die Schwächen zu blicken, die sich bei den stärksten Geistern finden. Dionysius in alten Zeiten, Friedrich im letzten Jahrhunderte, vereinigten mit der der Leitung der größten Angelegenheiten gewachsenen Fähigkeit und Kraft all die kleinen Eitelkeiten und Affectationen von Provinzialblaustrümpfen. Diese großen Beispiele mögen die Bewunderer des Hastings für den

Kummer trösten, ihn auf eine Linie mit den Hayley's und Seward's herabgebracht zu sehen.

Wie Hastings viele Jahre in Zurückgezogenheit zugebracht und das gewöhnliche Alter der Menschen überlebt hatte, wurde er auf kurze Zeit wieder ein Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit. Im Jahre 1813 wurde der Freibrief der Ostindischen Compagnie erneuert, und es fand viel Verhandlung über indische Angelegenheiten im Parlamente statt. Es wurde beschlossen, an der Schranke der Gemeinen Zeugen zu befragen, und Hastings erhielt Befehl, zu erscheinen. Er war schon einmal vorher an dieser Schranke erschienen. Es war, als er seine Antwort auf die Beschuldigungen verlas, welche Burke auf die Tafel gelegt hatte. Seit dieser Zeit waren 27 Jahre verflossen; die öffentliche Meinung hatte einen vollständigen Wechsel erfahren; die Nation hatte jetzt seine Fehler vergessen und gedachte nur seiner Dienste. Das Wiedererscheinen zudem eines Mannes, der zu den Ausgezeichnetsten einer vergangenen Generation gehört hatte, der jetzt der Geschichte anheimgefallen war, und der von den Todten erstanden zu sein schien, konnte nicht verfehlen, einen feierlichen und rührenden Eindruck zu machen. Die Gemeinen empfingen ihn mit Beifallrufen, ließen einen Sessel für ihn bringen, und als er sich entfernte, standen sie auf und entblößten ihr Haupt. Es gab allerdings einige Wenige, welche nicht mit der allgemeinen Stimmung sympathisirten. Einer oder zweie von den Leitern der Anklage waren zugegen. Sie saßen auf denselben Plätzen, die sie eingenommen hatten, als ihnen für die in der Westminsterhalle geleisteten Dienste gedankt worden war; denn, nach dem Höflichkeitsgebrauche des Hauses, wird von einem Mitgliede, dem auf seinem Platze gedankt worden, angenommen, daß es ein Recht habe, diesen Platz für immer zu behaupten. Diese Herren waren nicht geneigt, zuzugeben, daß

sie mehrere der besten Jahre ihres Lebens auf Verfolgung eines schuldlosen Mannes verwendet hätten. Sie blieben daher sitzen und zogen ihre Hüte über die Brauen herunter; aber die Ausnahmen machten den vorherrschenden Enthusiasmus nur bemerkbarer. Die Lords empfingen den alten Mann mit ähnlichen Achtungsbeweisen. Die Universität Oxford verlieh ihm den juristischen Doctorgrad, und in dem Sheldonischen Theater bewillkommneten ihn die Untergraduirten mit stürmischen Beifallsbezeigungen.

Diesen Zeichen öffentlicher Achtung folgten bald Zeichen königlicher Gunst. Hastings wurde in den Geheimen Rath eingeschworen und erhielt eine lange Privataudienz bei dem Prinz Regenten, der ihn sehr gnädig behandelte. Als der Kaiser von Rußland und der König von Preußen England besuchten, erschien Hastings in ihrem Gefolge, sowohl zu Oxford, als in der Guildhall von London, und wurde, wenn auch von einem Gedränge von Fürsten und großen Kriegshelden umgeben, überall von dem Publicum mit Zeichen der Achtung und Bewunderung empfangen. Er wurde durch den Prinz Regenten sowohl Alexander, als Friedrich Wilhelm vorgestellt, und Se. Königliche Hoheit ging so weit, öffentlich zu erklären, daß dem Manne, der die britischen Gebiete in Asien gerettet, weit höhere Ehren, als ein Sitz im Geheimen Rathe, gebührten und bald zu Theil werden würden. Hastings erwartete jetzt zuversichtlich eine Peerschaft, ward aber, aus irgend einem unerklärten Grunde, wieder getäuscht.

Er lebte noch ungefähr vier Jahre, in dem Genusse guten Muthes, in keinerlei schmerzlichen oder herabsetzenden Weise geschwächter Fähigkeiten und einer Gesundheit, dergleichen sich die zu solchem Alter Gelangten selten erfreuen. Endlich, am 22. August 1818, im 86. Jahre seines Alters, begegnete er

dem Tode mit derselben ruhigen und würdigen Festigkeit, die er allen Prüfungen seines wechselnden und ereignißvollen Lebens entgegengesetzt hatte.

Mit allen seinen Fehlern — und sie waren weder wenig, noch klein — war doch nur eine Begräbnißstätte würdig, seine Reste zu enthalten. In jenem Tempel des Schweigens und der Versöhnung, wo die Feindschaften von zwanzig Generationen begraben liegen, in der großen Abtei, welche durch viele Jahrhunderte Denen einen stillen Ruheplatz geboten hat, deren Gemüth und Körper durch die Kämpfe der großen Halle gebrochen worden, hätte der Staub des berühmten Angeklagten mit dem Staube der berühmten Ankläger gemischt werden sollen. Das sollte nicht geschehen. Doch war der Platz der Bestattung nicht schlecht gewählt. Hinter dem Altarplatz der Pfarrkirche von Daylesford, in Erde, welche bereits die Gebeine vieler Häupter des Hauses Hastings umfaßte, wurde der Sarg des größten Mannes versenkt, der jemals diesen alten und weitverbreiteten Namen getragen. Auf derselben Stelle wahrscheinlich hatte, 80 Jahre vorher, der kleine Warren, dürftig gekleidet und spärlich beköstigt, mit den Kindern von Ackersleuten gespielt. Selbst damals hatte sein junger Geist sich mit Plänen getragen, die romanhaft genannt werden mochten. Und doch, wie romanhaft sie sein mochten, schwerlich waren sie seltsamer, als die Wahrheit. Der arme Verwaiste hatte nicht blos das gesunkene Glück seines Hauses hergestellt. Er hatte nicht blos die alten Ländereien zurückgekauft und den alten Wohnsitz wieder aufgebaut. Er hatte ein Reich erhalten und erweitert. Er hatte ein Staatswesen gegründet. Er hatte Regierung und Krieg mit mehr als Richelieu's Befähigung geleitet. Er war der Patron der Wissenschaft mit der einsichtsvollen Liberalität des Kosmus gewesen. Er war von der furchtbarsten Verbindung von Feinden, welche

jemals das Verderben eines einzelnen Opfers gesucht, angegriffen worden, und über diese Verbindung hatte er, nach einem zehnjährigen Kampfe, triumphirt. Er war endlich im höchsten Alter nach so vielen Wirren in Frieden, nach so vieler Schmähung in Ehre in sein Grab gestiegen.

Die auf seinen Charakter ohne Gunst oder Uebelwollen blicken, werden erklären, daß er in Betreff der zwei großen Grundbestandtheile aller socialen Tugend, der Achtung für die Rechte Anderer und der Sympathie für die Leiden Anderer, Mängel hatte. Seine Grundsätze waren etwas lax. Sein Herz war etwas hart. Aber während wir ihn nicht mit Wahrheit als einen biederen, oder als einen gnadenvollen Regenten schildern können, können wir nicht ohne Bewunderung den Umfang und die Fruchtbarkeit seines Geistes, seine seltenen Talente für Befehl, für Verwaltung und für Polemik, seinen furchtlosen Muth, seine ehrenvolle Armuth, seinen glühenden Eifer für die Interessen des Staats, seinen edlen Gleichmuth betrachten, der durch beide Extreme des Glücks geprüft und durch keines jemals gestört worden.

# Addison.*)

Einige Kritiker sind der Meinung, daß eine Dame, die sich erkühnt, ein Buch zu veröffentlichen, durch diesen Act auf alle ihrem Geschlechte zustehenden Vorrechte verzichtet und keine Exemtion von der äußersten Strenge des kritischen Verfahrens beanspruchen kann. Wir sind darüber anderer Meinung. Wir geben zwar zu, daß es in einem Lande, welches sich vieler Schriftstellerinnen rühmt, die durch ihre Talente und Vorzüge ungemein geeignet sind, einen Einfluß auf die öffentliche Meinung zu üben, von den verderblichsten Folgen sein würde, wenn man ungenaue Geschichtserzählung oder ungesunde Philosophie, blos deshalb, weil die Sünde zufällig von einer Lady begangen worden, ungerügt durchgehen lassen wollte. Aber wir meinen, daß ein Kritiker bei solchen Gelegenheiten gutthun würde, den ehrenhaften Ritter nachzuahmen, der sich durch seine Pflicht genöthigt fand, gegen Bradamante die Schranken zu halten. Er vertheidigte, wie uns erzählt wird, die Sache, deren Kämpe er

*) Geschrieben im Juli 1843 auf Anlaß der Schrift: Das Leben Joseph Addison's. Von Lucie Aikin. London, 1842. 2 Bde. 8.

war, glücklich; aber bevor das Gefecht begann, vertauschte er Balisarde mit einem weniger tödtlichen Schwerte und stumpfte an demselben sorgfältig Spitze und Schneide ab.

Auch sind die Befreiungen des Geschlechtes nicht die einzigen Befreiungen, auf welche Miß Aikin gerechten Anspruch machen kann. Mehrere ihrer Werke und insbesondere die sehr anmuthigen Memoiren der Regierung Jakobs I. haben ihr volles Recht auf die von guten Schriftstellern genossenen Privilegien gegeben. Als eines dieser Privilegien erkennen wir, daß solche Schriftsteller, wenn ihnen, sei es wegen unglücklicher Wahl eines Sujets, oder in Folge der nur zu oft durch Erfolg erzeugten Lässigkeit, ein Mislingen begegnet, nicht der strengen Zucht, die man zuweilen gegen Dummköpfe und Betrüger gebrauchen muß, unterworfen, sondern blos durch eine sanfte Berührung, ähnlich jener, durch welche der laputanische Klopfer*) seinen träumenden Herrn erweckte, erinnert werden sollen, daß es hohe Zeit ist, zu wachen.

Unsere Leser werden wahrscheinlich aus dem von uns Gesagten den Schluß ziehen, daß das Buch der Miß Aikin unsere Erwartungen getäuscht hat. Die Wahrheit ist: sie kennt ihr Sujet nicht recht. Niemand, der nicht mit der politischen und literarischen Geschichte Englands während der Regierungen Wilhelms III., der Anna und Georgs I. vertraut ist, ist im Stande, eine gute Lebensbeschreibung Addison's zu liefern. Nun wollen wir der Miß Aikin keinen Vorwurf machen, und Viele werden meinen, daß wir ihr eine Artigkeit erweisen, wenn wir sagen, daß ihre Studien eine andere Richtung genommen haben. Sie ist mit Shakspeare und Raleigh besser bekannt, als mit Congreve und Prior, und ist unter den Steifkragen und Spitzbärten

---

*) In Gulliver's Reisen. B.

von Theobalds weit mehr zu Hause, als unter den Steenkirks und wallenden Perücken, welche den Theetisch der Königin Anna zu Hampton umgaben. Sie scheint über das Zeitalter der Elisabeth geschrieben zu haben, weil sie viel darüber gelesen hatte; sie scheint dagegen ein wenig über das Zeitalter des Addison gelesen zu haben, weil sie beschlossen hatte, darüber zu schreiben. Die Folge ist, daß sie Menschen und Dinge zu schildern gehabt hat, von denen sie weder eine richtige, noch eine lebensvolle Vorstellung hat, und daß sie oft in sehr ernsthafte Irrthümer gefallen ist. Der Ruf, den Miß Aikin mit Recht erlangt hat, steht so hoch, und der Reiz der Briefe des Addison ist so groß, daß eine zweite Ausgabe dieses Werkes wahrscheinlich nöthig werden dürfte. Wenn dies geschieht, so hoffen wir, daß jedes Satzstück revidirt, und daß jedes Datum und Factum, worüber der geringste Zweifel sein kann, sorgfältig festgestellt werden wird.

Addison selbst sind wir durch ein Gefühl verbunden, das der Zuneigung so nahekommt, als dies irgend ein Gefühl vermag, welches von Einem eingeflößt worden, der seit ein 120 Jahren in der Westminsterabtei schläft. Wir vertrauen jedoch, daß dieses Gefühl uns nicht zu jenem niedrigen Götzendienst verlocken wird, den wir oft an Anderen zu tadeln Gelegenheit hatten, und der selten verfehlt, sowohl den Götzendiener, als den Götzen lächerlich zu machen. Auch ein Mensch von Genie und Tugend ist nur ein Mensch. Alle seine Gaben können nicht gleichmäßig entwickelt sein; auch können wir nicht vollkommene Selbstkenntniß von ihm erwarten. Wir brauchen daher nicht Bedenken zu tragen, zuzugeben, daß Addison uns einige Schriften hinterlassen hat, welche sich nicht über die Mittelmäßigkeit erheben, einige Heldengedichte, welche denen des Parnell kaum gleichkommen, einiges Kritische, was so oberflächlich ist, wie das des Dr. Blair, und eine Tragödie, die nicht viel besser ist, als

die des Dr. Johnson. Es ist Lob genug, wenn man von einem Schriftsteller sagt, daß er in einem hohen Literaturzweige, in welchem sich viele ausgezeichnete Schriftsteller vorgethan haben, seines Gleichen nicht gehabt hat; und das kann mit strenger Gerechtigkeit von Addison gesagt werden.

Als Mensch mag er nicht die Anbetung verdient haben, die ihm von Denen zu Theil wurde, welche, bezaubert von seinem entzückenden Umgange und alle Behaglichkeiten des Lebens seiner großmüthigen und zartsinnigen Freundschaft verdankend, ihn nächtlich in seinem Lieblingstempel bei Button's verehrten. Aber nach vollständiger Untersuchung und unparteiischer Erwägung sind wir längst überzeugt gewesen, daß er so viele Liebe und Achtung verdiente, als irgend Jemand aus unserem gebrechlichen und irrenden Geschlechte mit Recht beanspruchen kann. Unstreitig können einige Flecken in seinem Charakter entdeckt werden; aber je sorgfältiger man ihn untersucht, desto mehr wird er, um die Redeweise der alten Anatomen zu gebrauchen, gesund in den edlen Theilen, frei von jedem Anstrich von Treulosigkeit, Feigheit, Grausamkeit, Undankbarkeit, Neid gefunden werden. Leicht kann man Menschen nennen, in denen irgend eine besondere gute Neigung mehr hervortrat, als bei Addison. Aber die richtige Harmonie der Eigenschaften, das genaue Maß zwischen den strengen und den humanen Tugenden, die gewohnheitsmäßige Beobachtung jedes Gesetzes, nicht blos der sittlichen Strenge, sondern auch der sittlichen Anmuth und Würde, zeichnen ihn vor allen Menschen aus, welche durch ebenso starke Versuchungen geprüft worden, und über deren Verfahren wir ebenso vollständige Nachricht besitzen.

Sein Vater war der Ehrwürdige Lancelot Addison, der, wenn auch durch seinen mehr gefeierten Sohn überstrahlt, einiges Ansehen in der Welt genoß und zwei Folioseiten in der

Biographia Britannica recht ehrenwerth einnimmt. Lancelot war zur Zeit der Republik, als ein armer Student, aus Westmoreland nach Oxford in das Queenscollegium geschickt worden, machte einige Vorschritte in den Studien, wurde, wie die Meisten seiner Mitstudenten, ein heftiger Royalist, machte Spottgedichte auf die Häupter der Universität und ward genöthigt, auf den Knieen um Verzeihung zu bitten. Nachdem er das Collegium verlassen hatte, verdiente er sich einen ganz bescheidenen Unterhalt durch Vorlesen der Liturgie der gefallenen Kirche vor den Familien jener trotzigen Squires, deren Edelhöfe über die Wildniß von Sussex verstreut waren. Nach der Restauration wurde seine Loyalität mit dem Posten als Kaplan bei der Garnison von Dünkirchen belohnt. Als Dünkirchen an Frankreich verkauft wurde, verlor er seine Anstellung. Doch Tanger war von Portugal, als ein Theil des Brautschatzes der Infantin Katharine, abgetreten worden, und nach Tanger wurde Lancelot Addison geschickt. Eine elendere Situation kann man sich kaum denken. Es war schwer zu sagen, ob die unglücklichen Ansiedler mehr durch die Hitze oder durch den Regen, mehr durch die Soldaten innerhalb des Walles oder durch die Mauren außerhalb desselben gequält wurden. Einen Vortheil hatte der Kaplan. Er genoß eine vortreffliche Gelegenheit, die Geschichte und Sitten der Juden und Mahomedaner zu studiren, und diese Gelegenheit scheint er vortrefflich benutzt zu haben. Bei seiner Rückkehr nach England, nach einigen Jahren der Verbannung, veröffentlichte er einen interessanten Band über das Staatswesen und die Religion der Berberei und einen anderen über die hebräischen Gebräuche und den Zustand der rabbinischen Gelehrsamkeit. Er stieg hoch in seinem Berufszweige und wurde einer der königlichen Kapläne, ein Doctor der Theologie, Archidiakonus von Salisbury und Dechant von Lichfield. Es heißt, daß

er nach der Revolution zum Bischof ernannt worden wäre, wenn er nicht bei der Regierung durch eifrige Opposition gegen die liberale Politik Wilhelm's und Tillotson's, in der Convocation von 1689, angestoßen hätte.

Im Jahre 1672*), nicht lange nach Dr. Addison's Rückkehr aus Tanger, wurde sein Sohn Joseph geboren. Von Joseph's Kinderjahren wissen wir wenig. Er lernte seine Anfangsgründe in Schulen in der Nachbarschaft seines Vaters und wurde dann nach Charterhouse geschickt. Die Anekdoten, welche gemeiniglich von seinen Knabenstreichen erzählt werden, stimmen nicht recht mit Dem, was wir von seinen reiferen Jahren wissen. Es besteht noch eine Tradition, daß er ein Rädelsführer bei einer Aussperrung gewesen, und eine andere Tradition, daß er von der Schule entlaufen sei und sich in einem Walde verborgen habe, wo er sich von Beeren genährt und in einem hohlen Baume geschlafen, bis er nach einem langen Suchen entdeckt und nach Hause gebracht worden sei. Wenn diese Geschichten wahr sind, so wäre es interessant, zu erfahren, durch welche sittliche Zucht ein so widersetzlicher und unternehmender Bursche in den sanftesten und bescheidensten der Menschen verwandelt worden.

Was für Jugendstreiche Joseph immer begangen haben mag, wir haben überreichlichen Beweis, daß er seine Studien kräftig und erfolgreich verfolgte. Mit 15 Jahren war er nicht blos reif zur Universität, sondern brachte auch einen classischen Geschmack mit hin und einen Fond von Wissen, der einem Magister der Künste Ehre gemacht haben würde. Er trat in das Queenscollegium zu Oxford, war aber noch nicht viele Monate daselbst gewesen, als einige von seinen lateinischen Versen durch Zufall in die Hände des Dr. Lancaster, Dechanten des Magda=

*) Am 1. Mai. B.

lenencollegiums, geriethen. Die Diction und der Versbau des jungen Studenten waren bereits so, daß sie den Neid alter Professoren hätten erregen können. Dr. Lancaster wünschte, einem so viel versprechenden Jüngling zu dienen; auch gebrach es nicht lange an einer Gelegenheit. Die Revolution war eben eingetreten und war nirgends mit mehr Entzücken begrüßt worden, als im Magdalenencollegium. Diese große und reiche Corporation war von Jakob und von seinem Kanzler mit einem Uebermuthe und einer Ungerechtigkeit behandelt worden, wie sie selbst bei einem solchen Fürsten und einem solchen Minister gerechtes Erstaunen erregen müssen, und wie sie mehr, als selbst die Anklage gegen die sieben Bischöfe, beigetragen haben, die englische Kirche dem Throne zu entfremden. Ein gehörig erwählter Präsident war gewaltsam aus seiner Wohnung vertrieben worden; ein Papist war durch königlichen Befehl der Gesellschaft vorgesetzt worden; die Collegiaten, die sich, ihren Eiden gemäß, geweigert hatten, sich diesem Eindringling zu unterwerfen, waren aus ihren ruhigen Kreuzgängen und Gärten vertrieben worden, um vor Mangel zu sterben, oder von Barmherzigkeit zu leben. Aber der Tag der Abhilfe und Vergeltung kam bald. Die Eindringer wurden vertrieben; das ehrwürdige Haus wurde wieder von seinen alten Insassen bewohnt; Gelehrsamkeit blühte unter dem Regimente des weisen und tugendhaften Hough, und mit Gelehrsamkeit verband sich ein milder und liberaler Geist, der zu oft in den fürstlichen Collegien Oxford's mangelte. In Folge der Wirren, die die Gesellschaft bestanden, hatte es im Jahre 1688 keine giltige Wahl neuer Mitglieder gegeben. 1689 war daher die doppelte Zahl der gewöhnlichen Vacanzen, und so fand es Dr. Lancaster leicht, seinem jungen Freunde Zutritt zu den Vortheilen einer Stiftung zu verschaffen, welche damals allgemein für die reichste in Europa galt.

In Magdalenen blieb Addison 10 Jahre lang. Er war zuerst Einer der Studenten, welche Demies heißen, wurde aber nachmals zum vollen Mitgliede erwählt. Sein Collegium ist jetzt noch stolz auf seinen Namen; sein Bild hängt jetzt noch in der Halle, und Fremden wird jetzt noch erzählt, daß sein Lieblingsgang unter den Ulmen war, welche die Wiese an den Ufern des Cherwell einfassen. Es wird gesagt und ist sehr wahrscheinlich, daß er sich unter seinen Mitstudenten durch die Zartheit seiner Gefühle, durch die Schüchternheit seines Benehmens und durch den Fleiß auszeichnete, mit dem er oft seine Studien weit in die Nacht hinein verlängerte. Es ist gewiß, daß sein Ruf der Geschicklichkeit und Kenntniß hochstand. Viele Jahre später fuhren die alten Doctoren von Magdalenen fort, in ihrem gemeinsamen Zimmer von seinen Jugendwerken zu sprechen, und drückten ihr Bedauern aus, daß keine Abschrift so merkwürdiger Uebungsschriften erhalten worden.

Es ist jedoch passend, zu bemerken, daß Miß Aikin den bei einer Dame sehr verzeihlichen Irrthum begangen hat, die classische Bildung Addison's zu überschätzen. Seine Kenntniß der lateinischen Dichter, von Lucretius und Catullus bis herab zu Claudian und Prudentius, war ungemein genau und tief. Er verstand sie durch und durch, drang in ihren Geist ein und besaß das feinste und auf das Richtigste unterscheidende Verständniß aller ihrer Eigenthümlichkeiten des Styles und Tonfalles; ja er ahmte ihre Manier mit bewundernswerther Geschicklichkeit nach und übertraf, wie wir denken, alle ihre britischen Nachahmer, die ihm vorhergegangen waren, mit alleiniger Ausnahme des Buchanan und des Milton. Das ist hohes Lob, und weiter können wir gerechter Weise nicht gehen. Es ist klar, daß Addison's erste Aufmerksamkeit, während seines Aufenthaltes auf der Universität, sich fast lediglich auf lateinische Poesie

concentrirte, und daß er, wenn er andere Gebiete der alten Literatur nicht gänzlich vernachlässigte, ihnen doch nur einen flüchtigen Blick vergönnte. Er scheint nicht mehr als eine gewöhnliche Bekanntschaft mit den politischen und moralischen Schriftstellern Roms erlangt zu haben; auch kam seine eigene lateinische Prosa keinesweges seinen lateinischen Versen gleich. Seine Kenntniß des Griechischen war zwar ohne Zweifel eine solche, die man zu seiner Zeit in Oxford für respectabel hielt, war aber augenscheinlich geringer, als was jetzt manche junge Leute jedes Jahr von Eton oder Rugby mit wegbringen. Wenn wir Zeit hätten, eine genaue Untersuchung seiner Werke anzustellen, so würde sie diese Bemerkungen vollkommen erhärten. Wir wollen nur kürzlich an einige wenige der Thatsachen erinnern, auf die sich unser Urtheil gründet.

Großes Lob gebührt den Noten, welche Addison seiner Uebersetzung des zweiten und dritten Buches der Metamorphosen beifügte. Gleichwohl zeigen diese Noten, während sie zeigen, daß er auf seinem eigenen Gebiete ein durchgebildeter Gelehrter war, zugleich, wie beschränkt dieses Gebiet war. Sie sind reich an passenden Beziehungen auf Virgil, Statius und Claudian; aber sie enthalten nicht eine einzige, aus den griechischen Dichtern geschöpfte Erläuterung. Wenn es aber in dem ganzen Umfang der lateinischen Literatur eine Stelle giebt, welche einer aus den griechischen Dichtern geschöpften Erläuterung bedarf, so ist es die Geschichte des Pentheus im dritten Buche der Metamorphosen. Ovid verdankte diese Geschichte dem Euripides und Theokrit, welchen Beiden er zuweilen haarscharf gefolgt ist. Addison aber bringt nicht die leiseste Anspielung auf Euripides oder Theokrit, und wir glauben ihm daher kein Unrecht zu thun, wenn wir annehmen, daß er wenig oder keine Kenntniß ihrer Werke besaß.

Wieder seine Reisen in Italien fließen von glücklich angebrachten classischen Citaten über; aber kaum Eines von diesen Citaten ist in Prosa. Er schöpft mehr Erläuterungen von Ausonius und Manilius, als von Cicero. Selbst seine Vorstellungen von den politischen und militärischen Angelegenheiten der Römer scheinen aus Dichtern und Dichterlingen geflossen zu sein. Punkte, welche durch Vorgänge merkwürdig geworden, die die Geschicke der Welt geändert haben, und die von großen Geschichtschreibern würdig berichtet worden sind, bringen ihm nur Brocken irgend eines alten Versemachers in den Sinn. Auf der Höhe der Apenninen gedenkt er natürlich der Drangsale, welche Hannibal's Armee bestand, und verschreitet dazu, nicht die authentische Erzählung des Polybius, nicht die malerische Erzählung des Livius, sondern die matten Hexameter des Silius Italicus anzuführen. An den Ufern des Rubicon denkt er niemals an Plutarch's lebendige Schilderung, oder an die strenge Gedrängtheit der Commentare, oder an jene Briefe an Atticus, welche die Wechsel von Hoffnung und Furcht in einem reizbaren Gemüthe bei einer großen Krisis so kräftig ausdrücken. Seine alleinige Autorität für die Ereignisse des Bürgerkrieges ist Lucan.

Alle die besten alten Werke der Kunst zu Rom und Florenz sind griechische. Addison sah sie jedoch, ohne einen einzigen Vers des Pindar, des Kallimachus, oder der attischen Dramatiker zu wiederholen; wohl aber erinnerten sie ihn an unzählige Stellen aus Horaz, Juvenal, Statius und Ovid.

Dasselbe kann von der Abhandlung über antike Münzen gesagt werden. In dieser anmuthigen Schrift finden wir an 300, mit großer Umsicht aus den römischen Dichtern gezogene Stellen; aber wir erinnern uns nicht einer einzigen Stelle, die aus irgend einem römischen Redner oder Geschichtschreiber entlehnt wäre, und wir sind gewiß, daß nicht eine Zeile von irgend einem

griechischen Schriftsteller citirt ist. Niemand, der all seine Kenntniß in Betreff antiker Münzen aus Addison geschöpft hätte, würde eine Ahnung davon haben, daß die griechischen Münzen in historischem Interesse den römischen gleichstehen und in Schönheit der Ausführung sie weit übertreffen.

Wenn es nöthig wäre, irgend einen weiteren Beweis zu finden, daß Addison's classisches Wissen in enge Grenzen beschränkt war, so würde dieser Beweis durch seinen Aufsatz über die Beweise für das Christenthum geliefert werden. Die römischen Dichter werfen wenig oder kein Licht auf die literarischen und historischen Fragen, die er in diesem Aufsatze zu untersuchen genöthigt ist. Er bleibt daher vollständig im Dunkeln, und es ist kläglich, zu sehen, wie hilflos er seinen Weg von Misgriff zu Misgriff tappt. Er führt als Gründe für seinen religiösen Glauben so ungereimte Geschichten an, wie die von dem Cocklanegeist, und so grobe Fälschungen, wie Irlands Vortigern, glaubt an die Lüge von der donnernden Legion, ist überzeugt, daß Tiberius den Senat bestimmte, Jesus unter die Götter aufzunehmen, und erklärt das Schreiben des Königs Abgarus von Edessa für ein Actenstück von großem Gewichte. Auch waren diese Irrthümer nicht aus Aberglauben geflossen; denn Addison neigte sich keinesweges zum Aberglauben. Die Wahrheit ist, er schrieb über Dinge, die er nicht verstand.

Miß Aikin hat einen Brief entdeckt, woraus sich ergiebt, daß Addison, während seines Aufenthaltes zu Oxford, einer der mehreren Schriftsteller war, welche die Buchhändler zur Fertigung einer englischen Uebersetzung des Herodot engagirten, und sie folgert daraus, daß er im Griechischen wohlbewandert gewesen sein müsse. Wir können diesem Argumente sehr wenig Gewicht beilegen, wenn wir erwägen, daß Boyle und Blackmore seine Mitarbeiter sein sollten. Boyle's wird hauptsächlich als

des nominellen Autors des schlechtesten Buches über griechische Geschichte und Philologie, welches jemals gedruckt worden, gedacht, und wie schlecht dieses Buch auch ist, so war Boyle doch außer Stande, es ohne Hilfe zu Stande zu bringen. Von Blackmore's Kenntnissen in den alten Sprachen mag es hinreichen, zu sagen, daß er in seiner Prosa einen Aphorismus mit einem Apophthegma verwechselt hat, und daß es, wenn er in seinen Versen von classischen Gegenständen handelt, seine Gewohnheit ist, seine Leser mit vier falschen Quantitäten auf der Seite zu regaliren.

Es ist wahrscheinlich, daß die classischen Kenntnisse Addison's ihm ebensoviel geholfen haben, als wenn sie ausgedehnter gewesen wären. Die Welt schenkt ihre Bewunderung in der Regel nicht dem Manne, der etwas leistet, was Niemand außer ihm zu leisten auch nur versucht, sondern dem Manne, der am Besten leistet, was Viele gut leisten. Bentley war allen anderen Gelehrten seiner Zeit so unermeßlich überlegen, daß sehr Wenige unter ihnen seine Ueberlegenheit zu erkennen vermochten. Aber der Vorzug, in welchem Addison seine Zeitgenossen übertraf, wurde damals, wie jetzt, auf allen englischen Sitzen der Wissenschaft hoch geschätzt und eifrig betrieben. Jedermann, der auf einer öffentlichen Schule gewesen war, hatte lateinische Verse geschrieben; Viele hatten solche Verse mit leidlichem Erfolge geschrieben und waren völlig befähigt, die Geschicklichkeit, mit welcher Addison den Virgil nachahmte, zu würdigen, wenn sie auch keinesweges damit zu wetteifern vermochten. Seine Verse über das Barometer und das Bowlinggreen erhielten den Beifall von Hunderten, denen die Abhandlung über die Briefe des Phalaris so unverständlich war, wie die Hieroglyphen auf einem Obelisken.

Reinheit des Styls und ein leichter Fluß der Verse waren

allen lateinischen Gedichten Addison's gemeinsam eigen. Unser Lieblingsstück ist die Schlacht der Kraniche und Pygmäen; denn in diesem Stücke entdecken wir einen Funken der Phantasie und des Humors, welche viele Jahre später Tausende von Frühstückstischen erquickten. Swift rühmte sich, daß man ihm niemals das Plagium eines Zuges nachgewiesen habe, und er verdankte seinen Vorgängern gewiß so wenig, als irgend ein neuerer Schriftsteller. Dennoch können wir uns des Verdachtes nicht erwehren, daß er, vielleicht unbewußt, einen der glücklichsten Züge in seiner Reise nach Lilliput aus Addison's Versen entlehnt habe. Unsere Leser mögen urtheilen.

„Der Kaiser," sagt Gulliver, „ist um die Breite meines Nagels länger, als irgend Jemand an seinem Hofe, was allein schon hinreicht, die Anschauenden mit Ehrfurcht zu erfüllen."

Ungefähr 30 Jahre, bevor Gulliver's Reisen erschienen, schrieb Addison folgende Zeilen:

„Jamque acies inter medias sese arduus infert
Pygmeadum ductor, qui, majestate verendus,
Incessuque gravis, reliquos supereminet omnes
Mole gigantea, mediamque exsurgit in ulnam." *)

Die lateinischen Gedichte Addison's wurden sowohl zu Oxford, als zu Cambridge höchlich und mit Recht bewundert, bevor sein Name jemals von den Schöngeistern gehört worden, die sich in den Kaffeehäusern um das Drurylanetheater drängten. In seinem 22. Jahre wagte er es, vor dem Publicum als Verfasser englischer Verse zu erscheinen. Er richtete einige becom-

---

*) Schon in die Mitte der Reihen begiebt sich der ragende Führer
Der Pygmäen hinein, der, majestätischen Ansehns,
Würdevoll schreitend einher, vor den übrigen allen hervortritt
Mit gigantischer Wucht und zur Mitte der Elle emporsteigt.

plimentirende Zeilen an Dryden, der, nach vielen Triumphen und vielen Unfällen, endlich eine sichere und einsame Erhabenheit über den Literaten seines Zeitalters erreicht hatte. Dryden scheint sich durch das Lob des jungen Gelehrten sehr befriedigt gefunden zu haben, und es folgte ein Austausch von Höflichkeiten und Gefälligkeiten. Addison wurde wahrscheinlich durch Dryden bei Congreve eingeführt und wurde ganz gewiß durch Congreve dem Karl Montague vorgestellt, welcher damals Kanzler der Schatzkammer und Leiter der Whigpartei im Hause der Gemeinen war.

Zu dieser Zeit schien Addison geneigt, sich der Poesie zu widmen. Er veröffentlichte eine Uebersetzung eines Theiles des vierten Buches der Georgica, Verse an König Wilhelm, und andere Arbeiten von gleichem Werthe, das will sagen, von gar keinem Werthe. Doch in jenen Tagen war das Publicum gewohnt, Sachen mit Beifall aufzunehmen, welche jetzt wenig Aussicht haben würden, den Newdigatepreiß oder den Seatonpreiß zu erhalten. Und die Ursache liegt nahe. Der heroische Doppelvers war damals das Lieblingsversmaß. Die Kunst, die Worte nach diesem Maße zu ordnen, so daß die Zeilen glatt dahinflossen, daß die Betonungen richtig fielen, daß die Reime das Ohr kräftig trafen, und daß sich am Ende jedes Doppelverses eine Pause fand, ist eine so mechanische Kunst, wie die, einen Kessel zu flicken, oder ein Pferd zu beschlagen, und kann von jedem menschlichen Wesen gelernt werden, welches Verstand genug besitzt, irgend etwas zu lernen. Aber wie andere mechanische Künste, ist sie allmälig vermittelst vieler Versuche und vieler Fehlgriffe verbessert worden. Es war Pope vorbehalten, den Kunstgriff wegzubekommen, sich zum Meister desselben zu machen und ihn Jedermann sonst zu lehren. Von der Zeit an, wo seine Pastoralien erschienen, wurde heroische Versificirung eine

Sache für Richtmaß und Compaß, und in Kurzem standen alle Künstler auf Einer Linie. Hunderte von Dummköpfen, welche niemals auf einen glücklichen Gedanken oder Ausdruck stießen, waren im Stande, gereimte Doppelverse zu schreiben, die, soviel den Wohllaut anlangte, von denen des Pope nicht zu unterscheiden waren, und die recht geschickte Schriftsteller aus der Zeit Karls II., Rochester z. B., oder Marvel, oder Oldham, mit bewundernder Verzweiflung betrachtet haben würden.

Ben Jonson war ein großer Mann, Hoole ein sehr kleiner Mann. Doch Hoole, der nach Pope kam, hatte gelernt, wie zehnsylbige Verse zu fabriciren waren, und ergoß sie zu Tausenden und Zehntausenden, alle so wohlgewendet, so glatt und einander so gleich, wie die Blöcke, die durch die Mühle des Mr. Brunel auf den Werften zu Portsmouth gegangen sind. Ben's heroische Doppelverse gleichen Blöcken, welche eine ungeübte Hand, mit einer stumpfen Axt, roh ausgehauen hat. Nehme man als Probe seiner Uebersetzung eine berühmte Stelle aus der Aeneide: *)

„Die Mutter Erde hat dies Kind gebracht,
Von aller Götter Hasse angefacht,
Des Riesenstamms, nach Manchen, letztes Kind,
Der zum Olymp aufstrebte; recht geschwind
Im Gang und mehr im Flug, ein Ungethüm
Furchtbar und groß. Wie viele Federn ihm
Am Riesenleib, so viele Augen stehn
Darunter wachend da, und was zu sehn
Noch eigner, so viel Zungen trägt es auch.“

Vergleiche man mit diesen krausen, misgestalteten Verspaaren das nette Fabricat, welches Hoole's Maschine in unbe-

*) IV., 178—183. B.

grenztem Ueberflusse erzeugt. Wir nehmen die ersten Zeilen, die wir in seiner Uebersetzung des Tasso*) aufschlagen. Sie sind weder besser, noch schlechter, als das Uebrige:

„Wer Du auch seist, den des Geschickes Hand,
Den Wahl geführt an diesen stillen Strand,
Kein größres Wunder zeigt die weite Welt,
Als was das kleine Eiland hier enthält.
Und willst Du jemals Wonnescenen sehn,
Mußt Du den Strom hindurch zur Küste gehn.“

Immer seit der Zeit des Pope hat es eine Fülle von Versen dieser Art gegeben, und es kommt uns jetzt ebensowenig bei, Jemanden zu bewundern, weil er dergleichen schreiben kann, als weil er seinen Namen schreiben kann. Aber in den Tagen Wilhelms III. war solche Versificirung selten, und ein Reimer, der einige Geschicklichkeit darin besaß, galt für einen großen Dichter, gerade wie in den finsteren Jahrhunderten eine Person, die ihren Namen schreiben konnte, für einen großen Gelehrten galt. In Folge davon wurden Duke, Stepney, Granville, Walsch und Andere, deren einziger Anspruch auf Ruhm nur darin bestand, daß sie in erträglichem Versmaß das sagten, was ebenso gut hätte in Prosa gesagt werden können, oder was gar nicht werth war, gesagt zu werden, mit Zeichen der Auszeichnung beehrt, welche für das Genie aufgespart werden sollten. Addison hätte in die Reihe Jener gestellt werden müssen, wenn er sich nicht durch Leistungen, welche seinen Jugendgedichten sehr wenig glichen, wahren und dauernden Ruhm verdient hätte.

Dryden beschäftigte sich jetzt mit Virgil und erhielt von Addison eine kritische Vorrede zu den Georgiken. Zur Vergel-

*) XIV., 58. B.

tung für diesen Dienst und für andere Dienste derselben Art, becomplimentirte der Dichterveteran, in der Nachschrift zu seiner Uebersetzung der Aeneide, seinen jungen Freund mit großer Freigebigkeit, und in der That mit mehr Freigebigkeit, als Aufrichtigkeit. Er stellte sich besorgt, als möchte seine eigene Leistung eine Vergleichung mit der Uebersetzung des vierten Buches der Georgiken von „dem höchst begabten Mr. Addison von Oxford" nicht aushalten. „Nach seinen Bienen," setzte Dryden hinzu, „ist mein letzter Schwarm kaum des Einfassens werth."

Die Zeit war jetzt gekommen, wo es für Addison nöthig wurde, einen Beruf zu wählen. Alles schien seine Laufbahn auf den geistlichen Beruf hinzurichten. Seine Gewohnheiten waren geregelt, seine Meinungen rechtgläubig. Sein Collegium hatte zahlreiche geistliche Pfründen zu vergeben und rühmt sich, daß es fast jedem Bisthum in England wenigstens Einen Bischof gegeben habe. Dr. Lancelot Addison nahm eine ehrenwerthe Stelle in der Kirche ein, und es lag ihm sehr am Herzen, seinen Sohn als Geistlichen zu sehen. Aus einigen Aeußerungen in den Versen des jungen Mannes wird es klar, daß es seine Absicht war, in den geistlichen Stand zu treten. Aber Karl Montague kam dazwischen. Montague selbst war zuerst durch wohl auf die Zeit berechnete und nicht übel geschriebene, aber, wie wir meinen, sich niemals über die Mittelmäßigkeit erhebende Verse bekannt geworden. Zum Glück für ihn selbst und für sein Vaterland hatte er zeitig die Poesie, in welcher er niemals auf die Linie Dorsets oder Rochesters hätte gelangen können, aufgegeben, und seinen Geist auf amtliche und parlamentarische Geschäfte gerichtet. Es steht geschrieben, daß die sinnreiche Person, welche es unternahm, den Prinzen Rasselas *) von Abyssinien

*) Ein Werk Johnson's. B.

in der Kunst des Fliegens zu unterweisen, auf eine Höhe stieg, ihre Flügel hin und her bewegte, in die Luft sprang und augenblicklich in den See fiel. Es wird aber hinzugefügt, daß die Flügel, welche sie nicht durch die Luft zu tragen vermochten, sie, sobald sie im Wasser war, wirksam obenhielten. Dies ist kein schlechtes Sinnbild für das Geschick des Karl Montague und ihm ähnlicher Menschen. Als er es versuchte, sich in die Regionen dichterischer Erfindung zu schwingen, schlug es ihm gänzlich fehl; sobald er aber von seinem ätherischen Aufschwunge in ein niedreres und gröberes Element herabgestiegen war, erhoben ihn seine Talente augenblicklich über die Masse. Er wurde ein ausgezeichneter Finanzmann, Parlamentskämpfer, Hofmann und Parteiführer. Er behielt seine Vorliebe für die Strebungen seiner früheren Tage noch bei; aber er bewies diese Vorliebe nicht durch Ermüdung des Publicums mit seinen eigenen schwachen Leistungen, sondern durch Entdeckung und Ermuthigung literarischer Trefflichkeit bei Anderen. Eine Menge Schöngeister und Dichter, die ihn als Mitbewerber leicht besiegt haben würden, verehrten ihn als Richter und Patron. Bei seinen Plänen für Ermunterung der Wissenschaft wurde er von dem geschicktesten und tugendhaftesten seiner Collegen, dem Lordkanzler Somers, herzlich unterstützt. Wiewohl diese beiden großen Staatsmänner eine aufrichtige Liebe zu den Wissenschaften besaßen, so geschah es doch nicht blos aus Liebe zu den Wissenschaften, daß sie junge Leute von hoher geistiger Begabung in den öffentlichen Dienst zu ziehen verlangten. Die Revolution hatte das ganze Regierungssystem geändert. Vor diesem Ereignisse war die Presse durch Censoren überwacht worden, und war das Parlament in acht Jahren nur zwei Monate versammelt gewesen. Jetzt war die Presse frei und hatte einen noch nicht dagewesenen Einfluß auf die öffentliche Meinung auszuüben begonnen. Das Parla-

ment versammelte sich jährlich und blieb lange beisammen. Die Obergewalt im Staate war auf das Haus der Gemeinen übergegangen. Unter solchen Umständen war es natürlich, daß literarische und rednerische Talente im Werthe stiegen. Eine Regierung, welche solche Talente vernachlässigte, lief Gefahr, von ihnen gestürzt zu werden. Es war daher eine tiefe und erleuchtete Politik, welche Montague und Somers bestimmte, solche Talente durch die stärksten Bande sowohl des Interesses, als der Dankbarkeit, an die Whigpartei zu knüpfen.

Es ist bemerkenswerth, daß wir vor Kurzem in einem Nachbarlande ähnliche Wirkungen aus ähnlichen Ursachen haben hervorgehen sehen. Die Revolution vom Juli 1830 führte die Repräsentativregierung in Frankreich ein. Sofort stiegen die Literaten zur höchsten Bedeutsamkeit im Staate. Im gegenwärtigen Augenblicke sind die meisten Personen, die wir an der Spitze, sowohl der Verwaltung, als der Opposition sehen, Professoren, Geschichtschreiber, Journalisten, Dichter gewesen. Der Einfluß des literarischen Standes in England, während der Generation, die auf die Revolution folgte, war groß, aber keinesweges so groß, als er vor Kurzem in Frankreich gewesen ist. Denn in England hatte die Aristokratie des Geistes mit einer mächtigen und tiefgewurzelten Aristokratie von ganz anderer Art zu kämpfen. Frankreich hat keine Somersets und Shrewsburies, seine Addisons und Priors niederzuhalten.

Es war im Jahre 1699, wie Addison sein 27. Jahr vollendet hatte, daß sein Lebensgang definitiv bestimmt wurde. Beide große Häupter des Ministeriums waren gütig gesinnt gegen ihn. In politischen Meinungen war er bereits, was er sein Leben lang war, ein fester, wiewohl gemäßigter Whig. Er hatte die gefeiltesten und kräftigsten seiner frühen englischen Verse an Somers gerichtet und hatte Montague ein lateinisches

Gedicht auf den Frieden von Ryswick gewidmet, was sowohl im Style als Rhythmus wahrhaft virgilisch ist. Die großen Freunde des jungen Dichters wünschten, wie es scheinen will, ihn im auswärtigen Dienste der Krone zu beschäftigen. Aber eine vertraute Kenntniß der französischen Sprache war eine für einen Diplomaten unerläßliche Eigenschaft, und diese Eigenschaft hatte Addison sich nicht angeeignet. Es wurde daher für wünschenswerth gehalten, daß er einige Zeit auf dem Festlande zubringen und sich für amtliche Anstellung vorbereiten möchte. Seine eigenen Mittel waren nicht von der Art, daß sie ihn in den Stand gesetzt hätten, Reisen zu machen; aber der Einfluß des Lord Kanzlers verschaffte ihm eine Pension von 300 Pfund jährlich. Man scheint gefürchtet zu haben, daß die Vorsteher des Magdalenencollegiums einige Schwierigkeiten entgegenstellen möchten. Aber der Kanzler der Schatzkammer schrieb in den stärksten Ausdrücken an Hough. Der Staat — so hieß es in Montague's Schreiben — könne zu dieser Zeit der Kirche einen solchen Mann, wie Addison, nicht lassen. Zu viel hohe Civilposten seien bereits durch Abenteurer besetzt, welche, jeder liberalen Kenntniß und Gesinnung ermangelnd, das Land, dem sie zu dienen vorgäben, zugleich plünderten und entehrten. Es sei nöthig, für den öffentlichen Dienst aus einer ganz anderen Classe zu werben, und Addison sei der Repräsentant dieser Classe. Der Schluß des Schreibens des Ministers war merkwürdig. „Ich gelte," sagte er, „für einen Feind der Kirche. Aber ich will ihr niemals irgend ein anderes Uebel zufügen, als daß ich ihr Mr. Addison entziehe."

Die Dazwischenkunft hatte Erfolg, und im Sommer 1699 verließ Addison, durch seine Pension zum reichen Manne geworden, und seine Collegiatur immer noch beibehaltend, Oxford und trat seine Reisen an. Er setzte von Dover nach Calais über,

ging nach Paris und wurde hier von einem Blutsfreund seines Freundes Montague, von Karl Earl von Manchester, welcher vor Kurzem zum Gesandten am französischen Hofe ernannt worden war, mit großer Güte und Artigkeit aufgenommen. Die Gräfin, whiggistisch und eine gefeierte Schöne, war wahrscheinlich ebenso gnädig, als ihr Gemahl; denn Addison bewahrte lange Zeit eine angenehme Erinnerung des Eindruckes, den sie zu jener Zeit auf ihn gemacht hatte, und schilderte in einigen lebensvollen Zeilen, die er auf die Scheiben des Kit-Cat-Clubs schrieb, den Neid, welchen ihre, von Englands echter Blüthe erglühenden Wangen bei den geschminkten Schönheiten von Versailles erregt hätten.

Ludwig XIV. büßte zu jener Zeit die Laster seiner Jugend durch eine Frömmelei ab, welche nicht in der Vernunft eine Wurzel hatte und keine Frucht der Liebe trug. Die knechtische Literatur Frankreichs hatte ihren Charakter geändert, um dem geänderten Charakter des Fürsten zu entsprechen. Kein Buch erschien, was nicht eine Miene der Heiligkeit trug. Der eben verstorbene Racine hatte den Schluß seines Lebens in Abfassung heiliger Dramen hingebracht, und Dacier suchte im Plato nach den athanasischen Mysterien. Addison schilderte diesen Stand der Dinge in einem kurzen, aber lebensvollen und anmuthigen Brief an Montague. Ein andrer Brief, um dieselbe Zeit an den Lordkanzler geschrieben, enthielt die stärksten Versicherungen der Dankbarkeit und Anhänglichkeit. „Das Einzige, wodurch ich Ew. Lordschaft vergelten kann," sagte Addison, „wird in dem gänzlichen Hingeben an meine Aufgabe bestehen." In dieser Absicht verließ er Paris und begab sich nach Blois, einem Platz, von dem man annahm, daß die französische Sprache daselbst in ihrer höchsten Reinheit gesprochen würde, und wo kein einziger Engländer zu finden war. Hier brachte er einige Monate ange-

nehm und mit Nutzen zu. Ueber seine Lebensweise zu Blois gab einer seiner Genossen, ein Abbé Namens Philippeaux, dem Joseph Spence einen Bericht. Wenn diesem Berichte zu trauen ist, so studirte Addison viel, war viel in Gedanken, sprach wenig, hatte Anfälle von Zerstreutsein, und hatte entweder keine Liebesangelegenheiten, oder war zu discret, sie dem Abbé zu vertrauen. Von einem Mann, der, selbst in der Umgebung seiner Landsleute und Mitstudenten, immer bemerkenswerth schüchtern und schweigsam gewesen, war nicht zu erwarten, daß er in einer fremden Zunge und unter fremden Gefährten gesprächig sein werde. Aber es ergiebt sich aus Addison's Briefen, von denen einige lange nachher im Guardian*) veröffentlicht wurden, daß er, während er in seine eigenen Gedanken versunken schien, in der That die französische Gesellschaft mit jenem scharfen und schlauen, jedoch nicht böswilligen Seitenblicke beobachtete, der ihm so besonders eigen war.

Von Blois kehrte er nach Paris zurück, und da er sich nun der französischen Sprache bemächtigt, so fand er großes Gefallen an der Gesellschaft französischer Philosophen und Dichter. Er berichtete in einem Briefe an Bischof Hough über zwei höchst interessante Unterredungen, die eine mit Malebranche, die andere mit Boileau. Malebranche sprach große Vorliebe für die Engländer aus, und prieß das Genie Newton's, schüttelte aber den Kopf, als Hobbes erwähnt wurde, und war in der That so ungerecht, den Verfasser des Leviathan ein armes einfältiges Geschöpf zu nennen. Addison's Bescheidenheit hielt ihn ab, in seinem Briefe die Umstände seiner Einführung bei Boileau vollständig zu erzählen. Boileau, der die Freunde und Nebenbuh-

*) Der Wächter, Aufseher. B.

ler seiner Jugend überlebt hatte, alt, taub und trübsinnig war, lebte zurückgezogen, ging sowohl an den Hof, als in die Akademie nur selten, und war für Fremde fast unzugänglich. Von Engländern und englischer Literatur wußte er nichts. Er hatte kaum den Namen Dryden's gehört. Einige unsrer Landsleute haben, in der Wärme ihres Patriotismus, behauptet, daß diese Unkenntniß affectirt gewesen sein müsse. Wir gestehen, daß wir keinen Grund zu solcher Annahme sehen. Englische Literatur war für die Franzosen des Zeitalters Ludwigs XIV., was deutsche Literatur für unsre Großväter war. Wir vermuthen, daß sehr Wenige von den hochgebildeten Männern, welche vor 60 oder 70 Jahren in Leicestersquare mit Sir Josua*), oder zu Streatham mit Mrs. Thrale zu Mittag zu speisen pflegten, den geringsten Begriff davon hatten, daß Wieland einer der ersten Schöngeister und Dichter, und Lessing ohne allen Zweifel der erste Kritiker in Europa war. Boileau wußte gerade ebensowenig von dem Verlorenen Paradies und von Absalon und Ahitophel; aber er hatte Addison's lateinische Gedichte gelesen und bewunderte sie sehr. Sie hatten ihm, wie er sagte, einen ganz anderen Begriff von dem Zustande der Wissenschaft und des Geschmackes bei den Engländern beigebracht. Johnson will dieses Lob für nicht aufrichtig angesehen wissen. „Nichts," sagt er, „weiß man sicherer von Boileau, als daß er eine unverständige und grillige Verachtung gegen das moderne Latein hegte, und daher war seine Achtungsbezeigung wahrscheinlich mehr die Wirkung von Höflichkeit, als von Beifall." Nun weiß man aber nichts sicherer von Boileau, als daß er ganz besonders sparsam mit Complimenten war. Wir erinnern uns nicht, daß ihn Freundschaft oder Furcht bestimmt habe, irgend einer Leistung, die er

---

*) Reynolds. B.

nicht gut fand, Lob zu spenden. Bei literarischen Fragen empörte sich sein kaustischer, verachtungsvoller und selbstvertrauender Geist gegen die Autorität, vor der sich sonst Alles in Frankreich niederbeugte. Er hatte den Muth, Ludwig XIV. fest und selbst rau zu sagen, daß Se. Majestät nichts von Poesie verstände und Verse bewundere, welche abscheulich wären. Was gab es in Addison's Lage, was den Satyriker, dessen strenges und stolzes Wesen der Schrecken zweier Generationen gewesen war, bewegen konnte, zum ersten und letzten Male Schmeichler zu werden? Auch war Boileau's Verachtung des modernen Latein weder unverständig, noch grillig. Er meinte allerdings, daß kein Gedicht des ersten Ranges jemals in einer todten Sprache geschrieben werden könne. Und war diese Meinung unrecht? Hat nicht die Erfahrung von Jahrhunderten sie bestätigt? Boileau hielt es für wahrscheinlich, daß ein Schriftsteller aus dem augusteischen Zeitalter in dem besten modernen Latein lächerliche Unrichtigkeiten entdeckt haben würde. Und wer kann anders denken? Welcher moderne Gelehrte kann ehrlicherweise erklären, daß er in dem Style des Livius die geringste Unreinheit erkenne? Ist es aber nicht gewiß, daß Pollio, dessen Geschmack an den Ufern der Tiber gebildet war, in dem Style des Livius das unelegante Idiom des Po entdeckte? Hat irgend ein moderner Gelehrter besser Latein verstanden, als Friedrich der Große Französisch verstand? Ist es aber nicht notorisch, daß Friedrich der Große, nachdem er mehr als ein halbes Jahrhundert Französisch und nichts als Französisch gelesen, gesprochen, geschrieben, nachdem er, um Französisch zu lernen, seine Muttersprache verlernt, nachdem er viele Jahre lang in vertrautem Umgange mit französischen Gesellschaftern gelebt hatte, bis zuletzt nicht ohne drohende Gefahr, irgend einen Misgriff zu begehen, der in den literarischen Kreisen von Paris ein Lächeln erregt haben

würde, Französisch schreiben konnte! Glauben wir, daß Erasmus und Fracastorius so gut Latein schrieben, als Dr. Robertson und Sir Walter Scott Englisch schrieben? Und finden sich nicht in der Abhandlung über Indien, dem letzten Werke des Dr. Robertson, im Waverley, im Marmion, Scotticismen, über welche ein Londoner Lehrbursche lachen würde? Folgt aber aus dieser unserer Ansicht, daß wir in den edlen alcäischen Oden des Gray, oder in den tändelnden Elegien des Vincent Bourne nichts zu bewundern finden? Gewiß nicht. Auch war Boileau nicht so unwissend oder geschmacklos, daß er gutes modernes Latein nicht zu schätzen vermocht hätte. In demselben Brief, auf welchen Johnson anspielt, sagt Boileau: „Ne croyez pas pourtant que je veuille par là blâmer les vers Latins que vous m'avez envoyés d'un de vos illustres académiciens. Je les ai trouvés fort beaux, et dignes de Vida et de Sannazar, mais non pas d' Horace et de Virgile." Mehrere Gedichte im modernen Latein sind von Boileau ganz so freigebig gepriesen worden, als er irgend etwas zu preisen gewohnt war. Er sagt z. B. von den Epigrammen des Pater Fraguier, Catullus schiene wieder ins Leben gekehrt zu sein. Aber der beste Beweis, daß Boileau jene nicht unterscheidende Verachtung für moderne lateinische Verse, die man ihm zur Last legt, nicht hegte, liegt darin, daß er lateinische Verse in mehreren Metren schrieb und veröffentlichte. In der That es trifft sich seltsam genug, daß der strengste Tadel, den er jemals über modernes Latein ausgesprochen, in lateinische Hexameter niedergelegt ist. Wir denken an das Bruchstück, welches beginnt:

„Quid numeris iterum me balbutire Latinis
Longe Alpes citra natum de patre Sicambro
Musa, jubes?*)

---

*) Was von Neuem lateinische Verse zu stammeln den diesseits

Aus diesen Gründen halten wir uns überzeugt, daß das Lob, welches Boileau den Machinae Gesticulantes und der Gerano-Pygmaeomachia spendete, aufrichtig war. Jedenfalls eröffnete er sich gegen Addison mit einer Freiheit, welche ein sicheres Zeichen von Achtung war. Literatur war der Hauptgegenstand des Gesprächs. Der alte Mann sprach über sein Lieblingsthema viel und gut, ja, wie sein junger Zuhörer dachte, unvergleichlich gut. Boileau besaß ohne Zweifel einige der Eigenschaften eines großen Kritikers. Es gebrach ihm an Phantasie, aber er hatte einen kräftigen Verstand. Sein literarischer Codex war auf enge Principien gegründet, aber bei seiner Anwendung bewies er viel Urtheil und Scharfsinn. In bloßen Stylsachen, abgesehen von der Idee, deren Gewand der Styl ist, war sein Geschmack vortrefflich. Er war mit den großen griechischen Schriftstellern wohl bekannt, und, wiewohl außer Stand, ihren schöpferischen Genius vollständig zu würdigen, bewunderte er doch die majestätische Einfachheit ihrer Manier, und hatte von ihnen gelernt, Bombast und Flitterwerk zu verachten. Wir halten es für leicht, im Spectator und im Guardian Spuren des theilweise heilsamen, theilweise schädlichen Einflusses zu entdecken, welchen Boileau's Geist auf Addison's Geist geübt.

Während Addison zu Paris war, trat ein Ereigniß ein, welches diese Hauptstadt zu einem unangenehmen Aufenthalte für einen Engländer und einen Whig machte. Karl, der Zweite dieses Namens, König von Spanien, starb und vermachte seine Gebiete dem Philipp, Herzog von Anjou, einem jüngeren Sohne des Dauphins. Der König von Frankreich nahm, in directer Verletzung seiner Uebereinkünfte sowohl mit England als mit

---

Weit der Alpen und von sicambrischem Vater Gebornen
Heißest Du, Muse?

den Generalstaaten, das Vermächtniß im Namen seines Enkels an. Das Haus Bourbon war auf dem Gipfel menschlicher Größe. England war überlistet worden, und fand sich in einer zugleich herabsetzenden und gefährlichen Lage. Das französische Volk, die Unfälle nicht vorhersehend, durch welche es die Treulosigkeit seines Souverains abzubüßen bestimmt war, wurde rasend vor Stolz und Entzücken. Jeder Mann sah aus, als wenn ihm so eben ein großes Erbgut verlassen worden wäre. „Die französische Unterhaltung," sagte Addison, „fängt an unerträglich zu werden; was schon vorher die eitelste Nation in der Welt war, ist jetzt schlimmer als je." Müde des anmaßenden Jubels der Pariser und wahrscheinlich voraussehend, daß der Friede zwischen Frankreich und England nicht von langer Dauer sein könne, reiste er nach Italien ab.

Im December 1700 *) schiffte er sich zu Marseille ein. Wie er längs der ligurischen Küste dahinglitt, entzückte ihn der Anblick der Myrthen und Olivenbäume, die ihr Grün auch während der Wintersonnenwende bewahrten. Bald jedoch hatte er einen der finsteren Stürme des mittelländischen Meeres zu bestehen. Der Capitain des Schiffes gab Alles verloren, und beichtete einem Kapuziner, welcher zufällig am Bord war. Der englische Ketzer rüstete sich inzwischen gegen die Schrecken des Todes durch Andachtsübungen ganz anderer Art. Welchen starken Eindruck aber diese gefahrvolle Fahrt auf ihn gemacht, ergiebt

*) Es ist seltsam, daß Addison, in der ersten Zeile seiner Reisebeschreibung, das Datum seiner Abreise von Versailles um ein ganzes Jahr verrückt hat, und daß dieser Schreibfehler, der die ganze Erzählung in unauflösbare Verwirrung bringt, in einer Folge von Ausgaben wiederholt, und niemals von Tickell oder von Hurd entdeckt worden ist.

sich aus der Ode: „Wie sind Deine Diener gesegnet, o Herr!“ welche lange nachher im Spectator erschien. Nach einigen Tagen der Beschwerde und Gefahr, war Addison froh, zu Savona zu landen, und seinen Weg über Gebirge, wo noch keine Landstraße durchgehauen war, nach der Stadt Genua zu nehmen.

Zu Genua, welches noch von seinem eigenen Doge, und von den Adeligen, deren Namen in seinem goldenen Buche verzeichnet waren, regiert wurde, hielt sich Addison nur kurze Zeit auf. Er bewunderte die engen Straßen, über welche sich lange Reihen hoher Paläste erhoben, die mit Frescos reichbedeckten Mauern, den prächtigen Tempel der Verkündigung, und die Tapeten, worauf der lange Ruhm des Hauses Doria berichtet war. Von da eilte er nach Mailand, wo er, mit mehr Verwunderung als Vergnügen, die gothische Pracht der Kathedrale betrachtete. Er fuhr über den See Benacus*), während ein frischer Wind wehte, und die Wogen tosten, wie sie tosten, als Virgil auf sie blickte. Zu Venedig, damals dem heitersten Punkte in Europa, brachte der Reisende den Carneval, die heiterste Zeit des Jahres, inmitten von Masken, Tänzen und Serenaden zu. Hier wurde er durch die absurden dramatischen Stücke, welche damals die italienische Bühne schändeten, zugleich ergötzt und geärgert. Einem dieser Stücke verdankte er dennoch einen wichtigen Anstoß. Er war zugegen, als ein lächerliches Schauspiel von dem Tode des Cato aufgeführt wurde. Cato, so scheint es, war in eine Tochter des Scipio verliebt. Die Dame hatte ihr Herz dem Cäsar geschenkt. Der zurückgewiesene Liebhaber beschloß, sich umzubringen. Er erschien, in seiner Bibliothek sitzend, einen Dolch in der Hand, einen Plutarch und einen Tasso vor sich, und in dieser Stellung hielt er einen Monolog,

*) Lago di Garda.

bevor er den Streich that. Wir wundern uns, daß ein so merkwürdiger Umstand, wie dieser, der Beachtung aller Biographen des Addison entgangen ist. Wir denken, es kann nicht der geringste Zweifel sein, daß diese Scene, trotz ihrer Ungereimtheiten und Anachronismen, die Phantasie des Reisenden ergriff und ihm den Gedanken eingab, Cato auf die englische Bühne zu bringen. Es ist wohlbekannt, daß er seine Tragödie um diese Zeit begonnen hat, und daß er die ersten vier Acte vor seiner Rückkehr nach England beendigte.

Auf seinem Wege von Venedig nach Rom wurde er durch den Wunsch, den kleinsten unabhängigen Staat in Europa zu sehen, einige Meilen von der Heerstraße abgezogen. Auf einem Felsen, wo der Schnee noch lag, ungeachtet der italienische Frühling schon weit vorgeschritten war, saß die kleine Feste San Marino. Die Straßen, die zu der abgeschlossenen Stadt führten, waren so schlecht, daß wenige Reisende sie jemals besucht hatten, und noch hatte Keiner einen Bericht über sie veröffentlicht. Addison konnte ein gutmüthiges Lächeln über die einfachen Gebräuche und Einrichtungen dieses eigenthümlichen Gemeinwesens nicht unterdrücken. Aber er bemerkte mit dem Frohlocken eines Whigs, daß die raue Gebirgsstrecke, welche das Gebiet der Republik war, von einem ehrlichen, gesunden und zufriedenen Landvolk dichtbewohnt war, während die reiche Ebene, welche die Hauptstadt der bürgerlichen und geistlichen Tyrannei umgab, kaum weniger öde war, als die ungelichteten Wildnisse Amerika's.

Zu Rom hielt sich Addison bei seinem ersten Besuche nur gerade so lange auf, daß er eine flüchtige Ansicht von St. Peter und dem Pantheon fassen konnte. Seine Eile ist um so auffallender, da die heilige Woche ganz nahe war. Er hat uns keinen Fingerzeig gegeben, der uns in den Stand setzte, zu er-

klären, warum er für gut fand, vor einem Schauspiele zu fliehen, welches jedes Jahr Personen von weit weniger Geschmack und Empfänglichkeit, als er besaß, aus fernen Gegenden herbeizieht. Vielleicht, da er allerdings auf Kosten einer durch ihre Feindschaft gegen die römische Kirche bezeichneten Regierung reiste, mag er gedacht haben, es werde unklug sein, wenn er dem prächtigsten Ritus dieser Kirche beiwohnen wollte. Viele Augen würden auf ihn gerichtet sein, und er möchte es schwierig finden, sich so zu verhalten, daß er weder seinen Gönnern in England, noch Denen, unter denen er sich aufhielte, Anstoß gäbe. Was immer seine Beweggründe gewesen sein mögen, er kehrte der erhabensten und rührendsten Ceremonie, die die Menschheit kennt, den Rücken und eilte die appische Straße entlang nach Neapel.

Neapel entbehrte damals der Anziehungspunkte, welche jetzt vielleicht seine vornehmsten sind. Der reizende Meerbusen und der furchtbare Berg waren zwar da. Aber über dem Theater von Herculaneum stand ein Pächterhaus, und Weinhecken wuchsen über den Straßen Pompeji's. Zwar waren die Tempel von Pästum dem Auge der Menschen nicht durch irgend eine große Erschütterung der Natur entzogen worden; aber, seltsam zu sagen, ihre Existenz war selbst für Künstler und Alterthumsforscher ein Geheimniß. Wiewohl nur wenige Stunden weit von einer großen Hauptstadt gelegen, wo Salvator nicht lange vorher gemalt hatte, und wo Vico damals Vorlesungen hielt, waren diese edlen Reste Europa so wenig bekannt, wie die Trümmerstädte, über denen die Wälder von Yucatan wachsen. Was zu Neapel zu sehen war, sah Addison. Er erklomm den Vesuv, untersuchte den Tunnel des Pausilippo und wanderte unter den Weinreben und Mandelbäumen von Capreä. Aber weder die Wunder der Natur, noch die der Kunst konnten seine

Aufmerksamkeit so beschäftigen, daß er verhindert worden wäre, wenn auch nur flüchtig, die Misbräuche der Regierung und das Elend des Volks zu bemerken. Das große Königreich, welches so eben an Philipp V. gekommen war, befand sich in einem Zustande der Lähmung und äußersten Schwäche. Selbst Castilien und Aragonien waren in Elend versunken. Aber im Vergleich mit den italienischen Dependenzen der spanischen Krone konnten Castilien und Aragonien blühend genannt werden. Es ist klar, daß alle Bemerkungen, welche Addison in Italien machte, darauf hinwirkten, ihn in den politischen Meinungen zu bestärken, die er von Hause mitgebracht. Bis zuletzt sprach er von auswärtigen Reisen als der besten Cur gegen Jakobitismus. In seinem Freisassen fragt der toryistische Fuchsjäger, wozu Reisen gut sei, außer um einen Mann französisch schnattern und gegen den leidenden Gehorsam sprechen zu lehren.

Von Neapel kehrte Addison zur See, längs der Küste, welche sein Liebling Virgil gefeiert hatte, nach Rom zurück. Die Felukke kam an dem Vorgebirge vorüber, wo die trojanischen Abenteurer das Ruder und die Tuba auf das Grab des Misenus gestellt hatten, und ankerte zu Nacht unter dem Schutze des in der Fabel berühmten Vorgebirges der Circe. Die Fahrt endete in der Tiber, welche noch immer mit dunklem Grün überhangen und noch immer von gelbem Sande getrübt war, wie, als sie den Augen des Aeneas sich darstellte. Von dem verfallenen Hafen von Ostia eilte der Fremde nach Rom, und in Rom blieb er während jener heißen und ungesunden Monate, wo, selbst im augusteischen Zeitalter, Alle, die sich davonmachen konnten, vor den tollen Hunden und vor den von Leichenbegängnissen geschwärzten Straßen flohen, um auf dem Lande die ersten Feigen der Jahreszeit zu pflücken. Es ist wahrscheinlich, daß er an den zu Rom verbrachten August und September dachte, als er lange

nachher in Versen seinen Dank an die Vorsehung ergoß, die ihn in Stand gesetzt, unversehrt in vergifteter Luft zu athmen.

Erst gegen das Ende des October riß er sich von den Meisterstücken der alten und neuen Kunst los, welche in der Stadt, die so lange die Herrin der Welt gewesen, gesammelt waren. Dann reiste er nordwärts, ging durch Siena und vergaß einen Augenblick seine Vorurtheile für die alte Architektur, als er auf die prächtige Kathedrale blickte. Zu Florenz verbrachte er einige Tage mit dem Herzog von Shrewsbury, welcher, gesättigt von dem Vergnügen des Ehrgeizes und dessen Beschwerden nicht ertragend, beide Parteien fürchtend und keine von beiden liebend, beschlossen hatte, nach Italien zurückgezogen, hier Talente und Vorzüge zu verbergen, welche, wenn sie mit festen Grundsätzen und bürgerlichem Muthe vereinigt gewesen, ihn zum ersten Manne seines Zeitalters hätten machen mögen. Diese Tage, erfahren wir, verstrichen angenehm, und wir können das leicht glauben. Denn Addison war ein entzückender Gesellschafter, wenn er sich behaglich fühlte, und der Herzog vergaß zwar selten, daß er ein Talbot war, besaß aber die unschätzbare Kunst, Alle, die ihm nahekamen, sich behaglich fühlen zu machen.

Addison widmete Florenz und besonders den Sculpturen im Museum, die er selbst denen des Vaticans vorzog, einige Zeit. Dann setzte er seine Reise durch eine Gegend fort, in welcher die Verwüstungen des letzten Krieges noch erkennbar waren, und in welcher alle Menschen mit Besorgniß einen noch wilderen Kampf voraussahen. Eugen war bereits von den rhätischen Alpen herabgestiegen, um mit Catinat über die reiche Ebene der Lombardei zu streiten. Der treulose Regent von Savoyen wurde noch zu den Verbündeten Ludwigs gerechnet. England hatte noch nicht förmlich den Krieg an Frankreich erklärt; aber Manchester hatte Paris verlassen, und die Unter-

handlungen, welche die große Allianz gegen das Haus Bourbon hervorriefen, waren im Gange. Unter solchen Umständen war es wünschenswerth für einen englischen Reisenden, ohne Verzug auf neutralen Boden zu kommen. Addison beschloß, über den Mont Cenis zu gehen. Es war December, und die Straße war sehr verschieden von der, welche jetzt den Fremden an Napoleons Macht und Genie erinnert. Der Winter war jedoch mild und der Uebergang für jene Zeiten leicht. Auf diese Reise spielte Addison an, wenn er in der bereits angeführten Ode sagte, daß für ihn die göttliche Güte die weißen Alpenberge erwärmt habe.

Es war inmitten des ewigen Schnees, daß er seine Epistel an seinen Freund Montague, jetzt Lord Halifax, verfaßte. Diese einst weitberühmte Epistel ist jetzt nur forschungslustigen Lesern bekannt, und wer sie kennt, wird schwerlich glauben, daß sie Addison's Ruhm in irgend erkennbarem Grade erhöhe. Sie ist jedoch entschieden jedem englischen Gedichte, was er bis dahin veröffentlicht hatte, überlegen. Ja wir halten sie für ganz ebenso gut, als irgend ein Gedicht im heroischen Versmaß, welches in der Zwischenzeit zwischen dem Tode Dryden's und der Veröffentlichung des Essay's über die Kritik erschienen. Sie enthält Stellen, die so gut sind, wie Pope's Stellen zweiter Classe, und die den Ruf Parnell's oder Prior's erhöht haben würden.

Doch wie es auch mit den literarischen Verdiensten oder Mängeln der Epistel stehen möge, sie macht unstreitig den Grundsätzen und dem Muthe des Verfassers Ehre. Halifax hatte jetzt nichts zu geben. Er war aus der Gewalt gestürzt, war zum Ziel der Schmähung gemacht, war von dem Hause der Gemeinen angeklagt worden, und wenn auch seine Peers die Anklage abgewiesen, so hatte er doch, wie es schien, wenig Aussicht, jemals wieder ein hohes Amt zu bekleiden. Die in solcher Zeit geschriebene Epistel ist einer der vielen Beweise, daß der Milde

und Mäßigung, welche Addison von allen anderen Männern des öffentlichen Lebens in jenen stürmischen Zeiten unterschieden, keinerlei Feigheit oder Niedrigkeit beigemischt war.

Zu Genf erfuhr der Reisende, daß in England ein theilweiser Ministerwechsel stattgefunden habe, und daß der Earl von Manchester Staatssecretair geworden sei. Manchester bemühte sich, seinem jungen Freunde zu dienen. Es ward für rathsam erachtet, einen englischen Agenten in Eugen's Umgebung in Italien zu haben, und Addison, dessen diplomatische Ausbildung jetzt vollendet war, war der Mann, den man dazu bestimmte. Er schickte sich an, seine ehrenvollen Functionen anzutreten, als alle seine Aussichten für einige Zeit durch den Tod Wilhelms III. verdunkelt wurden.

Anna hatte seit langer Zeit eine starke persönliche, politische und religiöse Abneigung gegen die Whigpartei empfunden. Diese Abneigung zeigte sich in den ersten Maßregeln ihrer Regierung. Manchester verlor die Siegel, nachdem er sie erst wenige Wochen gehabt. Weder Somers, noch Halifax wurden in den Geheimen Rath eingeschworen.*) Addison theilte das Schicksal seiner drei Patrone. Seine Hoffnungen auf Anstellung im öffentlichen Dienste waren zu Ende; seine Pension ward sistirt, und er war genöthigt, für seinen Unterhalt selbst zu sorgen. Er wurde Führer eines jungen englischen Reisenden und scheint mit seinem Zögling einen großen Theil der Schweiz und Deutschlands durchstreift zu haben. Zu jener Zeit schrieb er seinen ansprechenden Aufsatz über antike Münzen. Er wurde erst

---

*) Bei jedem Regierungswechsel wird der Geheime Rath von Neuem vereidet, und die Mitglieder des zeitherigen, die man entlassen will, werden dadurch stillschweigend entlassen, daß man sie in den neuen nicht wieder aufnimmt. B.

nach seinem Tode veröffentlicht; aber mehrere ausgezeichnete Gelehrte sahen das Manuscript und zollten der Anmuth des Styles und der durch die Citate bewiesenen Gelehrsamkeit und Scharfsinnigkeit gerechtes Lob.

Von Deutschland ging Addison nach Holland, wo er die traurige Nachricht von dem Tode seines Vaters erhielt. Nachdem er einige Monate in den Vereinigten Provinzen zugebracht, kehrte er gegen Ende des Jahres 1703 nach England zurück. Er wurde daselbst von seinen Freunden herzlich empfangen und durch sie in den Kit-Cat-Club eingeführt, eine Gesellschaft, in welcher sich alle die verschiedenartigen Talente und Vorzüge vereinigten, welche damals der Whigpartei Glanz gaben.

Addison war einige Monate hindurch nach seiner Rückkehr von dem Festlande durch Geldverlegenheiten schwer bedrängt. Doch stand es bald in der Macht seiner edlen Patrone, ihm wirksam zu nützen. Ein stiller und allmäliger, aber höchst bedeutungsvoller politischer Wechsel schritt täglich weiter. Anna's Regierungsantritt war von den Tories mit Entzückungen von Freude und Hoffnung begrüßt worden, und eine Zeit lang schien es, als wären die Whigs gefallen, um nie wieder aufzustehen. Der Thron war von Männern umgeben, von denen man annahm, daß sie der königlichen Machtvollkommenheit und der Kirche ergeben seien, und unter ihnen stand Niemand so hoch in der Gunst des Souverains, als der Lordschatzmeister Godolphin und der General en Chef Marlborough.

Die Landgentlemen und Landgeistlichen hatten vollkommen erwartet, die Politik dieser Minister werde der fast unausgesetzt von Wilhelm befolgten direct entgegengesetzt sein; das Landinteresse werde auf Kosten des Handels befördert, die fundirte Schuld werde nicht weiter vermehrt, die von dem vorigen Kö-

nige den Dissenters bewilligten Rechte würden beschnitten, wenn nicht aufgehoben werden; der Krieg mit Frankreich, wenn es einen solchen Krieg geben müsse, werde auf unsrer Seite fast gänzlich ein Seekrieg sein, und die Regierung werde enge Verbindungen mit fremden Mächten und vor Allem mit Holland vermeiden.

Aber die Landgentlemen und Landgeistlichen waren, nicht zum letzten Male, bestimmt, getäuscht zu werden. Die Vorurtheile und Leidenschaften, welche ungezügelt in Vicarieen, in Kathedralclausuren und in den Edelhöfen fuchsjagender Squires tobten, wurden von den Häuptern des Ministeriums nicht getheilt. Diese Staatsmänner erkannten, daß es sowohl im Interesse des Ganzen, als in ihrem eigenen liege, wenigstens in Bezug auf die Allianzen des Landes und die Führung des Krieges eine Whigpolitik anzunehmen. Wurde aber die auswärtige Politik der Whigs angenommen, so war es unmöglich, sich der Annahme ihrer Finanzpolitik zu erwehren. Die natürlichen Folgen traten ein. Die strengen Tories wurden der Regierung entfremdet. Die Stimmen der Whigs wurden ihr nothwendig. Die Stimmen der Whigs konnten nur durch weitere Concessionen gesichert werden, und die Königin wurde bestimmt, weitere Concessionen zu machen.

Zu Anfang des Jahres 1704 zeigte der Stand der Parteien eine nahe Analogie zu dem Stande der Parteien im Jahre 1826. 1826 wie 1704 bestand ein in zwei feindliche Sectionen getheiltes Toryministerium. Die Stellung des Mr. Canning und seiner Freunde im Jahre 1826 entsprach der, welche Marlborough und Godolphin im Jahre 1704 einnahmen. Nottingham und Jersey waren 1704, was Lord Eldon und Lord Westmoreland 1826 waren. Die Whigs von 1704 waren in einer ähnlichen Stellung, wie in der die Whigs von 1826 sich

befanden. Im Jahre 1704 waren Somers, Halifax, Sunderland, Cowper nicht im Amte. Es bestand keine erklärte Coalition zwischen ihnen und den gemäßigten Tories. Es ist wahrscheinlich, daß noch keine, auf eine solche Coalition abzielende directe Mittheilung stattgefunden hatte, und doch sah alle Welt, daß eine solche Coalition unvermeidlich, ja daß sie schon halb zu Stande gekommen sei. So oder ungefähr so war der Stand der Dinge, als die Nachricht von der großen, bei Blenheim am 13. August 1704 gefochtenen Schlacht ankam. Von den Whigs wurde die Nachricht mit Entzückungen der Freude und des Stolzes begrüßt. Sie konnten keines Fehlers, keiner Ursache zum Streit gegen den Feldherrn gedenken, dessen Genie in Einem Tage die Gestalt Europas geändert, den kaiserlichen Thron gerettet, das Haus Bourbon gedemüthigt und das Thronfolgegesetz gegen fremde Feindseligkeit gesichert hatte. Die Stimmung der Tories war ganz anders. Zwar konnten sie ohne Unklugheit nicht offen ein Bedauern über ein ihrem Vaterlande so ruhmvolles Ereigniß ausdrücken; aber ihre Glückwünsche waren so kalt und verdrossen, daß der siegreiche General und seine Freunde tiefen Unmuth darüber empfanden.

Godolphin war kein Freund der Lectüre. Die Zeit, die er den Geschäften absparen konnte, pflegte er zu Newmarket oder am Spieltisch zu verbringen. Aber er war nicht unbedingt indifferent gegen die Poesie, und er war ein zu einsichtsvoller Beobachter, um nicht zu erkennen, daß die Literatur ein furchtbares Werkzeug des politischen Kampfes sei, und daß die großen Whigführer dadurch, daß sie guten Schriftstellern eine freigebige und verständige Gönnerschaft zu Theil werden ließen, ihre Partei verstärkt und ihren Ruf gehoben hatten. Er ärgerte sich, und nicht ohne Grund, über die äußerste Schlechtigkeit der Gedichte, die zu Ehren der Schlacht von Blenheim erschienen.

Eines dieser Gedichte ist durch die ausgesuchte Ungereimtheit dreier Zeilen der Vergessenheit entrissen worden.

„Zweitausend Herrn zum Mindsten denke dir,
Auf bäumendem Roß Jedweden sitzend hier;
In Haufen stieß man in die Donau sie."

Woher bessere Verse zu bekommen wären, wußte der Schatzmeister nicht. Er verstand, eine Anleihe zu unterhandeln, oder eine Subsidie zu übermachen; er war auch in der Geschichte der Wettrennen und Hahnengefechte wohlbewandert; aber seine Bekanntschaft mit Dichtern war sehr gering. Er zog Halifax zu Rathe; aber Halifax that, als wolle er das Amt eines Rathgebers ablehnen. Er habe, sagte er, wie er die Macht hatte, sein Bestes gethan, Männer aufzumuntern, deren Gaben und Vorzüge ihrem Vaterlande Ehre machen könnten. Diese Zeiten seien vorüber. Andere Grundsätze hätten gesiegt. Man lasse das Verdienst in Dunkelheit schmachten, und das öffentliche Geld werde an Solche vergeudet, die es nicht verdienten. „Ich kenne," fügte er hinzu, „einen Gentleman, der die Schlacht in einer des Gegenstandes würdigen Weise feiern würde; aber ich will ihn nicht nennen." Godolphin, der in der sanften Erwiederung, die den Zorn abwendet, erfahren, und der genöthigt war, den Whigs den Hof zu machen, entgegnete mild, daß Halifax nur zu viel Grund zu seinen Beschwerden habe, daß aber die Misstände ihrer Zeit abgestellt werden würden, und daß inzwischen die Dienste eines Mannes, wie ihn Halifax geschildert habe, freigebig belohnt werden sollten. Halifax erwähnte nun Addison, bestand aber, der Würde so sehr, wie des pecuniären Interesses seines Freundes gedenkend, darauf, daß der Minister sich in der artigsten Weise an Addison selbst wenden solle, und dies versprach Godolphin zu thun.

Addison hatte damals ein Dachstübchen, drei Treppen hoch,

über einem kleinen Laden in Haymarket inne. In dieser bescheidenen Wohnung wurde er an dem Morgen, welcher der Unterredung zwischen Godolphin und Halifax folgte, durch einen Besuch von keiner geringeren Person überrascht, als dem sehr ehrenwerthen Heinrich Boyle, damals Kanzler der Schatzkammer und nachmals Lord Carleton. Dieser hochgeborene Minister war von dem Lord Schatzmeister als Gesandter an den dürftigen Poeten geschickt worden. Addison übernahm bereitwillig die vorgeschlagene Aufgabe, eine Aufgabe, welche für einen so guten Whig wahrscheinlich ein Vergnügen war. Als das Gedicht wenig über die Hälfte fertig war, zeigte er es Godolphin, der darüber und besonders über das berühmte Gleichniß des Engels entzückt war. Addison erhielt sogleich eine Commissarstelle mit ungefähr 200 Pfund jährlich und die Versicherung, daß diese Anstellung nur ein Handgeld auf größere Gunstbeweise sei.

Der Feldzug kam heraus und wurde von dem Publicum so sehr bewundert, wie von dem Minister. Er gefällt uns im Ganzen weniger, wie die Epistel an Halifax. Doch nimmt er unstreitig eine hohe Stelle unter den Gedichten ein, welche in der Zwischenzeit zwischen dem Tode Dryden's und dem Erwachen von Pope's Genius erschienen. Das Hauptverdienst des Feldzugs besteht, wie wir meinen, in Dem, worauf Johnson aufmerksam machte, der männlichen und vernunftgemäßen Verwerfung der Fiction. Der erste große Dichter, dessen Werke auf uns gekommen sind, sang vom Kriege, lange bevor der Krieg eine Wissenschaft oder ein Gewerbe wurde. Wenn zu seiner Zeit zwischen zwei kleinen griechischen Städten Feindschaft war, so ergoß jede ihren Haufen von des Kriegs unkundigen und mit Arbeitswerkzeugen, welche in roher Weise in Waffen verwandelt worden, bewehrten Bürgern. Auf jeder Seite traten wenige Führer hervor, deren Reichthum sie in den Stand gesetzt hatte, sich

gute Rüstung, Pferde und Wagen zu schaffen, und deren Muße sie in den Stand gesetzt hatte, militärische Uebungen zu treiben. Ein solcher Führer, wenn er ein Mann von großer Kraft, Behendigkeit und Muth war, war wahrscheinlich furchtbarer, als 20 gewöhnliche Menschen, und die Kraft und Geschicklichkeit, womit er seinen Speer warf, mochte keinen unerheblichen Antheil an der Entscheidung über den Ausgang des Tages haben. So waren wahrscheinlich die Schlachten, mit denen Homer bekannt war. Aber Homer berichtete die Thaten von Männern einer früheren Generation, von Männern, die von den Göttern entsprangen und mit den Göttern Angesicht zu Angesicht verkehrten, von Männern, von denen Einer mit Leichtigkeit Felsen schleudern konnte, welche zwei starke Kerle einer späteren Periode nicht einmal aufzuheben vermocht hätten. Er stellte daher natürlich ihre kriegerischen Thaten als denen der stärksten und erfahrensten Kämpfer seines eigenen Zeitalters in der Gattung ähnlich, aber sie weit an Größe übertreffend dar. Achilles, angethan mit im Himmel gefertigter Rüstung, von himmelentsprossenen Rennern gezogen, den Speer haltend, den Niemand als er erheben konnte, ganz Troja und Lycien vor sich her treibend und den Skamander mit Todten stopfend, war nur eine prächtige Uebersteigerung des wirklichen Helden, welcher stark, furchtlos, an den Gebrauch der Waffen gewöhnt, durch Schild und Helm aus der besten Werkstätte von Sidon geschirmt und von Rossen thessalischer Zucht dahingerissen, mit seinem eigenen rechten Arme Feind auf Feind dahinstreckt. Bei allen rohen Nationen finden sich ähnliche Vorstellungen. Noch heutigen Tages giebt es Gegenden, wo der Leibgardist Shaw für einen viel größeren Krieger gehalten werden würde, als der Herzog von Wellington. Bonaparte liebte es, das Erstaunen zu schildern, mit welchem die Mameluken auf seine kleine Figur blick-

ten. Murad Bey, der sich vor allen seinen Genossen durch seine Körperkraft und durch die Geschicklichkeit auszeichnete, mit der er sein Roß und seinen Säbel führte, konnte nicht glauben, daß ein Mann, der kaum fünf Fuß hoch war und wie ein Fleischer ritt, der größte Soldat in Europa sei.

Homer's Schilderungen des Krieges hatten daher soviel Wahrheit, als die Poesie verlangt. Gänzlich aber fehlte die Wahrheit den Leistungen Derer, welche, von Schlachten schreibend, die mit den Schlachten seiner Zeiten kaum irgend etwas gemein hatten, seine Manier sklavisch nachahmten. Die Thorheit des Silius Italicus insbesondere ist geradezu ekelhaft. Er unternahm es, in Versen die Wechselfälle eines großen Kampfes zwischen Generälen vom ersten Range zu berichten, und seine Erzählung bewegt sich um die gräßlichen Wunden, die diese Generäle mit eigenen Händen schlugen. Hasdrubal schleudert einen Speer, der die Schulter des Consul Nero streift; aber Nero sendet seinen Speer in Hasdrubal's Seite. Fabius erschlägt Thuris und Butes und Maris und Arses und den langhaarigen Adherbes und den riesigen Thylis und Sapharus und Monäsus und den Tubabläser Morinus. Hannibal rennt Perusinus mit einem Pfahl durch das Schaambein, und zerbricht das Rückenbein des Telesinus mit einem großen Steine. Diese abscheuliche Mode wurde in neueren Zeiten nachgeahmt und fuhr fort, bis herunter auf das Zeitalter Addison's zu herrschen. Mehrere Versemacher hatten Wilhelm geschildert, wie er durch seine einzelne Bravour Tausende in die Flucht trieb und den Boyne mit irischem Blute färbte. Ja ein so schätzenswerther Schriftsteller, wie Johann Philips, der Verfasser des „glänzenden Schillings", stellte Marlborough dar, als habe er die Schlacht von Blenheim lediglich durch Muskelkraft und Fechterkunst gewonnen. Die folgenden Zeilen mögen als Probe dienen:

„Churchill, erschauend, wo
Des Tallard Wuth am Meisten überwog,
Wirft sich entgegen dem Vertilgerarm.
In jäher Eile reitend, drängt er sich
Durch Hügel sterbender Helden und im Tod
Hinrollender Rosse. Graus vom Blute folgt
Verderben seinem Wuthpfad. Um sein Haupt
Unschädlich spielen glühende Kugeln, wo
Grimm und gebietrisch waltend, gallischen
Flüchtlingen Todesstreich' er giebt. In gallisch Blut
Färbt er sein rauchend Schwert, bestreut den Grund
Mit Reih'n Enthaupteter. Wie können sie
Das Schwert, das weit vernichtende, bestehn?"

Mit trefflichem Verstand und Geschmack ging Addison von dieser lächerlichen Mode ab. Er sparte sein Lob für die Eigenschaften auf, welche Marlborough wahrhaft groß machten: Energie, Scharfsinn, Kenntniß der Kriegswissenschaft. Vor Allem aber pries der Dichter die Festigkeit jenes Geistes, welcher, inmitten von Verwirrung, Tumult und Gemetzel, Jegliches mit der heiteren Weisheit einer höheren Einsicht untersuchte und ordnete.

Hier war es, wo er den berühmten Vergleich Marlborough's mit einem Engel, der den Wirbelwind leitet, anbrachte. Wir wollen die allgemeine Richtigkeit der Bemerkungen Johnson's über diese Stelle nicht bestreiten. Aber wir müssen einen Umstand hervorheben, welcher allen Kritikern entgangen zu sein scheint. Der außerordentliche Eindruck, welchen dieses Gleichniß bei seinem ersten Erscheinen machte, und welcher der folgenden Generation unerklärlich schien, ist ohne Zweifel hauptsächlich einer Zeile zuzuschreiben, welche die meisten jetzigen Leser für eine schwache Einschiebung ansehen:

„Wie jüngst er durch das blasse England fuhr."

Addison sprach nicht von einem Sturme, sondern von dem

Sturme. Der große Sturm vom November 1703, der einzige Sturm, der in unsrer Breite der Wuth eines tropischen Orkans gleichgekommen ist, hatte eine furchtbare Erinnerung in den Gemüthern aller Menschen hinterlassen. Kein anderer Sturm hat jemals in diesem Lande zu einer parlamentarischen Adresse oder einem Fasttag Anlaß gegeben. Ganze Flotten waren gescheitert. Große Häuser waren umgerissen worden. Ein Prälat war unter den Trümmern seines Palastes begraben worden. London und Bristol hatten wie eben erstürmte Städte ausgesehen. Hunderte von Familien waren noch in Trauer. Die ausgestreckten Stämme großer Bäume und die Trümmer von Häusern bezeugten noch in allen südlichen Grafschaften die Wuth des Sturmes. Die Popularität, deren sich das Gleichniß des Engels bei den Zeitgenossen Addison's erfreute, ist uns immer als ein merkwürdiger Beweis des Vortheils erschienen, welchen in Rednerkunst und Poesie das Besondere vor dem Allgemeinen voraushat.

Bald nach dem Feldzug erschien Addison's Beschreibung seiner Reisen in Italien. Der erste Eindruck, den diese Beschreibung hervorbrachte, war getäuschte Erwartung. Die Masse der Leser, welche Politik und Scandal, Betrachtungen über die Entwürfe des Victor Amadäus und Anekdoten über die Lustbarkeiten der Klöster und die Liebeshändel von Cardinälen und Nonnen erwartete, war betroffen, zu finden, daß der Geist des Schriftstellers sich mehr mit dem Kriege zwischen den Trojanern und den Rutulern, als mit dem Kriege zwischen Frankreich und Oesterreich beschäftigte, und daß er von keinem Scandale neueren Datums gehört zu haben schien, als die Galanterieen der Kaiserin Faustina. Mit der Zeit jedoch überwog das Urtheil der Wenigen das der Vielen, und bevor das Buch wieder aufgelegt wurde, war es so begierig gesucht, daß es für das Fünffache des ursprünglichen Preises verkauft wurde. Es wird noch

immer mit Vergnügen gelesen; der Styl ist rein und fließend; die classischen Citate und Anspielungen sind zahlreich und glücklich, und wir werden hier und da durch jenen besonders milden und feinen Humor erfreut, worin Addison alle Menschen übertraf. Gleichwohl darf dieses anmuthige Werk, selbst wenn man es blos als die Geschichte einer literarischen Reise betrachtet, mit Recht wegen seiner Unterlassungsfehler getadelt werden. Wir haben bereits gesagt, daß es, wie reich es auch an Auszügen aus den lateinischen Dichtern ist, kaum irgend eine Bezugnahme auf die lateinischen Redner und Geschichtschreiber enthält. Wir müssen hinzufügen, daß es wenig oder vielmehr keine Auskunft in Betreff der Geschichte und Literatur des neueren Italiens enthält. Soviel wir uns entsinnen können, erwähnt Addison weder Dante, noch Petrarch, Boccaccio, Bojardo, Berni, Lorenz von Medicis, oder Macchiavelli. Er erzählt uns kalt, daß er zu Ferrara das Grabmal des Ariost gesehen, und daß er zu Venedig die Gondeliere Verse des Tasso singen hörte. Aber um Tasso und Ariost kümmerte er sich weit weniger, als um Valerius Flaccus und Sidonius Apollinaris. Die sanfte Strömung des Ticino bringt ihm eine Zeile des Silius in den Sinn. Der Schwefeldampf von Albula erinnert ihn an mehrere Stellen des Martial. Aber er hat kein Wort von den berühmten Todten von Santa Croce*) zu sagen; er durchreist den Wald von Ravenna, ohne sich des gespenstischen Jägers zu erinnern, und er wandert Rimini auf und ab, ohne an Francesca zu denken. Zu Paris hatte er eifrig eine Unterredung mit Boileau gesucht; aber er scheint gar nicht bemerkt zu haben, daß er zu Florenz in der Nähe eines Dichters war, mit welchem Boileau keine Ver-

---

*) Galilei, Macchiavelli, Michael Angelo und Dante, jetzt auch Alfieri, schlummern in der heiligen Kreuzkirche zu Florenz. B.

gleichung aushalten konnte, des größten lyrischen Dichters der neueren Zeiten, des Vincenzio Filicaja. Dies ist um so merkwürdiger, als Filicaja der Lieblingsdichter des hochgebildeten Somers war, unter dessen Schutz Addison reiste, und dem der Bericht von den Reisen gewidmet ist. Die Wahrheit ist, Addison wußte wenig von der Literatur des neueren Italiens, und kümmerte sich noch weniger darum. Seine Lieblingsmuster waren lateinische. Seine Lieblingskritiker waren französische. Die eine Hälfte der von ihm gelesenen toscanischen Poesie erschien ihm maaßlos, und die andere Hälfte geziert.

Seinen Reisen folgte die lebensvolle Oper Rosamunde. Dies Stück war schlecht in Musik gesetzt, und scheiterte deshalb auf der Bühne; gedruckt aber hatte es vollständigen Erfolg und ist in der That in seiner Art vortrefflich. Die Sanftheit, mit der die Verse dahingleiten, und die Geschmeidigkeit, mit der sie sich aneinanderschließen, ist, für unsere Ohren mindestens, sehr gefällig. Wir sind geneigt, zu meinen, daß, wenn Addison dem Pope die heroischen Doppelverse, und dem Rowe die reimlosen Verse überlassen, sich selbst aber auf das Verfassen froher und lebensvoller Lieder gelegt hätte, sein Ruf als Dichter weit höher stehen würde, als er jetzt steht. Einige Jahre nach seinem Tode wurde Rosamunde von Doctor Arne wieder in Musik gesetzt, und mit vollständigem Erfolge aufgeführt. Mehrere Rollen behielten lange ihre Popularität und wurden, während des letzten Theiles der Regierung Georgs II., täglich zu allen Clavieren in England gesungen.

Während Addison sich so unterhielt, wurden seine Aussichten und die Aussichten seiner Partei fortwährend glänzender und glänzender. Im Frühling 1705 wurden die Minister von dem Zwange befreit, den ihnen ein Haus der Gemeinen auflegte, in welchem Tories der verkehrtesten Classe die Oberhand

hatten. Die Wahlen waren den Whigs günstig. Die Coalition, die sich stillschweigend und allmälig gebildet hatte, wurde nun offen erklärt. Das große Siegel wurde Cowper gegeben. Somers und Halifax wurden in den Geheimen Rath eingeschworen. Halifax wurde im folgenden Jahre abgeschickt, um dem Kurprinzen von Hannover die Decorationen des Hosenbandordens zu überbringen, und wurde auf dieser ehrenvollen Sendung von Addison begleitet, der so eben Unterstaatssecretair geworden war. Der Staatssecretair, unter welchem Addison zuerst diente, war Sir Karl Hedges, ein Tory. Hedges wurde jedoch bald entlassen, um dem heftigsten der Whigs, Karl Earl von Sunderland, Platz zu machen. In der That, in jedem Verwaltungszweige wurden die Hochkirchenmänner genöthigt, ihren Gegnern zu weichen. Zu Ende des Jahres 1707 versuchten die noch im Amte verbliebenen Tories, sich, mit Harley an der Spitze, zu sammeln. Der Versuch war aber, obwohl die Königin, welche immer im Herzen toryistisch gewesen war und sich jetzt mit der Herzogin von Marlborough veruneinigt hatte, unglücklich. Noch war es die Zeit nicht dazu. Der Generalissimus war auf dem Gipfel der Popularität und des Ruhms. Die Niederkirchenpartei hatte eine Mehrheit im Parlamente. Die Landsquires und Rectoren ließen zwar gelegentlich ein wildes Gebrumm hören, waren aber größtentheils in einem Zustande der Erstarrung, welcher anhielt, bis sie durch den Proceß gegen Sacheverell zur Thätigkeit und in der That zum Wahnsinn erweckt wurden. Harley und seine Anhänger waren genöthigt, sich zurückzuziehen. Der Sieg der Whigs war vollständig. Bei den allgemeinen Wahlen von 1708 wurde ihre Macht in dem Hause der Gemeinen unwiderstehlich, und vor dem Ende dieses Jahres wurde Somers zum Lord-Präsident des Geheimen Raths ernannt und Wharton Lord-Lieutenant von Irland.

Addison saß für Malmsbury in dem Hause der Gemeinen, das 1708 erwählt wurde. Aber das Haus der Gemeinen war kein Feld für ihn. Die Schüchternheit seines Wesens machte seinen Witz und seine Beredtsamkeit unbrauchbar zur Debatte. Er erhob sich einmal, konnte aber sein Mistrauen nicht überwinden und verblieb von da an fortwährend schweigend. Niemand kann es für befremdend halten, daß ein großer Schriftsteller als Redner scheitern kann. Aber wahrscheinlich werden es Viele für befremdend halten, daß Addison's Scheitern als Redner keinen ungünstigen Einfluß auf sein Glück als Staatsmann gehabt hat. Auch in unsrer Zeit kann ein Mann von hohem Rang und großem Vermögen, wenn er auch sehr wenig und sehr schlecht spricht, einen bedeutenden Posten einnehmen. Aber es würde jetzt unbegreiflich sein, daß ein bloßer Abenteurer, ein Mann, der, wenn er nicht im Amte war, von seiner Feder leben mußte, in wenigen Jahren nach und nach Unterstaatssecretair, erster Secretair für Irland und Staatssecretair werden könnte, ohne einiges Rednertalent zu besitzen. Addison, nicht von hoher Abkunft und mit geringem Vermögen, stieg zu einem Posten, den zu bekleiden Herzoge, die Häupter der großen Häuser Talbot, Russell und Bentinck, sich zur Ehre gerechnet haben. Ohne seine Lippen zur Debatte zu öffnen, stieg er zu dem höchsten Posten, welchen Chatham oder Fox jemals erreichten. Und er that dies, bevor er neun Jahre im Parlamente gewesen war. Wir müssen zur Erklärung dieses anscheinenden Wunders auf die besonderen Umstände blicken, in welche jene Generation versetzt war. Während der Zwischenzeit, welche zwischen der Zeit, wo die Censur der Presse aufhörte, und der Zeit verfloß, wo die Parlamentsverhandlungen frei berichtet zu werden anfingen, waren literarische Talente für einen Mann des öffentlichen Lebens von viel größerer, und Rednertalente von

viel geringerer Wichtigkeit, als in unserer Zeit. Gegenwärtig ist der beste Weg, einer Thatsache, oder Erörterung rasche und weite Publicität zu geben, daß man diese Thatsache oder Erörterung in einer im Parlamente gehaltenen Rede anbringt. Wenn ein politischer Aufsatz erscheinen sollte, welcher das „Verhalten der Alliirten," oder die besten Nummern des „Freisassen" überträfe, so würde die Verbreitung eines solchen Aufsatzes, im Vergleich mit der Verbreitung jedes bemerkenswerthen Wortes, was bei den Berathungen der gesetzgebenden Gewalt geäußert worden, in der That langsam sein. Eine des Morgens um 4 im Hause der Gemeinen gehaltene Rede ist vor 10 auf 30,000 Tischen. Eine am Montag gehaltene Rede wird an der Mittwoch von Massen in Antrim und Aberdeenshire gelesen. Mit Hilfe des Geschwindschreibers hat der Redner in großem Maaße den Flugschriftler beseitigt. Unter Anna's Regierung stand es nicht so. Die beste Rede konnte damals keinen Eindruck, außer auf Die machen, die sie gehört hatten. Nur vermittelst der Presse konnte auf die Meinung des Publicums außerhalb der Thüren gewirkt werden, und die Meinung des Publicums außerhalb der Thüren mußte in einem durch Parlamente regierten, und in jener Zeit in der That durch dreijährige Parlamente regierten Lande von der höchsten Bedeutung sein. Die Feder war daher ein furchtbareres politisches Werkzeug als die Zunge. Mr. Pitt und Mr. Fox stritten nur im Parlamente. Aber Walpole und Pulteney, die Pitt und Fox einer früheren Periode, hatten das Nöthige noch nicht halb gethan, wenn sie sich inmitten der Beifallsrufe des Hauses der Gemeinen niedersetzten. Sie hatten immer noch ihre Sache vor dem Lande zu führen, und dies konnten sie nur vermittelst der Presse thun. Ihre Schriften sind jetzt vergessen. Aber es ist gewiß, daß es in der Grubstraße wenige fleißigere Scribenten von „Gedanken, Briefen, Ant=

worten, Bemerkungen" gab, als diese zwei großen Parteihäupter. Pulteney gab, wie er Führer der Opposition war und 30,000 des Jahres besaß, den Craftsman*) heraus. Walpole, wiewohl kein Mann von literarischen Gewohnheiten, war der Verfasser von mindestens zehn Flugschriften, und noch viel mehr wurden von ihm ausgefeilt und berichtigt. Diese Thatsachen beweisen hinlänglich, von wie großer Wichtigkeit literarischer Beistand damals für die streitenden Parteien war. St. John war unter Anna's Regierung sicher der beste Redner der Tories; Cowper war wahrscheinlich der beste Redner der Whigs. Aber man kann sehr im Zweifel sein, ob St. John so viel für die Tories that, als Swift, und ob Cowper so viel für die Whigs that, als Addison. Wenn man diese Verhältnisse gehörig erwägt, so wird man es nicht befremdend finden, daß Addison höher im Staate aufstieg, als irgend ein Engländer, lediglich vermittelst literarischer Talente, zu steigen vermocht hat. Swift würde, aller Wahrscheinlichkeit nach, eben so hoch gestiegen sein, wäre er nicht durch seinen Priesterrock und seine weiten Aermel gehindert worden. Soviel die Huldigung der Großen anging, so genoß Swift so viel davon, als wenn er Lord Schatzmeister gewesen wäre.

Zu dem Einflusse, welchen Addison aus seinen literarischen Talenten schöpfte, kam der ganze Einfluß, der aus dem Charakter erwächst. Die Welt, immer geneigt, von dürftigen politischen Abenteurern das Schlimmste zu denken, war genöthigt, Eine Ausnahme zu machen. Ewige Unruhe, Heftigkeit, Dreistigkeit, laxe Grundsätze sind die Fehler, die man gewöhnlich dieser Menschenclasse zuschreibt. Aber selbst der Parteigeist konnte nicht läugnen, daß Addison, durch alle Glückswechsel hindurch,

---

*) Handwerker.

seinen früheren Meinungen und seinen früheren Freunden treu geblieben, daß seine Redlichkeit fleckenlos war, daß sein ganzes Benehmen einen feinen Sinn für das Schickliche zeigte, daß in der äußersten Hitze der Polemik sein Eifer durch Achtung für Wahrheit, Humanität und gesellschaftlichen Anstand gemäßigt wurde, daß keine Beleidigung ihn jemals zu einer eines Christen und eines Gentleman unwürdigen Vergeltung reizen konnte, und daß seine einzigen Fehler in einem zu empfindlichen Zartgefühl und einer sich zur Blödigkeit steigernden Bescheidenheit bestanden.

Er war unstreitig einer der populärsten Männer seiner Zeit, und wir glauben, daß er derselben Zaghaftigkeit, welche seine Freunde beklagten, viel von seiner Popularität verdankte. Diese Zaghaftigkeit verhinderte ihn oft, seine Talente auf das Vortheilhafteste zu entfalten. Aber sie versöhnte die Nemesis. Sie wendete jenen Neid ab, welcher außerdem durch so glänzenden Ruhm und ein so rasches Steigen erweckt worden sein würde. Niemand ist ein so großer Liebling des Publicums, als wer zugleich ein Gegenstand der Bewunderung, der Achtung und des Mitleids ist, und das waren die Gefühle, welche Addison einflößte. Diejenigen, welche das Vorrecht genossen, ihn im vertraulichen Gespräch zu hören, erklärten mit Einer Stimme, daß er darin selbst vorzüglicher sei, als in seinen Schriften. Die glänzende Marie Montague sagte, daß sie alle Schöngeister gekannt habe, und daß Addison die beste Gesellschaft in der Welt sei. Der böswillige Pope war genöthigt, zu gestehen, daß in Addison's Gespräch ein Reiz liege, wie er sonst nirgend zu finden sei. Swift, während er vor Erbitterung gegen die Whigs glühte, mußte gegen Stella gestehen, daß er bei alledem keinen so angenehmen Gesellschafter gekannt habe, wie Addison. Steele, ein trefflicher Beurtheiler lebendiger Unterhaltung, sagte, Addison's Conversation sei zugleich die feinste und fröhlichste gewesen,

die man sich denken könne; sie sei Terenz und Catull zugleich gewesen, durch ein erlesenes Etwas erhöht, was weder Terenz, noch Catull, sondern Addison allein gewesen sei. Young, ein vortrefflicher Beurtheiler ernsten Gesprächs, sagte, wenn Addison durch nichts gestört gewesen wäre, so hätte er sich in einer so edlen Weise des Gedankens und der Sprache bewegt, daß die Aufmerksamkeit jedes Hörers gefesselt worden wäre. Dabei waren Addison's große conversationelle Talente nicht bewundernswerther, als die Artigkeit und Sanftmuth des Herzens, die sich in seinem Gespräche darlegten. Inzwischen würde es zu viel gesagt sein, wenn wir sagen wollten, er habe jener Bosheit gänzlich ermangelt, welche von einem scharfen Sinn für das Lächerliche vielleicht unzertrennlich ist. Er hatte Eine Gewohnheit, welcher sowohl Swift, als Stella Beifall schenkte, und von welcher wir kaum wissen, wie wir sie tadeln sollten. Wenn seine ersten Versuche, einen anmaßenden Dummkopf zurechtzusetzen, übel aufgenommen wurden, so änderte er seinen Ton, „stimmte mit höflichem Blinzeln bei," und lockte den geschmeichelten Gecken immer tiefer in Ungereimtheiten. Daß er diese Gewohnheit hatte, hätten wir, wie wir meinen, aus seinen Schriften vermuthen mögen. Des Tatlers*) Kritiken über M. Softly's Sonnet, und des Spectators**) Zwiegespräch mit dem Politiker, der so eifrig für die Ehre der Lady Q—y—t—s ist, sind treffliche Proben dieser unschuldigen Bosheit.

So waren Addison's conversationelle Talente. Aber seine seltenen Gaben entfalteten sich nicht vor Massen, oder vor Fremden. Sobald er in eine zahlreiche Gesellschaft eintrat, sobald er ein unbekanntes Gesicht sah, waren seine Lippen versiegelt und

---

*) Des Plauderers.

**) Des Zuschauers.

wurde sein Benehmen gezwungen. Niemand, der ihn blos in großen Versammlungen traf, würde zu glauben vermocht haben, daß er derselbe Mann sei, welcher oftmals einige seiner Freunde, lauschend und lachend, von dem Ende des Schauspiels an, bis die Glocke von St. Paul in Coventgarden vier schlug, um einen Tisch beisammen gehalten hatte. Und selbst an einem solchen Tische erschien er noch nicht zu seinem größten Vortheil. Um seine Unterhaltung in der höchsten Vollkommenheit zu genießen, mußte man allein mit ihm sein und ihn, wie sein Ausdruck war, laut denken hören. „Es giebt nichts," pflegte er zu sagen, „was über wirkliche Conversation ginge, aber zwischen zwei Personen."

Diese Schüchternheit, eine gewiß weder ungefällige, noch unliebenswürdige Schüchternheit, verleitete Addison zu den zwei ernsthaftesten Fehlern, die man ihm gerechter Weise zur Last legen kann. Er fand, daß Wein den Zauber brach, der auf seiner schönen Geisteskraft lag, und wurde zu leicht verleitet, sich in Gesellschaft zu übernehmen. Ein solches Zuvielthun wurde in jenen Zeiten, selbst von ernsten Männern, als die verzeihlichste von allen kleinen Sünden betrachtet, und war so entfernt davon, ein Zeichen schlechter Erziehung zu sein, daß es vielmehr höchst wesentlich zu dem Charakter eines feinen Gentleman gehörte. Indeß auf einem weißen Grunde sieht man den kleinsten Flecken, und fast alle Biographen Addison's haben etwas über diesen Fehler gesagt. Bei jedem anderen Staatsmanne, oder Schriftsteller aus der Regierung der Königin Anna würden wir nicht mehr daran denken, zu erwähnen, daß er manchmal zu viel Wein trank, als daß er eine lange Perrücke und einen Degen trug.

Der übertriebenen Bescheidenheit von Addison's Wesen muß noch ein anderer Fehler zugeschrieben werden, welcher in der Regel aus einer ganz anderen Ursache entspringt. Er lernte

es ein wenig zu sehr lieben, sich von einem kleinen Kreise von Bewunderern umgeben zu sehen, denen er wie ein König, oder vielmehr wie ein Gott war. Alle diese Männer standen ihm in Geschicklichkeit weit nach, und Einige von ihnen hatten sehr ernsthafte Fehler. Auch entgingen diese Fehler seiner Beobachtung nicht; denn wenn es jemals ein Auge gab, was die Menschen durch und durch sah, so war es das Auge Addison's. Aber mit der schärfsten Beobachtungsgabe und dem feinsten Sinn für das Lächerliche verband er eine ungemeine Milde. Das Gefühl, mit welchem er auf die Meisten seiner demüthigen Genossen blickte, war ein Gefühl von, mit Geringschätzung leicht gefärbtem Wohlwollen. Er befand sich in ihrer Gesellschaft vollkommen behaglich, er war dankbar für ihre ergebene Anhänglichkeit, und er häufte Wohlthaten auf sie. Ihre Verehrung für ihn scheint noch die übertroffen zu haben, mit welcher Johnson von Boswell, oder Warburton von Hurd betrachtet wurde. Es lag nicht in der Macht der Schmeichelei, einen Kopf, wie Addison's, zu verrücken, oder solch ein Herz zu verderben. Aber es muß, wenn man aufrichtig sein will, zugegeben werden, daß er sich einige von den Fehlern aneignete, welche Niemand so leicht vermeiden kann, der so unglücklich ist, das Orakel einer kleinen literarischen Coterie zu sein.

Ein Mitglied dieser kleinen Gesellschaft war Eustaz Budgell, ein junger Tempelstudent mit einiger literarischen Kenntniß und entfernter Verwandter Addison's. Zu jener Zeit war kein Flecken auf dem Rufe Budgell's, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß seine Laufbahn glücklich und ehrenvoll gewesen sein würde, wenn das Leben seines Vetters verlängert worden wäre. Als aber der Meister ins Grab gelegt wurde, riß sich der Zögling von jedem Zwange los, stieg rasch von einer Stufe des Lasters und Elends zur anderen herab, ruinirte sein Vermögen

durch Thorheiten, versuchte es durch Verbrechen herzustellen, und beschloß zuletzt ein ruchloses und unglückliches Leben durch Selbstmord. Aber bis zuletzt bewahrte der unglückliche Mensch, als Spieler, Pasquillant, Betrüger, Fälscher, was er war, seine Zuneigung und Verehrung für Addison, und gedachte dieser Gefühle in den letzten Zeilen, die er aufgezeichnet, bevor er sich unter der Londonbrücke vor der Schande verbarg.

Ein Anderer von Addison's Lieblingsgesellschaftern war Ambrosius Philipps, ein guter Whig und mittelmäßiger Poet, welcher die Ehre hatte, eine Art Arbeiten in die Mode zu bringen, die nach seinem Namen *) Namby Pamby genannt worden ist. Die merkwürdigsten Mitglieder des kleinen Senates, wie ihn Pope lange nachher nannte, waren aber Richard Steele und Thomas Tickell.

Steele hatte Addison von Kindheit auf gekannt. Sie waren mit einander im Charterhouse und zu Oxford gewesen; dann aber hatten die Umstände sie auf einige Zeit weit von einander getrennt. Steele hatte das Collegium verlassen, ohne einen Grad zu erlangen, war von einem reichen Verwandten enterbt worden, hatte ein umherschweifendes Leben geführt, hatte in der Armee gedient, hatte den Stein der Weisen zu finden gesucht, und hatte eine religiöse Abhandlung und mehrere Komödien geschrieben. Er war einer von den Menschen, bei denen es unmöglich ist, sowohl sie zu hassen, als sie zu achten. Sein Wesen war sanft, seine Neigungen warm, sein Geist lebendig, seine Leidenschaften stark und seine Grundsätze schwach. Sein Leben verging in Sündigen und Bereuen, im Einschärfen des Rechten und Vollbringen des Unrechten. Theoretisch war er ein Mann von Frömmigkeit und Ehre; praktisch war er viel von

*) Nam ist das Diminutivum für Ambrosius. B.

dem Wüstling und ein wenig von dem Schwindler. Er war indeß so gutmüthig, daß es nicht leicht war, ernstlich böse auf ihn zu sein, und daß selbst strenge Moralisten sich geneigter fühlten, ihn zu bemitleiden, als ihn zu tadeln, wenn er sich in ein Schuldhaus hinein würfelte, oder ein Fieber auf den Hals trank. Addison betrachtete Steele mit einer Güte, die nicht ohne Beimischung von Spott war, versuchte, mit geringem Erfolg, ihn vor Bedrängnissen zu bewahren, führte ihn bei den Großen ein, verschaffte ihm eine gute Stelle, corrigirte seine Schauspiele, und lieh ihm, wiewohl keineswegs reich, große Summen Geldes. Eins von diesen Darlehen scheint sich, nach einem vom August 1708 datirten Briefe, auf ein 1000 Pfund belaufen zu haben. Diese Geldverhandlungen führten wahrscheinlich zu häufigen Streitigkeiten. Es heißt, daß Addison, bei einer Gelegenheit, durch Steele's Nachlässigkeit, oder Unehrlichkeit gereizt wurde, sich mit Hilfe eines Bailiffs wieder bezahlt zu machen. Wir können der Miß Aikin nicht beistimmen, wenn sie diese Geschichte verwirft. Johnson hatte sie von Savage gehört, der sie von Steele hörte. Wenige Privatverhandlungen, welche vor 100 Jahren stattgefunden haben, sind durch stärkeres Zeugniß bewiesen, als diese. Aber wir können uns keineswegs Denen anschließen, welche Addison's Strenge tadeln. Der Liebenswürdigste der Menschen kann recht wohl zu Unwillen bewegt werden, wenn das, was er sauer verdiente und mit großer Beschwerde für ihn selbst zu dem Zwecke darlieh, einem Freund, der in der Noth ist, zu helfen, mit unsinniger Verschwendung vergeude wird. Wir wollen unsere Meinung durch ein Beispiel erläutern, das deshalb nicht weniger treffend ist, weil es aus der Dichtung entlehnt wird. Dr. Harrison, in Fielding's Amelia, wird als das Wohlwollendste der menschlichen Wesen dargestellt, und doch hält er sich mit executorischen Maßregeln nicht blos an die

Habe, sondern auch an die Person seines Freundes Booth. Dr. Harrison verschreitet zu dieser starken Maßregel, weil er erfahren hat, daß Booth, während er Armuth als Entschuldigung für Nichtbezahlung gerechter Schulden vorschützte, schönen Juwelenschmuck gekauft und eine Kutsche angeschafft habe. Niemand, der mit Steele's Leben und Correspondenz genau bekannt ist, kann zweifeln, daß er sich gegen Addison ganz so übel verhielt, als Booth beschuldigt ward, sich gegen Dr. Harrison zu verhalten. Die wahre Geschichte mag sich, wie wir nicht zweifeln, ungefähr so verhalten haben: es kommt ein Brief an Addison, welcher in rührenden Ausdrücken um Hilfe fleht, und Besserung und schleunige Wiederbezahlung verspricht. Der arme Dick *) erklärt, daß er keinen Zoll Licht, keinen Scheffel Kohlen, noch bei dem Fleischer Credit für eine Schöpskeule mehr habe. Addison ist gerührt. Er beschließt, sich einige antike Münzen zu versagen, die seiner Suite der zwölf Cäsaren noch fehlen, die Anschaffung der neuen Ausgabe von Bayle's Dictionnair zu verschieben, und seinen alten Degen sammt Schnallen noch ein Jahr zu tragen. Auf diese Weise macht er es möglich, seinem Freunde ein hundert Pfund zu schicken. Am nächsten Tage besucht er Steele und findet Haufen von Herren und Damen versammelt. Die Geigen ertönen. Die Tafel ächzt unter dem Champagner, Burgunder und den Pyramiden des Confects. Ist es befremdend, wenn ein Mann, dessen Güte so gemisbraucht wird, die Diener des Sheriffs schickt, um einzutreiben, was ihm geschuldet wird?

Tickell war ein junger Mann, frisch von Oxford gekommen, der sich der öffentlichen Aufmerksamkeit durch Abfassung eines sehr sinnreichen und anmuthigen kleinen Gedichtes zum Lobe der

---

*) Diminutivum von Richard. B.

Oper Rosamunde empfohlen hatte. Er verdiente und erlangte endlich den ersten Platz in Addison's Freundschaft. Eine Zeit lang standen Steele uud Tickell auf gutem Fuße. Aber sie liebten Addison zu sehr, um einander zu lieben, und wurden zuletzt so bittere Feinde, wie die nebenbuhlerischen Stiere im Virgil.

Zu Ende des Jahres 1708 wurde Wharton Lord Lieutenant von Irland, und ernannte Addison zum Ersten Secretair. Addison war demgemäß genöthigt, London mit Dublin zu vertauschen. Außer der Stelle als Erster Secretair, welche an 2000 Pfund jährlich eintrug, erhielt er noch ein Patent, was ihn auf Lebenszeit zum irischen Archivar mit einem Gehalt von 3—400 Pfund bestellte. Budgell begleitete seinen Vetter in der Eigenschaft als Privatsecretair.

Wharton und Addison hatten nichts gemein, als den Whiggismus. Der Lord Lieutenant war nicht blos ausschweifend und feil, sondern that sich auch vor anderen Wüstlingen und Gunstmäklern durch eine verhärtete Unverschämtheit hervor, welche in dem stärksten Contraste mit dem noblen und zartsinnigen Wesen des Secretairs stand. Viele Theile der damaligen irischen Verwaltung scheinen ernsten Tadel verdient zu haben. Aber gegen Addison murrte Niemand. Er versicherte lange nachher, und alles Zeugniß, was wir jemals gesehen, dient dazu, es zu beweisen, daß seine Arbeitsamkeit und Redlichkeit ihm die Freundschaft aller der bedeutendsten Personen in Irland gewonnen haben.

Die parlamentarische Laufbahn Addison's in Irland ist, wie wir glauben, der Beachtung aller seiner Biographen gänzlich entgangen. Er wurde im Sommer 1709 zum Mitglied für den Burgflecken Cavan erwählt, und in den Tagebüchern zweier Sessionen erscheint sein Name häufig. Einigemale scheinen die Angaben anzuzeigen, daß er seine Zaghaftigkeit so weit bemeisterte, um Reden zu halten. Auch ist das keinesweges un=

wahrscheinlich; denn das irische Haus der Gemeinen war ein weit weniger furchtbares Auditorium, als das englische Haus, und viele Zungen, die in der größeren Versammlung durch Furcht gefesselt waren, wurden in der kleinen fließend. Gerard Hamilton z. B., der, aus Furcht, den Ruhm zu verlieren, den er sich durch seine einzige Rede gewonnen hatte, in Westminster 40 Jahre lang stumm saß, sprach, als er Secretair bei Lord Halifax war, zu Dublin mit großer Wirkung.

Während Addison in Irland war, trat ein Ereigniß ein, dem er seinen hohen und dauernden Rang unter den britischen Schriftstellern verdankte. Bis dahin beruhte sein Ruhm auf Leistungen, welche zwar sehr schätzbar, aber nicht für die Dauer gemacht waren, und welche, wenn er weiter nichts erzeugt hätte, jetzt ziemlich vergessen sein würden: auf einigen vortrefflichen lateinischen Versen, auf einigen englischen Versen, welche sich gelegentlich über die Mittelmäßigkeit erheben, und auf einer anmuthig geschriebenen, aber keinerlei außerordentliche Geisteskräfte verrathenden Reisebeschreibung. Diese Werke zeigten, daß er ein Mann von Geschmack, Verstand und Kenntniß war. Die Zeit war gekommen, wo er sich als einen Mann von Genie erweisen, und unsere Literatur mit Schriften bereichern sollte, welche so lange leben werden, als die englische Sprache.

Im Frühjahr 1709 erfaßte Steele ein literarisches Project, dessen Folgen er allerdings weit entfernt war, vorauszusehen. Periodische Schriften waren seit vielen Jahren in London herausgegeben worden. Die meisten davon waren politische; aber in einigen darunter waren Fragen der Moral, der Aesthetik und der Liebescasuistik verhandelt worden. Das literarische Verdienst dieser Schriften war in der That gering, und selbst ihre Namen sind jetzt nur den Forschern bekannt.

Steele war von Sunderland, wie es heißt auf Ersuchen

Addison's, zum Redacteur der Gazette ernannt worden, und hatte dadurch Zutritt zu frischeren und besser beglaubigten auswärtigen Nachrichten, als damals einem gewöhnlichen Zeitungsschreiber zugänglich waren. Dieser Umstand scheint ihm den Gedanken eingegeben zu haben, eine Zeitschrift nach einem neuen Plane herauszugeben. Sie sollte in den Tagen erscheinen, an welchen die Post aus London in das Inland abging, was in jener Generation die Dinstage, Donnerstage und Sonnabende waren. Sie sollte die auswärtigen Nachrichten, Berichte von Theatervorstellungen, und das literarische Geschwätz von Will's und dem Griechen*) enthalten. Sie sollte auch Bemerkungen über die modischen Themas des Tages, Complimente für Schönheiten, Pasquinaden auf berüchtigte Schwindler und Kritiken über populäre Prediger enthalten. Höher hinauf scheint Steele's Ziel zu Anfang nicht gegangen zu sein. Er war nicht übel geeignet, das Werk zu leiten, das er entworfen hatte. Seine politischen Nachrichten schöpfte er aus den besten Quellen. Er kannte die Stadt und hatte seine Kenntniß theuer bezahlt. Er hatte viel mehr gelesen, als die Vergnügungsmenschen jener Zeit zu lesen gewohnt waren. Er war ein Wüstling unter Gelehrten und ein Gelehrter unter Wüstlingen. Sein Styl war leicht und nicht incorrect, und obwohl sein Witz und Humor in keine hohe Classe gehörten, so verliehen doch seine fröhlichen Lebensgeister seinen Arbeiten ein lebensvolles Aussehen, welches gewöhnliche Leser kaum von Genie für das Komische unterscheiden konnten. Seine Schriften sind recht gut mit jenen leichten Weinen verglichen worden, welchen es zwar an Kern und Blume mangelt, die aber ein angenehmes Tischgetränk sind, wenn sie nicht zu lange aufbewahrt, oder zu weit verführt werden.

---

*) Kaffeehäuser der Schöngeister und Gelehrten. B.

Isaak Bickerstaff, Esquire, Astrolog, war eine erdichtete Person, die in jenem Zeitalter fast so gut bekannt war, als Mr. Paul Pry oder M. Samuel Pickwick in dem unsrigen. Swift hatte den Namen Bickerstaff in einer satyrischen Flugschrift gegen den Almanachschreiber Partridge angenommen. Partridge war thöricht genug, eine wüthende Erwiederung herauszugeben. Bickerstaff hatte in einer zweiten Flugschrift replicirt, welche noch unterhaltender war, als die erste. Alle Schöngeister hatten sich verbunden, den Spaß im Gange zu halten, und die Stadt wollte sich lange vor Lachen wälzen. Steele beschloß, den Namen anzuwenden, den diese Polemik populär gemacht hatte, und im Jahre 1709 ward angekündigt, daß Isaak Bickerstaff, Esquire, Astrolog, im Begriff sei, ein der Tatler geheißenes Journal herauszugeben.

Addison war nicht über diesen Plan zu Rathe gezogen worden; aber sobald er davon gehört hatte, beschloß er, ihn zu unterstützen. Die Wirkung dieser Unterstützung kann nicht besser geschildert werden, als mit Steele's eigenen Worten. „Es ging mir," sagte er, „wie einem bedrängten Fürsten, der einen mächtigen Nachbar zu Hilfe ruft. Ich wurde durch meinen Bundesgenossen vernichtet. Wie ich ihn einmal herzugerufen hatte, konnte ich nicht mehr unabhängig von ihm bestehen." „Die Zeitschrift," sagte er anderswo, „wurde allerdings gefördert. Sie wurde zu etwas Größerem erhoben, als wozu ich sie bestimmt hatte."

Es ist wahrscheinlich, daß Addison, wie er seine ersten Beiträge zu dem Tatler über den Canal St. George herüberschickte, keine Vorstellung von dem Umfange und der Vielartigkeit seiner Kräfte hatte. Er war der Besitzer eines großen, an hundert Erzen reichen Bergwerkes. Aber er hatte nur den mindest kostbaren Theil seiner Schätze gekannt, und sich zeither be-

gnügt, bald Kupfer, bald Blei auszubringen, mit ein wenig Silber gemischt. Auf einmal und durch einen Zufall war er auf eine unerschöpfliche Ader des feinsten Goldes gestoßen.

Die bloße Wahl und Anordnung seiner Worte würde hingereicht haben, seine Aufsätze classisch zu machen. Denn niemals, selbst nicht von Dryden, selbst nicht von Temple, war die englische Sprache mit solcher Anmuth, Grazie und Leichtigkeit geschrieben worden. Aber das war der kleinste Theil von Addison's Ruhm. Hätte er seine Gedanken in den halbfranzösischen Styl des Horaz Walpole, oder in den halblateinischen Styl des Dr. Johnson, oder in den halbdeutschen Jargon des heutigen Tages gekleidet, sein Genius würde über alle Fehler der Manier triumphirt haben. Als moralischer Satyriker steht er ohne Nebenbuhler da. Wenn jemals die besten Nummern des Tatlers und Spectators in ihrem eigenen Genre erreicht worden sind, so würden wir geneigt sein, zu muthmaßen, daß es durch die verloren gegangenen Komödien des Menander geschehen sein muß.

In dem, was man eigentlich Witz nennt, stand Addison Cowley oder Butler nicht nach. Keine einzelne Ode Cowley's enthält so viele glückliche Analogien, als in die Zeilen an die Sir Gottfried Kneller zusammengedrängt sind, und wir wollten es unternehmen, aus den Nummern des Spectators eine ebenso große Anzahl von sinnreichen Verbildlichungen zu sammeln, als im Hudibras zu finden sind. Das noch höhere Vermögen der Erfindung besaß Addison in noch größerem Maße. Die zahlreichen, in der Regel originellen, oft wilden und grotesken, aber immer ungemein reizvollen und glücklichen Fictionen, die sich in seinen Aufsätzen finden, berechtigen ihn vollständig zu dem Range eines großen Dichters, einem Range, auf welchen ihm seine metrischen Schriften keinen Anspruch geben. Als Beobachter des Lebens, der Sitten, aller

Schattirungen des menschlichen Charakters steht er in der ersten Classe. Und was er beobachtete, das verstand er auf zwei sehr verschiedenen Wegen mitzutheilen. Er konnte Tugenden, Laster, Gewohnheiten, Launen, so gut schildern, wie Clarendon. Aber er konnte auch etwas Besseres. Er konnte menschliche Wesen ins Dasein rufen und sie sich darstellen machen. Wenn wir irgend etwas Lebensvolleres zu finden wünschen, als Addison's beste Portraits, so müssen wir entweder zu Shakspeare oder zu Cervantes gehen.

Was aber sollen wir von Addison's Humor sagen, von seinem Sinn für das Lächerliche, von seinem Vermögen, diesen Sinn bei Anderen zu erwecken, und aus Vorfällen, welche sich jeden Tag ereignen, und aus kleinen Eigenthümlichkeiten des Temperaments und Benehmens, wie sie bei jedem Menschen vorkommen mögen, Stoff zum Scherz zu ziehen? Wir fühlen den Reiz; wir geben uns ihm hin; aber wir streben umsonst ihn zu erklären.

Vielleicht ist es der beste Weg, die Eigenthümlichkeit von Addison's Scherz zu schildern, wenn wir sie mit der Scherzweise einiger anderen großen Satyriker vergleichen. Die drei ausgezeichnetsten Meister der Kunst des Scherzens, während des 18. Jahrhunderts, waren, wie wir meinen, Addison, Swift und Voltaire. Welcher von den Dreien es am meisten in seiner Gewalt hatte, Lachen zu erregen, mag gezweifelt werden. Aber Jeder von ihnen war, innerhalb seines eigenen Gebietes, souverain.

Voltaire ist der Fürst der Possenreißer. Seine Lustigkeit ist ohne Verhüllung oder Zwang. Er springt; er grinst; er schüttelt seine Seiten; er zeigt den Finger; er rümpft die Nase; er steckt die Zunge heraus. Swift's Manier ist dieser sehr entgegengesetzt. Er erregt Gelächter, aber er nimmt nie daran Theil. Er erscheint in seinen Werken, wie er in der Gesellschaft

erschien. Die ganze Gesellschaft wälzt sich vor Lachen, während der Dechant, der Urheber dieser ganzen Fröhlichkeit, eine unbesiegbare Ernsthaftigkeit und selbst ein saures Aussehen bewahrt und die ausschweifendsten und spaßhaftesten Einfälle mit der Miene eines Mannes hören läßt, welcher kirchliche Flüche verliest.

Addison's Manier ist so entfernt von der Swift'schen, wie von der des Voltaire. Er lacht weder auf, wie der französische Witzgeist, noch legt er, wie der irische Witzgeist, eine doppelte Portion Strenge in sein Gesicht, während er innerlich lacht; sondern er bewahrt ein ihm ganz eigenthümliches Aussehen, ein Aussehen gesetzter Heiterkeit, nur durch einen schelmischen Blitz des Auges, eine fast unmerkliche Erhebung der Stirne, ein fast unmerkliches Zucken der Lippen unterbrochen. Sein Ton ist jederzeit weder der eines Hanswursts, noch der eines Cynikers. Er ist der eines Gentleman, bei welchem der schärfste Sinn für das Lächerliche beständig durch gute Gemüthsart und gute Erziehung gemäßigt wird.

Wir gestehen, daß der Humor Addison's, unsrer Meinung nach, von köstlicherem Geschmacke ist, als der Humor sowohl Swift's, als Voltaire's. Soviel wenigstens ist gewiß, daß sowohl Swift, als Voltaire mit Glück nachgeahmt worden sind, und daß noch Niemand bisher im Stande gewesen ist, Addison nachzuahmen. Der Brief des Abbé Coyer an Pansophe ist Voltaire über und über und täuschte lange Zeit die pariser Akademiker. In Arbuthnot's satyrischen Werken giebt es Stellen, die wir wenigstens von dem Besten, was Swift geschrieben, nicht unterscheiden können. Aber von den Vielen, welche Addison zu ihrem Muster genommen, haben zwar Mehrere seine bloße Sprache mit glücklichem Erfolg copirt, aber Keiner ist im Stande gewesen, den Ton seines Scherzes zu treffen. In der World, in dem Connoisseur, in dem Mirror, in dem Loun=

ger*) finden sich zahlreiche Aufsätze, welche in augenscheinlicher Nachahmung seiner Nummern des Tatler und Spectator geschrieben sind. Die meisten von diesen Aufsätzen haben einiges Verdienst; viele sind sehr lebendig und unterhaltend; aber es giebt nicht einen Einzigen, der einem Kritiker von der geringsten Scharfsichtigkeit für einen von Addison ausgegeben werden könnte.

Was aber hauptsächlich Addison von Swift, von Voltaire, von fast allen den anderen großen Meistern des Komischen unterscheidet, ist die Grazie, das Edle, die sittliche Reinheit, die wir selbst in seinem Scherze finden. Strenge, die sich allmälig in Misanthropie verhärtet und verdunkelt, bezeichnet die Werke Swift's. Voltaire's Naturell war zwar nicht inhuman; aber er hatte für nichts Ehrfurcht. Weder in den Meisterstücken der Kunst, noch in den reinsten Beispielen der Tugend, weder in der großen Grundursache, noch in dem grauenvollen Räthsel des Grabes konnte er irgend etwas sehen, als Stoff zum Spaßmachen. Je feierlicher und erhabener das Thema, desto affengleicher wurde sein Grimassenschneiden und Zähnefletschen. Swift's Scherzen ist das Scherzen des Mephistopheles; Voltaire's Scherzen ist das Scherzen Puck's. Wenn, wie sich Soame Jenyns wunderlich einbildete, ein Theil des Glückes der Seraphim und der vollkommen gewordenen gerechten Menschen aus einer ungemeinen Empfänglichkeit für das Komische fließt, so muß ihr Scherz sicher kein anderer Scherz sein, als Addison's Scherz; ein Scherz, der sich mit zartem Mitleid für Alles, was schwach ist, und mit tiefer Ehrfurcht für Alles, was erhaben ist, verträgt. Nichts Großes, nichts Liebenswürdiges, keine sittliche Pflicht, keine Lehre der natürlichen oder geoffenbarten Religion ist jemals von Addison mit irgend einer herabsetzenden

*) Die Welt, der Kenner, der Spiegel, der Schlenderer.

Idee gepaart worden. Seine Humanität war ohne Gleichen in der Literaturgeschichte. Es ist die höchste Probe der Tugend, grenzenlose Macht zu besitzen, ohne sie zu misbrauchen. Keine Art von Macht ist furchtbarer, als die Macht, Menschen lächerlich zu machen, und diese Macht besaß Addison in grenzenlosem Maaße. Wie gröblich diese Macht von Swift und von Voltaire gemisbraucht worden, ist wohlbekannt. Von Addison aber kann zuversichtlich versichert werden, daß er keines Menschen Ruf geschwärzt hat, ja daß es schwierig, wenn nicht unmöglich gefunden werden würde, in all den Bänden, die er uns hinterlassen hat, einen einzigen Spott zu finden, welcher ungroßmüthig oder unfreundlich genannt werden könnte. Gleichwohl hatte er Verläumder, von deren Bosheit es scheinen konnte, als rechtfertige sie eine so schreckliche Rache, wie sie Männer, die ihm an Genie nicht überlegen waren, an Bettesworth oder an Franc de Pompignan übten. Er war ein Staatsmann; er war der beste Schriftsteller seiner Partei; er lebte in Zeiten heftiger Aufregung, in Zeiten, wo Personen von hohem Ruf und Stellung sich zu einer Possenreißerei erniedrigten, wie sie jetzt nur von den Schlechtesten der Menschen geübt wird. Gleichwohl konnte ihn keine Herausforderung und kein Beispiel bestimmen, Schmähen mit Schmähen zu vergelten.

Von dem Dienst, welchen seine Aufsätze der Sittlichkeit leisteten, ist es schwer, zu rühmend zu sprechen. Es ist wahr, als der Tatler erschien, war jenes Zeitalter der wüthenden Ruchlosigkeit und Ausschweifung, welches der Restauration folgte, vorübergegangen. Jeremias Collier hatte die Theater durch Beschämung zu etwas gebracht, was im Vergleich mit den Freveln Etherege's und Wycherley's Anstand genannt werden mochte. Doch hielt sich noch immer in der öffentlichen Meinung eine verderbliche Vorstellung, daß einiger Zusammenhang zwischen

Genie und wüstem Leben, zwischen den häuslichen Tugenden und der düstren Formenstrenge der Puritaner bestehe. Diesen Irrthum verscheucht zu haben, ist Addison's Ruhm. Er lehrte die Nation, daß der Glaube und die Sittlichkeit Hale's und Tillotson's im Verein gefunden werden könnten mit funkelnderem Witze, als der Witz Congreve's, und mit reicherem Humor, als der Humor Vanbrugh's. So wirksam in der That wendete er auf das Laster den Spott zurück, der vor Kurzem gegen die Tugend gerichtet worden, daß von seiner Zeit an die offene Verletzung der Schicklichkeit immer unter uns als das Zeichen eines Thoren betrachtet worden ist. Und diese Revolution, die größte und heilsamste, welche jemals irgend ein Satyriker bewirkt hat, führte er durch — bemerke man das — ohne eine einzige persönliche Spottschrift zu schreiben.

In den frühesten Beiträgen Addison's zu dem Tatler waren seine eigenthümlichen Gaben noch nicht vollständig entfaltet. Indeß von dem ersten an war seine Ueberlegenheit über alle seine Mitarbeiter augenscheinlich. Einige von seinen späteren Nummern des Tatlers sind Jeglichem, was er jemals geschrieben, vollkommen gleich. Unter den Portraits bewundern wir am meisten Tom Folio, Ned Softly und den politischen Tapezierer. Das Verfahren des Ehrengerichtshofes, das Thermometer des Eifers, die Geschichte von den gefrorenen Worten, die Memoiren eines Schillings sind treffliche Proben jener sinnreichen und lebensvollen Art der Dichtung, worin Addison alle Menschen übertraf. Es giebt einen noch besseren Aufsatz derselben Classe. Doch wiewohl dieser Aufsatz vor ein 133 Jahren wahrscheinlich für ebenso erbauend gehalten wurde, als irgend eine Predigt Smalridge's, so dürfen wir ihn doch den eklen Lesern des 19. Jahrhunderts nicht nennen.

Während der Parlamentssession, welche im November 1709

begann und durch die Anklage Sacheverell's merkwürdig geworden ist, scheint Addison in London gewohnt zu haben. Der Tatler war jetzt populärer, als irgend eine Zeitschrift jemals gewesen war, und seine Verbindung mit demselben war allgemein bekannt. Es war jedoch nicht bekannt, daß fast Alles, was gut war im Tatler, von ihm war. Die Wahrheit ist, daß die 50 bis 60 Nummern, welche wir ihm verdanken, nicht blos die besten, sondern so entschieden die besten sind, daß je fünf davon werthvoller sind, als alle die 200 Nummern, an denen er keinen Theil hatte.

Er brauchte zu dieser Zeit all den Trost, den er aus literarischem Erfolge schöpfen konnte. Die Königin hatte jederzeit die Whigs nicht leiden können. Sie hatte seit einigen Jahren die Familie Marlborough nicht leiden können. Aber da sie nach einem bestrittenen Rechtstitel regierte, so konnte sie es nicht wagen, sich direct einer Mehrheit beider Häuser des Parlamentes zu widersetzen, und da sie in einen Krieg verflochten war, von dessen Ausgange ihre Krone abhing, so konnte sie es nicht wagen, einen großen und glücklichen General zu entlassen. Endlich aber, im Jahre 1710, hörten die Ursachen, welche sie abgehalten hatten, ihre Abneigung gegen die Niederkirchenpartei zu zeigen, auf, zu wirken. Der Proceß Sacheverell's erzeugte einen kaum weniger heftigen Ausbruch der öffentlichen Meinung, als die Ausbrüche waren, deren wir selbst uns von 1820 und 1831 erinnern können. Die Landgentlemen, die Landgeistlichen, der Pöbel der Städte standen Alle einmal auf einer Seite. Es war klar, daß, wenn eine allgemeine Wahl stattfand, bevor die Aufregung sich gelegt hatte, die Tories eine Mehrheit haben würden. Die Dienste Marlborough's waren so glänzend gewesen, daß sie nicht länger nöthig waren. Der Thron der Königin war sicher gegen jeden Angriff von Seiten Ludwigs. In

der That, es schien viel wahrscheinlicher, daß die englischen und deutschen Armeen die Beute von Versailles und Marly theilen, als daß ein Marschall von Frankreich den Prätendenten nach St. James zurückführen würde. Die Königin, nach dem Rathe Harley's handelnd, beschloß, ihre Diener zu entlassen. Im Juni begann der Wechsel. Sunderland war der Erste, welcher fiel. Die Tories frohlockten über seinen Sturz. Die Whigs suchten sich wenige Wochen lang zu überreden, daß Ihre Majestät blos aus persönlichem Misfallen an dem Secretair gehandelt habe, und daß sie keine weitere Aenderung beabsichtige. Aber früh im August wurde Godolphin durch ein Schreiben von Anna überrascht, welches ihn anwies, seinen weißen Stab zu zerbrechen. Selbst nach diesem Ereigniß hielt die Unentschlossenheit oder Verstellung Harley's die Hoffnungen der Whigs noch einen weiteren Monat aufrecht, und dann wurde der Sturz rasch und heftig. Das Parlament wurde aufgelöst. Die Minister wurden entlassen. Die Tories wurden in's Amt berufen. Die Fluth der Volksgunst strömte heftig zu Gunsten der Hochkirchenpartei. Diese Partei, die in dem vorigen Hause der Gemeinen schwach gewesen, war jetzt unwiderstehlich. Die Macht, welche die Tories so plötzlich erworben hatten, gebrauchten sie mit blinder und dummer Wildheit. Das Geheul, mit welchem die ganze Meute sich nach Beute und Blut erhob, machte selbst Den erblassen, der sie geweckt und entfesselt hatte. Wenn wir, in dieser Ferne der Zeit, das Verfahren der verabschiedeten Minister ruhig überblicken, so können wir uns einer Bewegung des Unwillens über die Ungerechtigkeit nicht erwehren, mit der sie behandelt wurden. Kein Verein von Menschen hatte jemals die Regierung mit mehr Energie, Geschicklichkeit und Weisheit gehandhabt, und ihr Erfolg war ihrer Weisheit angemessen gewesen. Sie hatten Holland und Deutschland gerettet. Sie

hatten Frankreich gedemüthigt. Sie hatten, wie es schien, Spanien dem Hause Bourbon beinahe entrissen. Sie hatten England zur ersten Macht in Europa gemacht. Im Innern hatten sie England und Schottland vereinigt. Sie hatten die Rechte des Gewissens und die Freiheit des Unterthanen geachtet. Sie zogen sich zurück, indem sie ihr Vaterland auf der Höhe des Glückes und Ruhmes verließen. Und doch wurden sie bei ihrem Rücktritt mit einem solchen Gebrüll der Schmähung verfolgt, wie es niemals gegen die Regierung, welche 13 Colonien wegwarf, oder gegen die Regierung erhoben ward, welche eine tapfere Armee schickte, in den Gräben von Walcheren umzukommen.

Keiner von den Whigs litt bei dem allgemeinen Schiffbruche mehr, als Addison. Er hatte eben einige schwere pecuniäre Verluste erlitten, von deren Natur wir nur unvollkommen unterrichtet sind, als ihm seine Secretairsstelle entzogen wurde. Er hatte Grund, zu glauben, daß er auch des kleinen irischen Amtes beraubt werden würde, was er mittelst Patents besaß. Er hatte eben seine Collegiatur aufgegeben. Es scheint wahrscheinlich, daß er bereits gewagt hatte, seine Augen zu einer großen Dame zu erheben, und daß man ihm, solange seine politischen Freunde im Besitze der Macht, und solange sein eigenes Glück im Steigen war, erlaubt hatte, zu hoffen. Aber Mr. Addison, der begabte Schriftsteller, und Mr. Addison, der Erste Secretair, waren in der Meinung Ihrer Ladyschaft zwei sehr verschiedene Personen. Alle diese Unfälle vereinigt konnten jedoch die ruhige Heiterkeit eines Gemüths nicht stören, das sich seiner Unschuld bewußt war und seinen Reichthum in sich selbst trug. Er sagte seinen Freunden mit lächelnder Ergebung, daß sie seine Philosophie bewundern mußten, daß er auf einmal sein Vermögen, seine Stelle, seine Collegiatur und seine Geliebte

verloren habe, daß er daran denken müsse, wieder Hofmeister zu werden, und daß er doch so guten Muthes sei, wie je.

Er hatte Einen Trost. An der Unpopularität, in welche seine Freunde verfallen waren, hatte er keinen Theil. So groß war die Achtung, mit der man ihn betrachtete, daß, während die heftigsten Maßregeln ergriffen wurden, den Whigcorporationen Torydeputirte aufzuzwingen, er selbst ohne Widerstreit wieder in's Parlament gewählt wurde. Swift, der jetzt in London war, und der bereits beschlossen hatte, die Whigs zu verlassen, schrieb an Stella in folgenden merkwürdigen Worten: „Die Tories haben jetzt unter den neuen Mitgliedern 6 gegen 1 für sich. Mr. Addison's Wahl ist ruhig und unbestritten verlaufen, und ich glaube, wenn er Lust hätte, König zu werden, würde man es ihm kaum abschlagen."

Die günstige Gesinnung, mit welcher die Tories Addison betrachteten, ist um so ehrenvoller für ihn, als sie durch keinerlei Concession von seiner Seite erkauft worden war. Während der allgemeinen Wahl gab er eine Zeitschrift unter dem Titel: der Whig Examiner heraus. Von diesem Journale genügt es, zu sagen, daß Johnson, trotz seiner starken politischen Vorurtheile, es für jeder von Swift's der anderen Seite angehörigen Schriften an Witz überlegen erklärte. Als es zu erscheinen aufhörte, drückte Swift, in einem Briefe an Stella, sein Frohlocken über den Tod eines so furchtbaren Gegners aus. „Er mochte wohl sich freuen", sagt Johnson, „über den Tod dessen, was er selbst nicht hätte tödten können. Bei keiner Gelegenheit", fügte er hinzu, „bethätigte sich Addison's Genie kräftiger, und bei keiner zeigte sich die Ueberlegenheit seiner Gaben augenscheinlicher."

Der einzige Gebrauch, welchen Addison von der Gunst gemacht zu haben scheint, mit der ihn die Tories betrachteten, war, daß er einige Freunde aus dem allgemeinen Ruin der Whig=

partei zu retten suchte. Sich selbst fühlte er in einer Stellung, die es ihm zur Pflicht machte, eine entschiedene Rolle in den Staatshändeln zu übernehmen. Aber Steele's Fall und Ambrosius Philipps' war anders. Für Philipps ließ sich Addison sogar herab, zu bitten; mit welchem Erfolge, darüber haben wir nichts Sicheres. Steele hatte zwei Stellen inne. Er war Redacteur der Gazette, und er war auch ein Stempelcommissar. Die Gazette wurde ihm genommen. Aber man ließ ihn seine Stelle im Stempelamte unter dem stillschweigenden Einverständniß, daß er gegen die neue Regierung nicht thätig sein werde, behalten, und er wurde, mehr als zwei Jahre lang, von Addison bewogen, diesen Waffenstillstand mit leidlicher Treue zu beobachten.

Isaak Bickerstaff wurde demgemäß schweigsam über Staatssachen, und der Neuigkeitsartikel, welcher einmal ungefähr ⅓ seiner Zeitschrift ausgemacht hatte, verschwand gänzlich. Der Tatler hatte seinen Charakter vollständig geändert. Er war jetzt nichts, als eine Reihe von Aufsätzen über Bücher, Sitten und Gebräuche. Steele beschloß daher, ihn zu Ende zu bringen und ein neues Werk nach einem verbesserten Plane zu beginnen. Es wurde angekündigt, daß dieses neue Werk täglich erscheinen sollte. Das Unternehmen wurde allgemein für kühn, oder vielmehr für unbesonnen angesehen; aber der Erfolg rechtfertigte in weitem Maße die Zuversicht, mit welcher sich Steele auf die Fruchtbarkeit von Addison's Genie verließ. Am 2. Januar 1711 erschien der letzte Tatler. Zu Anfang des folgenden März erschien das erste von einer unvergleichlichen Reihe von Blättern, Bemerkungen eines imaginären Zuschauers über Leben und Literatur enthaltend.

Der Spectator selbst wurde von Addison erfunden und gezeichnet, und es ist nicht leicht, zu zweifeln, daß das Portrait in

einigen Zügen ein Abbild des Malers sein sollte. Der Spectator ist ein Gentleman, der, nachdem er die Jugend in Studien auf der Universität verbracht, auf classischem Boden gereist ist und merkwürdigen Punkten des Alterthums viele Aufmerksamkeit gewidmet hat. Er hat, bei seiner Rückkehr, seinen Wohnsitz in London genommen und hat alle Lebensformen beobachtet, die in dieser großen Stadt zu finden sind, hat täglich den Schöngeistern bei Will's zugehört, hat mit den Philosophen des „Griechen" geraucht, und hat sich unter die Pfarrer bei Child's und unter die Politiker bei St. James' gemischt. Des Morgens horcht er oft auf das Summen der Börse; am Abend ist sein Gesicht regelmäßig im Parterre des Drurylanetheaters zu sehen. Aber eine unüberwindliche Schüchternheit hält ihn ab, seinen Mund anderswo zu öffnen, als in einem kleinen Kreise vertrauter Freunde.

Diese Freunde wurden zuerst von Steele entworfen. Viere von dem Club, der Tempelstudent, der Geistliche, der Soldat und der Kaufmann, waren uninteressante Figuren, blos zu einem Hintergrunde tauglich. Aber die anderen zwei, ein alter Landbaronet und ein alter Stadtwüstling, wenn auch nicht mit einem sehr feinen Pinsel gemalt, hatten einige gute Züge. Addison nahm die rohen Umrisse selbst in die Hand, zeichnete sie nochmals durch, colorirte sie und ist in Wahrheit der Schöpfer des Sir Roger de Coverley und des Will Honeycomb, mit denen wir Alle vertraut sind.

Von dem Plane des Spectators muß man zugeben, daß er sowohl originell, als ungemein glücklich ist. Jeder werthvolle Aufsatz in der Reihe kann mit Vergnügen für sich gelesen werden, und doch bilden die fünf- oder sechshundert Aufsätze ein Ganzes, und ein Ganzes, was das Interesse einer Novelle hat. Es muß dabei erinnert werden, daß zu jener Zeit noch

keine Novelle erschienen war, welche ein lebensvolles und kräftiges Gemälde des gewöhnlichen Lebens und der Sitten in England gegeben hätte. Richardson arbeitete noch als Schriftsetzer. Fielding nahm Vogelnester aus. Smollet war noch nicht geboren. Die Erzählung daher, welche die Aufsätze des Spectators aneinanderknüpfte, ließ unsere Vorfahren zuerst ein ausgesuchtes und noch nie versuchtes Vergnügen kosten. Diese Erzählung war allerdings ohne Kunst und Mühe entworfen. Die Vorgänge waren solche, wie sie alle Tage vorkommen. Sir Roger kommt in die Stadt herauf, um Eugenio zu sehen, wie der würdige Baronet den Prinz Eugen immer nennt, geht mit dem Spectator an das Wasser in den Springgarden, wandelt unter den Grabmälern in der Abtei und wird von den Mohawks *) erschreckt, überwindet aber seine Furcht so weit, daß er in das Theater geht, wo die Bedrängte Mutter aufgeführt wird. Der Spectator macht im Sommer einen Besuch in Coverley Hall, erfreut sich an dem alten Hause, dem alten Kellermeister und dem alten Kaplan, ißt einen von Will Wimble gefangenen jungen Hecht, reitet zu den Assisen und hört einen Rechtspunkt von Tom Touchy verhandeln. Zuletzt bringt ein Brief des ehrlichen Kellermeisters dem Club die Nachricht, daß Sir Roger todt ist. Will Honeycomb heirathet und bekehrt sich als Sechsziger. Der Club löst sich auf, und der Spectator entsagt seinen Functionen. Man kann kaum sagen, daß solche Vorgänge einen Plan bilden; indeß werden sie mit solcher Wahrheit, solcher Anmuth, solchem Witze, solchem Humor, solchem Pathos, solcher Kenntniß des menschlichen Herzens, solcher Kenntniß der Wege der Welt erzählt, daß sie uns bei dem hundertsten Durchlesen erfreuen. Wir hegen nicht den geringsten Zweifel, daß, wenn Addison

---

*) Beiname nächtlicher Ruhestörer. B.

eine Novelle nach einem umfassenden Plane geschrieben hätte, dieselbe jede übertroffen haben würde, die wir besitzen. Auch so ist er berechtigt, nicht blos als der größte englische Essayist, sondern auch als der Vorläufer der großen englischen Novellisten betrachtet zu werden.

Wir sagen dies von Addison allein; denn Addison ist der Spectator. Ungefähr $^3/_7$ des Werks sind von ihm, und es ist keine Uebertreibung, wenn man sagt, daß sein schlechtester Aufsatz so gut ist, wie der beste von irgend einem seiner Mitarbeiter. Seine besten Aufsätze nähern sich unbedingter Vollkommenheit; auch ist ihre Trefflichkeit nicht wunderbarer, als ihre Vielartigkeit. Seine Erfindungskraft scheint niemals zu ermatten; auch ist er niemals genöthigt, sich zu wiederholen, oder einen Gegenstand abzunutzen. Es giebt keinen Bodensatz in seinem Weine. Er regalirt uns nach der Weise jenes verschwenderischen Nabobs, der dafürhielt, daß es nur Ein gutes Glas Wein in einer Flasche gebe. Sobald wir den ersten perlenden Schaum eines Scherzes gekostet haben, wird er zurückgezogen, und ein frischer Nektartrunk ist an unsern Lippen. Am Montage haben wir eine so lebensvolle und sinnreiche Allegorie, wie Lucian's Lebensversteigerung *); am Dinstage eine orientalische Erzählung, so reich gefärbt, wie die Mährchen der Scheherezade; an der Mittwoch einen mit La Bruyere's Geschicklichkeit geschilderten Charakter; am Donnerstag eine den besten Capiteln im Vicar von Wakefield gleichkommende Scene aus dem gemeinen Leben; am Freitag irgend einen schelmischen horazischen Scherz über modische Thorheiten, über Reifröcke, Schönpflästerchen oder Puppenspiele, und am Sonnabend eine religiöse Betrachtung, die eine

*) Bekanntlich eine Versteigerung philosophischer Secten.

B.

Vergleichung mit den schönsten Stellen im Massillon aushält.

Wo es soviel giebt, was das höchste Lob verdient, hat die Auswahl Gefahr. Wir wollen jedoch wagen, zu sagen, daß Jedermann, der sich einen richtigen Begriff von dem Umfang und der Mannigfaltigkeit der Gaben Addison's zu bilden wünscht, gut thun wird, in Einem Zuge die folgenden Aufsätze zu lesen: die zwei Besuche in der Abtei, den Besuch auf der Börse, das Tagebuch des zur Ruhe gesetzten Bürgers, die Vision des Mirza, die Seelenwanderungen des Affen Pug, und den Tod Sir Roger's de Coverley.*)

Die mindest werthvollen Beiträge Addison's zu dem Spectator sind, nach dem Urtheil unsrer Zeit, seine kritischen Aufsätze. Gleichwohl sind seine kritischen Aufsätze immer lichtvoll und öfters scharfsinnig. Selbst von dem schlechtesten darunter muß man immer noch sagen, daß er ihm Ehre macht, sobald man den Charakter der Schule, in der er gebildet worden, gehörig in Betracht zieht. Die besten darunter waren viel zu gut für seine Leser. In Wahrheit, er stand nicht so weit hinter unsrer Generation, als er der seinigen voraus war. Keine Aufsätze im Spectator sind mehr getadelt und verlacht worden, als die, in denen er seine Stimme gegen die Geringschätzung erhob, mit welcher unsre schönen alten Balladen betrachtet wurden, und den Spöttern zeigte, daß dasselbe Gold, welches, geläutert und verfeinert, der Aeneide und den Oden des Horaz Glanz giebt, den rohen Schlacken von Chevy Chace beigemischt ist.

Es ist nicht befremdend, daß der Spectator einen Erfolg

---

*) Nr. 26, 329, 69, 317, 159, 343, 517. Diese Aufsätze stehen alle in den ersten sieben Bänden. Der achte muß als ein besonderes Werk betrachtet werden.

hatte, wie ihn kein ähnliches Werk jemals erlangt hat. Die Zahl der täglich ausgegebenen Exemplare betrug anfangs 3000. Sie vergrößerte sich späterhin und war nahe auf 4000 gestiegen, als die Stempelsteuer aufgelegt wurde. Diese Steuer war für einen Haufen von Journalen todbringend. Der Spectator jedoch behauptete seinen Boden, verdoppelte seinen Preiß und lieferte, wenn auch sein Vertrieb sank, sowohl dem Staate, als den Verfassern immer noch eine große Einnahme. Bei besonderen Stücken war die Nachfrage ungeheuer; von einigen sollen 20,000 Exemplare verlangt worden sein. Doch dies war noch nicht Alles. Den Spectator jeden Morgen mit dem schwarzen Thee und den Semmeln aufgetragen zu sehen, war ein Luxus der Wenigen. Die Mehrheit beschied sich, zu warten, bis Aufsätze genug erschienen waren, um einen Band zu bilden. 10,000 Exemplare von jedem Bande wurden sofort vergriffen und neue Ausgaben verlangt. Dabei muß erinnert werden, daß die Bevölkerung Englands damals kaum 1/3 ihres jetzigen Standes betrug. Die Zahl der Engländer, welche zu lesen gewohnt waren, belief sich wahrscheinlich nicht auf 1/6 ihres jetzigen Betrags. Ein Krämer oder ein Pächter, der einigen Geschmack an Literatur fand, war eine Seltenheit. Ja es gab ohne Zweifel mehr als einen Grafschaftsdeputirten, dessen Landsitz nicht zehn Bücher enthielt, Receptbücher und Bücher über Roßarzneikunde eingeschlossen. Unter diesen Umständen muß der Absatz des Spectators als das Zeichen einer ganz ebenso großen Popularität, wie die der glücklichsten Werke Sir Walter Scott's und Mr. Dickens' in unsrer eigenen Zeit, betrachtet werden.

Zu Ende des Jahres 1712 hörte der Spectator auf, zu erscheinen. Man fühlte wahrscheinlich, daß der kleine Gentleman und sein Club lange genug der Stadt vorgeführt worden, und daß es Zeit sei, sie zu entfernen und durch eine neue Parthie

von Charakteren zu ersetzen. In wenigen Wochen wurde die erste Nummer des Guardian herausgegeben. Aber der Guardian war sowohl bei seiner Geburt, als bei seinem Tode unglücklich. Er begann in Schlaffheit und verschwand in einem Parteisturm. Der ursprüngliche Plan war schlecht. Es waren 66 Nummern erschienen, bevor Addison etwas beitrug, und dann war es unmöglich, aus dem Guardian zu machen, was der Spectator gewesen war. Nestor Ironsides und die Miß Lizards waren Leute, denen selbst er kein Interesse verleihen konnte. Er konnte blos einige treffliche kleine Aufsätze, sowohl ernste, als komische, liefern, und das that er.

Warum Addison den Guardian in den ersten zwei Monaten seines Bestehens nicht unterstützte, ist eine Frage, die den Herausgebern und Biographen sehr viel Kopfbrechens gemacht hat, die uns aber eine sehr leichte Lösung zuzulassen scheint. Er war damals beschäftigt, seinen Cato auf die Bühne zu bringen.

Die ersten vier Acte dieses Dramas hatten seit seiner Rückkehr aus Italien in seinem Bureau gelegen. Seine bescheidene und empfindliche Natur scheute die Gefahr eines öffentlichen und beschämenden Fehlschlagens, und obwohl Alle, die das Manuscript sahen, voll lauten Lobes waren, hielten es Einige doch für möglich, daß eine Zuhörerschaft selbst bei sehr guter Rhetorik ungeduldig werden könne, und riethen Addison, das Stück in Druck zu geben, ohne eine Aufführung zu wagen. Endlich, nach vielen Furchtanfällen, gab der Dichter dem Drängen seiner politischen Freunde nach, welche hofften, das Publicum werde einige Analogie zwischen den Anhängern des Cäsar und den Tories, zwischen Sempronius und den abtrünnigen Whigs, zwischen dem bis zuletzt für die Freiheiten Roms kämpfenden Cato und der Schaar von Patrioten finden, welche fest um Halifax und Wharton standen.

Addison gab das Stück den Directoren des Drurylanetheaters, ohne irgend einen Vortheil für sich selbst auszubedingen. Sie hielten sich daher für verpflichtet, keinen Aufwand in Scenerie und Anzügen zu schonen. Die Decorationen würden freilich dem kunstvollen Auge des Mr. Macready nicht gefallen haben. Juba's Wamms schimmerte von Goldtressen; Marcia's Reifrock hätte eine Herzogin am Geburtstage anziehen können, und Cato trug eine Perrücke für 50 Guineen. Der Prolog war von Pope geschrieben und ist unstreitig eine würdige und geistreiche Arbeit. Die Rolle des Helden wurde von Booth vortrefflich gespielt. Steele unternahm es, ein Haus zusammenzubringen. Die Logen erglänzten von den Sternen der Oppositionspeers. Im Parterre drängten sich aufmerksame und befreundete Zuhörer aus den Rechtscollegien und literarischen Kaffeehäusern. Sir Gilbert Heathcote, Gouverneur der Bank von England, war an der Spitze einer mächtigen Schaar von Hilfstruppen aus der City, warme Menschen und echte Whigs, aber bei Jonathan's und Garraway's besser bekannt, als auf den Wegen der Schöngeister und Kritiker.

Diese Vorkehrungen waren ganz überflüssig. Die Tories, als Gesammtheit, betrachteten Addison nicht mit unfreundlichen Gefühlen. Auch war es nicht in ihrem Interesse, da sie sich, wie sie thaten, zu tiefer Ehrfurcht für Recht und Verjährung und zu Abscheu sowohl vor Volksaufständen, als vor stehenden Heeren bekannten, Bemerkungen auf sich zu beziehen, welche gegen den großen Militärchef und Demagogen gerichtet waren, welcher, mit Hilfe der Legionen und des gemeinen Volks, alle die alten Institutionen seines Vaterlandes umstürzte. Demgemäß hallte jeder Beifallruf, den die Mitglieder des Kit-Cat erhoben, bei den Hochkirchenmännern vom October wider, und der Vorhang fiel zuletzt unter dem Donner einstimmigen Beifalls.

Das Entzücken und die Bewunderung der Stadt werden von dem Guardian in Ausdrücken geschildert, welche wir der Parteilichkeit zuschreiben möchten, wenn nicht der Examiner, das Organ des Ministeriums, eine ähnliche Sprache führte. Die Tories fanden in der That viel Stoff zum Spott in dem Benehmen ihrer Gegner. Steele hatte bei dieser, wie bei anderen Gelegenheiten mehr Eifer, als Geschmack oder Urtheil bewiesen. Die ehrlichen Bürger, welche unter den Befehlen des Sir Gibby, wie er scherzweise genannt wurde, marschirten, wußten wahrscheinlich besser, wenn sie Fonds kaufen und wenn sie solche verkaufen, als wenn sie bei einem Stücke klatschen und wenn sie dabei zischen sollten, und zogen sich einiges Gelächter zu, indem sie den heuchlerischen Sempronius zu ihrem Liebling machten, und seinen nichtssagenden Phrasen lauteren Beifall schenkten, als sie der maßvollen Beredtsamkeit Cato's zollten. Auch Wharton, der die unglaubliche Frechheit hatte, den Zeilen von dem Flüchten vor glücklichem Laster und der Macht ruchloser Menschen zu einem Privatleben Beifall zu klatschen, entging den Sarkasmen Derer nicht, die mit Recht meinten, er könne vor nichts Lasterhafterem oder Ruchloserem flüchten, als er selbst sei. Der Epilog, welchen Garth, ein eifriger Whig, geschrieben hatte, wurde streng und nicht ohne Grund als unedel und nicht am Orte getadelt. Addison aber wurde, selbst von den bittersten Toryschriftstellern, als ein Gentleman von Geist und Tugend geschildert, dessen Freundschaft viele Personen von beiden Parteien glücklich mache, und dessen Name nicht in Parteizänkereien gemischt werden dürfe.

Unter den Witzen, wodurch der Triumph der Whigs gestört wurde, war der schärfste und glücklichste der des Bolingbroke. In einem Zwischenacte ließ er Booth in seine Loge kommen und beschenkte ihn, vor dem ganzen Theater, mit einer Börse

mit 50 Guineen, weil er die Sache der Freiheit gegen einen immerwährenden Dictator so gut vertheidige. Dies war eine schneidende Anspielung auf den Versuch, welchen Marlborough nicht lange vor seinem Sturze gemacht hatte, ein Patent zu erlangen, was ihn auf Lebenszeit zum Oberbefehlshaber ernenne.

Es war April, und im April galt die Londoner Saison vor ein 130 Jahren für weit vorgerückt. Gleichwohl wurde der Cato, einen ganzen Monat hindurch, vor überfüllten Häusern aufgeführt und brachte in die Kasse des Theaters die doppelten Einnahmen eines gewöhnlichen Frühjahrs. Im Sommer ging die Drurylanegesellschaft zu dem Actus nach Oxford hinunter, und hier wurde vor einem Auditorium, welches ein liebevolles Andenken an Addison's Vorzüge und Tugenden bewahrte, seine Tragödie mehrere Tage lang aufgeführt. Die Studenten fingen von Vormittag an, das Theater zu belagern, und um Eins des Nachmittags waren alle Plätze besetzt.]

Ueber die Verdienste des Stückes, welches einen so außerordentlichen Effect machte, ist das Publicum, wie wir annehmen, entschieden. Es mit den Meisterstücken der attischen Bühne, mit den großen englischen Dramen aus der Zeit der Elisabeth, oder selbst mit den Erzeugnissen von Schiller's Mannesalter zu vergleichen, würde allerdings ungereimt sein. Indeß enthält es im Dialog und Declamatorischen Treffliches, und man muß ihm zugestehen, daß es unter nach französischem Muster gemodelten Stücken einen hohen Rang einnimmt, zwar nicht den der Athalie, oder des Saul, aber, wie wir meinen, nicht unter dem Cinna, und sicherlich über jeder anderen englischen Tragödie derselben Schule, über vielen Stücken des Corneille, über vielen Stücken Voltaire's und Alfieri's, und über einigen Stücken Racine's. Sei dem wie ihm wolle, wir hegen wenig Zweifel, daß der Cato so viel, als die Nummern des Tatler, des Spec-

tator und des Freeholder zusammen, dazu beitrug, Addison's Ruhm unter seinen Zeitgenossen zu erheben.

Die Bescheidenheit und Gutmüthigkeit des glücklichen Dramatikers hatte selbst die Bosheit des Parteigeistes gezähmt. Aber literarischer Neid ist, so möchte es scheinen, eine heftigere Leidenschaft, als Parteigeist. Es war ein eifriger Whig, durch welchen der heftigste Angriff auf die Whigtragödie gemacht wurde. Johann Dennis gab Bemerkungen über Cato heraus, die mit einigem Scharfsinn und mit viel Grobheit und Bitterkeit geschrieben waren. Addison vertheidigte sich weder, noch übte er Wiedervergeltung. Bei vielen Punkten konnte er sich trefflich vertheidigen, und nichts würde leichter gewesen sein, als Wiedervergeltung zu üben, denn Dennis hatte schlechte Oden, schlechte Tragödien, schlechte Komödien geschrieben; er besaß überdem einen größeren Antheil, als die meisten Menschen, von jenen Schwächen und Ueberspanntheiten, welche Lachen erregen; und Addison's Gabe, ein ungereimtes Buch, oder einen ungereimten Menschen lächerlich zu machen, war ohne Gleichen. Addison jedoch, im ruhigen Bewußtsein seiner Ueberlegenheit, blickte mit Mitleid auf seinen Angreifer, dessen von Natur reizbares und trübsinniges Wesen durch Mangel, durch Polemik und durch literarische Unfälle verbittert worden war.

Allein unter den jungen Bewerbern um Addison's Gunst befand sich Einer, der sich vor den Uebrigen durch Talente und, wie wir fürchten, nicht weniger durch Gehässigkeit und Unaufrichtigkeit unterschied. Pope war erst 25 Jahre alt. Seine Gaben aber hatten sich zu ihrer vollen Reife entfaltet, und sein bestes Gedicht, der Lockenraub, war vor Kurzem erschienen. Addison hatte immer hohe Bewunderung seines Genies ausgedrückt. Aber Addison hatte früh bemerkt, was freilich auch ein weniger scharfes Auge, als das seinige, bemerken konnte, daß

der zwerghafte, verwachsene, kränkliche Jüngling begierig darauf war, sich an der Gesellschaft für die Unfreundlichkeit der Natur zu rächen. Im Spectator war der Versuch über die Kritik mit herzlicher Wärme gepriesen worden; es war aber ein sanfter Wink hinzugefügt worden, daß der Verfasser eines so vortrefflichen Gedichtes wohl gethan haben würde, böswillige Persönlichkeiten zu vermeiden. Pope, wiewohl augenscheinlich mehr durch den Tadel geärgert, als durch das Lob erfreut, sagte für die Ermahnung Dank und versprach, sie zu nutzen. Die beiden Schriftsteller fuhren fort, Höflichkeiten, Rath und kleine Gefälligkeiten auszutauschen. Addison pries öffentlich Pope's vermischte Sachen, und Pope versah Addison mit einem Prolog. Das währte nicht lange. Pope haßte Dennis, den er ohne Anlaß beleidigt hatte. Das Erscheinen der Bemerkungen über Cato gab dem reizbaren Dichter eine Gelegenheit, seiner Bosheit unter dem Anscheine der Freundschaft Luft zu machen, und eine solche Gelegenheit konnte einer Natur nur willkommen sein, welche unversöhnlich in Feindschaft war und jederzeit den krummen Weg dem geraden vorzog. Er gab daher die Geschichte des Wahnsinnes des Johann Dennis heraus. Aber Pope hatte sich über seine Kräfte geirrt. Er war ein großer Meister in Spottrede und Sarkasmus; er konnte einen Charakter in glatten, wohlklingenden, von Antithesen schimmernden Strophen zerlegen; aber dramatisches Talent ging ihm ganz und gar ab. Hätte er ein Spottgedicht auf Dennis geschrieben, wie das auf Atticus, oder das auf Sporus, der alte Murrkopf würde zermalmt worden sein. Aber wenn Pope im Dialog schrieb, glich er, — um ein Bild von Horaz und ihm selbst zu gebrauchen — einem Wolf, der, anstatt zu beißen, sich auf's Ausschlagen einlassen, oder einem Affen, der zu stechen versuchen wollte. Die Geschichte ist gänzlich werthlos. Von Beweisführung findet sich auch nicht

die Spur, und die Witze sind so, daß, wenn sie in einer Posse angebracht wären, sie das Zischen der Schillingsgallerie hervorrufen würden. Dennis wüthet über das Stück und die Amme denkt, er ruft nach einem Schluck.*) „Es giebt,“ ruft er aus, „keine Peripetie in der Tragödie, keinen Wechsel des Glückes, überhaupt keinen Wechsel.“ „Bitte, guter Herr, sein Sie nicht zornig,“ sagt das alte Weib, „ich will wechseln.“ Das ist nicht die richtige Scherzweise Addison's.

Es kann kein Zweifel sein, daß Addison diesen geschäftigen Eifer durchschaute, und sich dadurch tief beschämt fühlte. Ein so thörichtes und boshaftes Pamphlet konnte ihm nichts nützen, und wenn man glaubte, daß er einigen Theil daran gehabt, mußte es ihm schaden. Mit unvergleichlichen Gaben zum Spotten ausgestattet, hatte er niemals, auch nicht in Selbstvertheidigung, diese Gaben inhuman oder unartig gebraucht, und er war nicht geneigt, Andere seinen Ruhm und seine Interessen zum Vorwand machen zu lassen, unter welchen sie Frevel begehen könnten, deren er selbst sich fortwährend enthalten hatte. Er erklärte daher, daß er keinen Antheil an der Geschichte habe, daß er sie misbillige, und daß er, falls er auf die Bemerkungen antworte, sie wie ein Gentleman beantworten würde; er trug auch Sorge, dies Dennis mitzutheilen. Pope war bitter gekränkt, und wir sind geneigt, von dieser Verhandlung den Haß abzuleiten, den er immer nachher gegen Addison hegte.

Im September 1713 hörte der Guardian auf, zu erscheinen. Steele war über den politischen Händeln wie rasend geworden. Es hatte eine allgemeine Wahl stattgefunden, er war zum Mitglied für Stockbridge erwählt worden, und stand in vol-

---

*) Ein nicht genau übersetzbares Wortspiel mit den Wörtern drama und dram. B.

ler Erwartung, eine erste Rolle im Parlament zu spielen. Der ungeheuere Erfolg des Tatlers und Spectators hatte ihm den Kopf verdreht. Er war der Herausgeber dieser beiden Journale gewesen, und merkte nicht, wie gänzlich sie ihren Einfluß und ihre Popularität dem Genie seines Freundes verdankten. Sein jederzeit heftiger Sinn war jetzt durch Eitelkeit, Ehrsucht und Parteigeist in solchem Grade aufgeregt, daß er jeden Tag irgend einen Verstoß gegen gesunden Verstand und guten Geschmack beging. Alle besonnenen und gemäßigten Mitglieder seiner eigenen Partei beklagten und tadelten seine Thorheit. „Ich bin in tausend Sorgen," schrieb Addison, „um den armen Dick, und wünsche nur, daß sein Eifer für das Publicum ihn nicht ruiniren möge. Aber er hat mir sagen lassen, daß er entschlossen sei, fortzufahren, und daß keinerlei Rath, den ich ihm in dieser Parlamentssession geben möge, Gewicht bei ihm haben werde."

Steele errichtete ein politisches Journal, der Englishman geheißen, was, da es nicht durch Beiträge von Addison unterstützt wurde, vollständig scheiterte. Durch diese Arbeit, durch einige andere Schriften derselben Art, und durch die Miene, die er bei der ersten Zusammenkunft des neuen Parlaments annahm, machte er die Tories so böse, daß sie ihn auszustoßen beschlossen. Die Whigs hielten ritterlich zu ihm, waren aber nicht im Stande, ihn zu retten. Das Ausstoßungsvotum wurde von allen leidenschaftslosen Männern als eine tyrannische Ausübung der Macht der Mehrheit betrachtet. Aber Steele's Heftigkeit und Thorheit hatten, wenn sie auch die von seinen Feinden ergriffenen Maßregeln nicht rechtfertigten, seine Freunde in vollem Maaße verdrossen; auch erlangte er niemals die Stelle wieder, die er in der öffentlichen Achtung eingenommen.

Addison faßte um diese Zeit den Plan, einen achten Band zu dem Spectator hinzuzufügen. Im Juni 1714 erschien die

erste Nummer der neuen Folge, und ungefähr sechs Monate lang wurden wöchentlich drei Stücke ausgegeben. Nichts kann schlagender sein, als der Gegensatz zwischen dem Englishman und dem achten Bande des Spectator, zwischen Steele ohne Addison und Addison ohne Steele. Der Englishman ist vergessen; der achte Band des Spectators enthält vielleicht die schönsten Aufsätze, sowohl ernste als scherzhafte, die wir in englischer Sprache haben.

Bevor dieser Band zu Ende gebracht war, erzeugte der Tod der Anna einen gänzlichen Wechsel in der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheit. Der Schlag kam plötzlich. Er fand die Torypartei durch innere Streitigkeiten zerrissen, und für jede größere Anstrengung unvorbereitet. Harley war eben entlassen worden. Bolingbroke sollte, wie man annahm, erster Minister werden. Indeß die Königin kam auf ihr Sterbebette, bevor der weiße Stab vergeben war, und ihre letzte öffentliche Handlung bestand darin, ihn mit schwacher Hand dem Herzog von Shrewsbury zu übergeben. Die Nothlage erzeugte eine Coalition zwischen allen Abtheilungen der Staatsmänner, die an die protestantische Thronfolge geknüpft waren. Georg I. wurde ohne Widerstand ausgerufen. Ein Rath, in welchem die Führer der Whigs Sitze hatten, übernahm die Leitung der Angelegenheiten bis zur Ankunft des neuen Königs. Der erste Act der Lords Regenten bestand in der Ernennung Addison's zu ihrem Secretair.

Es giebt eine leere Sage, daß er angewiesen worden sei, ein Schreiben an den König zu entwerfen, daß er es sich in Betreff der Fassung dieser Arbeit nicht habe recht machen können, und daß die Lords Regenten einen Schreiber hereingerufen hätten, der sogleich besorgt habe, was man brauchte. Es ist nicht befremdend, daß eine für die Mittelmäßigkeit so schmeichelhafte Geschichte populär geworden ist, und es thut uns leid, daß wir

die Strohköpfe ihres Trostes berauben. Aber die Wahrheit muß gesagt werden. Sir Jakob Mackintosh, dessen Kenntniß jener Zeiten unerreicht ist, bemerkt sehr richtig, daß Addison niemals, in irgend einem amtlichen Actenstücke, nach Witz oder Beredtsamkeit haschte, und daß seine Depeschen sich, ohne Ausnahme, durch anspruchslose Einfachheit auszeichnen. Jeder, der weiß, mit welcher Leichtigkeit Addison's schönste Aufsätze geschrieben wurden, muß überzeugt sein, daß es, wenn man schön gedrehte Phrasen gebraucht hätte, ihm keine Schwierigkeit gemacht haben würde, sie zu finden. Wir sind jedoch geneigt, zu glauben, daß die Geschichte nicht unbedingt ohne Grund ist. Es mag wohl sein, daß Addison, bevor er erfahrene Bureaubeamte befragt hatte, welche sich der Zeiten erinnerten, wo Wilhelm III. auf dem Festlande abwesend war, nicht wußte, in welcher Form ein Schreiben des Regentschaftsrathes an den König zu fassen sei. Wir halten es für sehr wahrscheinlich, daß die geschicktesten Staatsmänner unserer Zeit, z. B. Lord Johann Russell, Sir Robert Peel, Lord Palmerston, unter ähnlichen Umständen ganz eben so unkundig befunden werden würden. Jede Behörde hat einige kleine Mysterien, welche der beschränkteste Mensch mit ein wenig Aufmerksamkeit erlernen, und von denen der größte Mann keine Anschauung haben kann. Eine Schrift muß von dem Chef des Departements, eine andere von seinem Stellvertreter unterzeichnet werden. Bei einer dritten ist das königliche Handzeichen nöthig. Eine Mittheilung muß einregistrirt werden und eine andere nicht. Ein Urtheil muß mit schwarzer Dinte und ein anderes mit rother Dinte geschrieben werden. Wenn der geschickteste Secretair für Irland an den Indischen Hof versetzt würde, wenn der geschickteste Präsident des Indischen Hofes in das Kriegsamt versetzt würde, so würden sie Anweisung über derartige Punkte brauchen, und wir zweifeln nicht, daß Addison

solche Anweisung verlangte, als er zum ersten Male Secretair der Lords Regenten wurde.

Georg I. nahm von seinem Königreiche ohne Widerstand Besitz. Es wurde ein neues Ministerium gebildet, und ein neues, den Whigs günstiges Parlament gewählt. Sunderland wurde zum Lordlieutenant von Irland bestellt, und Addison ging wieder als Erster Secretair nach Dublin.

Zu Dublin wohnte Swift, und es war viel Vermuthens über die Art und Weise, wie sich der Dechant und der Secretair gegen einander verhalten würden. Die Verhältnisse, welche zwischen diesen merkwürdigen Männern bestanden, bilden einen interessanten und anmuthigen Theil in der Literaturgeschichte. Sie hatten sich frühzeitig an dieselbe politische Partei und an dieselben Gönner geheftet. So lange Anna's Ministerium am Ruder war, hatten die Besuche Swift's in London und der amtliche Aufenthalt Addison's in Irland ihnen Gelegenheit gegeben, einander kennen zu lernen. Sie waren die zwei schlauesten Beobachter zu ihrer Zeit. Aber ihre Bemerkungen über einander hatten sie zu günstigen Schlüssen geführt. Swift ließ den seltenen Unterhaltungsgaben, die sich unter dem schüchternen Benehmen Addison's verbargen, Gerechtigkeit widerfahren. Auf der anderen Seite entdeckte Addison unter dem strengen Aussehen und Wesen Swift's viel Gutmüthigkeit, und in der That, der Swift von 1708 und der Swift von 1738 waren zwei sehr verschiedene Menschen.

Aber die Pfade der beiden Freunde gingen weit auseinander. Die whiggistischen Staatsmänner beluden Addison mit soliden Wohlthaten. Sie lobten Swift, baten ihn zu Tische und thaten weiter nichts für ihn. Sein Stand war eine Schwierigkeit für sie. Im Staate konnten sie ihn nicht befördern, und sie hatten Ursache, zu fürchten, daß, wenn sie den Verfasser des

Mährchens von der Tonne in der Kirche beförderten, sie dem Publicum, welches keine hohe Meinung von ihrer Rechtgläubigkeit hatte, ein Aergerniß geben möchten. Er trug den Schwierigkeiten, welche Halifax und Somers abhielten, ihm zu dienen, keine billige Rechnung, hielt sich für einen übel behandelten Mann, opferte der Rache Ehre und Consequenz, schloß sich den Tories an und wurde ihr furchtbarster Vorkämpfer. Er fand jedoch bald, daß seine alten Freunde weniger zu tadeln waren, als er vermuthet hatte. Das Misfallen, womit die Königin und die Häupter der Kirche ihn betrachteten, war unbesiegbar, und nur mit der größten Schwierigkeit erlangte er eine kirchliche Würde von nicht großer Bedeutung, unter der Bedingung, seinen Wohnsitz in einem Lande zu fixiren, das er verabscheute.

Verschiedenheit der politischen Meinung hatte, zwar nicht einen Streit, aber eine Erkaltung zwischen Swift und Addison erzeugt. Sie hörten zuletzt ganz und gar auf, einander zu sehen. Doch bestand zwischen ihnen ein stillschweigendes Uebereinkommen, gleich dem der erblichen Gastfreunde in der Iliade:

*Ἔγχεα δ' ἀλλήλων ἀλεώμεθα καὶ δι' ὁμίλου·*
*Πολλοὶ μὲν γὰρ ἐμοὶ Τρῶες κλειτοί τ' ἐπίκουροι,*
*Κτείνειν, ὅν κε θεός γε πόρῃ καὶ ποσσὶ κιχείω,*
*Πολλοὶ δ' αὖ σοὶ Ἀχαιοὶ, ἐναίρεμεν, ὅν κε δύνηαι.* *)

Es ist nicht befremdend, daß Addison, welcher Niemand verläumdete und beleidigte, auch Swift nicht verläumdet oder

---

*) VI. 226 — 229.
Drum mit unseren Lanzen vermeiden wir uns im Getümmel.
Viel' ja sind der Troer mir selbst und der rühmlichen Helfer,
Daß ich tödte, wen Gott mir gewährt, und die Schenkel erreichen,
Viel' auch dir der Achäer, daß, welchen Du kannst, Du erlegest.
Voß.

beleidigt hat. Aber es ist bemerkenswerth, daß Swift, welchem weder Genie, noch Tugend heilig waren, und der in der Regel, wie die meisten anderen Renegaten, ein besonderes Vergnügen daran zu finden schien, alte Freunde anzugreifen, Addison soviel Achtung und Zärtlichkeit bewies.

Das Glück hatte jetzt gewechselt. Der Regierungsantritt hatte in England die Freiheiten des Volks, und in Irland die Herrschaft der protestantischen Kaste gesichert. Dieser Kaste war Swift verhaßter, als irgend ein anderer Mensch. Er wurde in den Straßen von Dublin mit Geschrei verfolgt und selbst beworfen, und konnte es nicht wagen, ohne Begleitung bewaffneter Diener, seiner Gesundheit halber längs des Strandes zu reiten. Viele, denen er früher Dienste geleistet, schrieben jetzt Schmähschriften auf ihn und insultirten ihn. In dieser Zeit kam Addison an. Es war ihm gerathen worden, dem Dechanten von St. Patrick nicht die geringste Höflichkeit zu erweisen. Er hatte, mit bewundernswerthem Geiste, geantwortet: es möge für Männer, über deren Treue gegen ihre Partei Verdacht bestehe, nöthig sein, keinen Verkehr mit politischen Gegnern zu pflegen; wer aber in den schlimmsten Zeiten ein standhafter Whig gewesen, der könne es wagen, nun die gute Sache triumphire, einem alten Freunde, der einer der besiegten Tories sei, die Hand zu schütteln. Seine Freundlichkeit wirkte besänftigend auf Swift's stolzen und grausam verwundeten Geist, und die zwei großen Satyriker nahmen ihre Gewohnheit freundlichen Verkehres wieder auf.

Diejenigen Genossen Addison's, deren politische Meinungen mit den seinigen übereinstimmten, theilten sein gutes Glück. Er nahm Tickell mit nach Irland. Er verschaffte Budgell eine einträgliche Stelle in demselben Königreiche. Ambrosius Phillipps ward in England versorgt. Steele hatte sich durch

seine Ueberspanntheit und Verkehrtheit soviel Schaden gethan, daß er nur einen sehr kleinen Theil von dem erhielt, worauf er Anspruch machte. Er wurde jedoch zum Ritter geschlagen, er bekleidete eine Stelle im Hofstaat, und erhielt später vom Hofe andere Gunstbeweise.

Addison blieb nicht lange in Irland. 1715 vertauschte er seine Secretairsstelle mit einem Sitz im Handelsamte. In demselben Jahre wurde sein Lustspiel: der Trommler, auf die Bühne gebracht. Der Name des Verfassers war nicht angezeigt worden, das Stück wurde kalt aufgenommen, und einige Kritiker haben Zweifel geäußert, ob es wirklich von Addison sei. Uns scheint sowohl der äußere, als der innere Beweis entscheidend. Es ist nicht in Addison's bester Manier, aber es enthält zahlreiche Stellen, welche kein anderer uns bekannter Schriftsteller hätte schreiben können. Es wurde nach Addison's Tode wieder aufgeführt, und da man nun wußte, daß es von ihm war, erhielt es lauten Beifall.

Gegen Ende des Jahres 1715, als die Rebellion noch in Schottland wüthete, gab Addison die erste Nummer eines Journals unter dem Titel: der Freeholder*) heraus. Unter seinen politischen Schriften hat der Freeholder auf die erste Stelle Anspruch. Selbst im Spectator giebt es wenig ernste Aufsätze, welche edler gehalten wären, als die Charakteristik seines Freundes Lord Somers, und gewiß keine satyrischen Aufsätze, welche diejenigen überträfen, in denen der toryistische Fuchsjäger vorkommt. Dieser Charakter ist das Original des Squire Western,*) und ist mit Fielding's ganzer Kraft, und mit einer Feinheit gezeichnet, deren Fielding gänzlich ermangelte.

---

*) Der Freisasse.

**) In Fielding's Tom Jones. B.

Wie keines von Addison's Werken stärkere Beweise seines Genies darlegt, als der Freeholder, so macht auch keines seinem sittlichen Charakter größere Ehre. Es ist schwer, die Biederkeit und Humanität eines politischen Schriftstellers, den selbst die Aufregung des Bürgerkriegs nicht zu unziemlicher Heftigkeit treiben kann, zu hoch zu preisen. Oxford war damals, wie man wohl weiß, das Bollwerk des Torythums. Die hohe Straße war wiederholt mit Bajonetten eingefaßt worden, um die feindlich gesinnten Studenten niederzuhalten, und von den Boten der Regierung verfolgte Hochverräther waren in den Dachkammern mehrerer Collegien verborgen worden. Gleichwohl ist die Mahnung, welche Addison auch unter solchen Umständen an die Universität richtete, ungemein mild, achtungsvoll und selbst voll Zuneigung. In der That er konnte es, auch wo es nur fingirten Personen galt, nicht übers Herz bringen, hart zu verfahren. Sein Fuchsjäger, wenn auch unwissend, beschränkt und heftig, ist doch von Herzen ein guter Kerl, und wird zuletzt durch die Milde des Königs bekehrt. Steele war mit der Mäßigung seines Freundes nicht zufrieden, und wiewohl er anerkannte, daß der Freeholder vortrefflich geschrieben sei, klagte er doch, daß das Ministerium auf einer Laute spiele, während es nöthig sei, eine Trompete zu blasen. Er beschloß demgemäß, eine Fanfare nach seiner eigenen Weise auszuführen, und versuchte, den öffentlichen Geist der Nation vermittelst eines Journals unter dem Titel das Town Talk*) zu ermuntern, welches jetzt so ziemlich vergessen ist, wie sein Englishman, wie seine „Krisis," wie sein „Schreiben an den Bailiff von Stockbridge," wie sein Reader,**) kurz wie fast Alles, was er ohne Addison's Hilfe schrieb.

*) Stadtgespräch.

**) Leser.

seine Ueberspanntheit und Verkehrtheit soviel Schaden gethan, daß er nur einen sehr kleinen Theil von dem erhielt, worauf er Anspruch machte. Er wurde jedoch zum Ritter geschlagen, er bekleidete eine Stelle im Hofstaat, und erhielt später vom Hofe andere Gunstbeweise.

Addison blieb nicht lange in Irland. 1715 vertauschte er seine Secretairsstelle mit einem Sitz im Handelsamte. In demselben Jahre wurde sein Lustspiel: der Trommler, auf die Bühne gebracht. Der Name des Verfassers war nicht angezeigt worden, das Stück wurde kalt aufgenommen, und einige Kritiker haben Zweifel geäußert, ob es wirklich von Addison sei. Uns scheint sowohl der äußere, als der innere Beweis entscheidend. Es ist nicht in Addison's bester Manier, aber es enthält zahlreiche Stellen, welche kein anderer uns bekannter Schriftsteller hätte schreiben können. Es wurde nach Addison's Tode wieder aufgeführt, und da man nun wußte, daß es von ihm war, erhielt es lauten Beifall.

Gegen Ende des Jahres 1715, als die Rebellion noch in Schottland wüthete, gab Addison die erste Nummer eines Journals unter dem Titel: der Freeholder*) heraus. Unter seinen politischen Schriften hat der Freeholder auf die erste Stelle Anspruch. Selbst im Spectator giebt es wenig ernste Aufsätze, welche edler gehalten wären, als die Charakteristik seines Freundes Lord Somers, und gewiß keine satyrischen Aufsätze, welche diejenigen überträfen, in denen der toryistische Fuchsjäger vorkommt. Dieser Charakter ist das Original des Squire Western,*) und ist mit Fielding's ganzer Kraft, und mit einer Feinheit gezeichnet, deren Fielding gänzlich ermangelte.

---

*) Der Freisasse.

**) In Fielding's Tom Jones. B.

Wie keines von Addison's Werken stärkere Beweise seines Genies darlegt, als der Freeholder, so macht auch keines seinem sittlichen Charakter größere Ehre. Es ist schwer, die Biederkeit und Humanität eines politischen Schriftstellers, den selbst die Aufregung des Bürgerkriegs nicht zu unziemlicher Heftigkeit treiben kann, zu hoch zu preisen. Oxford war damals, wie man wohl weiß, das Bollwerk des Toryismus. Die hohe Straße war wiederholt mit Bajonetten eingefaßt worden, um die feindlich gesinnten Studenten niederzuhalten, und von den Boten der Regierung verfolgte Hochverräther waren in den Dachkammern mehrerer Collegien verborgen worden. Gleichwohl ist die Mahnung, welche Addison auch unter solchen Umständen an die Universität richtete, ungemein mild, achtungsvoll und selbst voll Zuneigung. In der That er konnte es, auch wo es nur fingirten Personen galt, nicht übers Herz bringen, hart zu verfahren. Sein Fuchsjäger, wenn auch unwissend, beschränkt und heftig, ist doch von Herzen ein guter Kerl, und wird zuletzt durch die Milde des Königs bekehrt. Steele war mit der Mäßigung seines Freundes nicht zufrieden, und wiewohl er anerkannte, daß der Freeholder vortrefflich geschrieben sei, klagte er doch, daß das Ministerium auf einer Laute spiele, während es nöthig sei, eine Trompete zu blasen. Er beschloß demgemäß, eine Fanfare nach seiner eigenen Weise auszuführen, und versuchte, den öffentlichen Geist der Nation vermittelst eines Journals unter dem Titel das Town Talk*) zu ermuntern, welches jetzt so ziemlich vergessen ist, wie sein Englishman, wie seine „Krisis,“ wie sein „Schreiben an den Bailiff von Stockbridge,“ wie sein Reader,**) kurz wie fast Alles, was er ohne Addison's Hilfe schrieb.

---

*) Stadtgespräch.

**) Leser.

In demselben Jahre, in welchem der Trommler aufgeführt wurde, und in welchem die ersten Nummern des Freeholders erschienen, wurde die Entfremdung Pope's und Addison's vollständig. Addison hatte von Anfang an gesehen, daß Pope falsch und böswillig war. Pope hatte entdeckt, daß Addison eifersüchtig sei. Die Entdeckung erfolgte in einer seltsamen Weise. Pope hatte den Lockenraub in zwei Gesängen, ohne übernatürliche Maschinerie, geschrieben. Diese zwei Gesänge hatten lauten Beifall gefunden, und von Niemand lauteren, als von Addison. Dann dachte Pope an die Sylphen und Gnomen, Ariel, Momentilla, Crispissa und Umbriel und beschloß, die rosenkreuzerische Mythologie mit der ursprünglichen Arbeit zu verweben. Er fragte um Addison's Rath. Addison sagte, das Gedicht, so wie es sei, sei ein köstliches kleines Ding, und bat Pope, nicht die Gefahr zu laufen, etwas so Treffliches über dem Versuche, es zu verbessern, zu verderben. Pope erklärte nachmals, daß dieser hinterlistige Rath ihm zuerst die Augen über die Schlechtigkeit des Rathgebers geöffnet habe.

Nun kann kein Zweifel sein, daß Pope's Plan höchst sinnreich war, und daß er ihn später mit großem Geschick und Erfolg ausführte. Aber folgt daraus nothwendig, daß Addison's Rath schlecht war? Und wenn Addison's Rath schlecht war, folgt daraus nothwendig, daß er aus schlechten Beweggründen gegeben wurde? Wenn uns ein Freund fragte, ob wir ihm rathen würden, sein Ganzes in einer Lotterie zu wagen, in welcher die Chancen wie 10 zu 1 gegen ihn wären, so würden wir unser Bestes thun, ihm abzurathen, eine solche Gefahr zu laufen. Selbst wenn er so glücklich wäre, den 30,000 Pfund-Gewinn zu bekommen, würden wir nicht zugeben, daß wir ihm übel gerathen, und wir würden es gewiß für den Gipfel von Ungerechtigkeit bei ihm halten, wenn er uns beschuldigte, daß wir von

Bosheit getrieben gewesen. Wir halten Addison's Rath für guten Rath. Er beruhte auf einem richtigen Grundsatz, dem Ergebniß langer und ausgedehnter Erfahrung. Die allgemeine Regel ist unstreitig, daß, wenn ein glückliches Werk der Phantasie geschaffen worden ist, dasselbe nicht umgearbeitet werden sollte. Wir können uns in diesem Augenblicke nicht eines einzigen Falles entsinnen, wo diese Regel mit günstigem Erfolge übertreten worden wäre, den Fall mit dem Lockenraub ausgenommen. Tasso arbeitete sein Jerusalem um. Akenside arbeitete seine „Vergnügungen der Einbildungskraft" und seine „Epistel an Curio" um. Pope selbst, ohne Zweifel durch den Erfolg ermuthigt, womit er den Lockenraub erweitert und neugestaltet hatte, machte denselben Versuch mit der Dunciade. Alle diese Versuche scheiterten. Wer konnte voraussehen, daß Pope einmal in seinem Leben im Stande sein würde, zu leisten, was er selbst nicht zweimal leisten konnte, und was außerdem Niemand jemals geleistet hat?

Addison's Rath war gut. Aber wäre er auch schlecht gewesen, warum sollten wir ihn für unehrlich erklären? Scott erzählt uns, daß einer seiner besten Freunde prophezeit habe, der Waverley werde scheitern. Herder beschwor Goethe, kein so aussichtsloses Sujet zu wählen, wie Faust. Hume versuchte Robertson abzurathen, die Geschichte Karls V. zu schreiben. Ja Pope selbst war einer von Denen, welche prophezeiten, der Cato würde niemals auf der Bühne Glück machen, und welche Addison riethen, ihn drucken zu lassen, ohne eine Aufführung zu riskiren. Aber Scott, Goethe, Robertson und Addison hatten die gute Einsicht und Hochherzigkeit, ihren Rathgebern die besten Absichten zuzutrauen. Pope's Herz war nicht von demselben Schlage mit den ihren.

Im Jahre 1715, während er mit Uebersetzung der Iliade

beschäftigt war, traf er Addison auf einem Kaffeehause. Phillipps und Budgell waren da; doch ihr Souverain machte sich los von ihnen und bat Pope, mit ihm allein zu speisen. Nach dem Mittagsmahl sagte Addison, er habe mit einer Schwierigkeit zu thun, die er zu erklären wünsche. „Tickell," sagte er, „hat vor einiger Zeit das erste Buch der Iliade übersetzt. Ich habe versprochen, es durchzusehen und zu corrigiren. Ich kann daher nicht um eine Ansicht des Ihrigen bitten; denn das würde doppeltes Spiel sein." Pope gab eine höfliche Antwort und bat, daß seinem zweiten Buche die Wohlthat einer Revision durch Addison zu Theil werden möge. Addison verstand sich bereitwillig dazu, sah das zweite Buch durch und schickte es mit warmen Empfehlungen zurück.

Tickell's Uebersetzung des ersten Buches erschien bald nach dieser Unterredung. In der Vorrede ward gegen jedes Rivalisirenwollen ernstlich protestirt. Tickell erklärte, er werde mit der Iliade nicht fortfahren. Diese Unternehmung werde er Kräften überlassen, von denen er zugäbe, daß sie die seinigen überträfen. Seine einzige Absicht bei Veröffentlichung dieses Probestücks sei, sagte er, die Gunst des Publicums für eine Uebersetzung der Odyssee in Anspruch zu nehmen, in welcher er etwas vorgeschritten sei.

Addison und Addison's ergebene Anhänger erklärten beide Uebersetzungen für gut, behaupteten aber, daß die von Tickell mehr von dem Original habe. Die Stadt gab der Pope'schen einen entschiedenen Vorzug. Wir halten es nicht für der Mühe werth, eine solche Vorrangsfrage auszumachen. Von keinem der Nebenbuhler kann gesagt werden, daß er die Iliade übersetzt habe, es müßte denn das Wort Uebersetzung in dem Sinne gebraucht werden, in dem es im Sommernachtstraum vorkommt. Wenn sich da Bottom mit einem Eselskopf statt seines eignen

zeigt, so ruft Peter Quince aus: „Gott behüte dich! Bottom, Gott behüte dich! Du bist übersetzt.“ In diesem Sinne können sowohl Pope's als Tickell's Leser ohne Zweifel recht passend ausrufen: „Gott behüte dich, Homer; du bist in der That übersetzt.“*)

Unsere Leser werden, wie wir hoffen, mit uns in der Ansicht übereinstimmen, daß Niemand in Addison's Lage, sowohl gegen Pope, als gegen Tickell, redlicher und freundlicher hätte handeln können, als er gethan zu haben scheint. Aber in Pope's Geiste war ein gehässiger Verdacht entstanden. Er bildete sich ein, und bald glaubte er fest, daß eine tiefangelegte Verschwörung gegen seinen Ruhm und sein Glück bestehe. Das Werk, auf welches er seinen Ruhm eingesetzt hatte, sollte herabgewürdigt, die Subscription, auf welcher seine Hoffnungen auf Auskommen beruhten, sollte vereitelt werden. In dieser Absicht hatte Addison eine concurrirende Uebersetzung gemacht, Tickell eingewilligt, den Namen dazu herzugeben, und die Schöngeister von Button's sich vereinigt, sie zu lobhudeln.

Giebt es irgend einen äußeren Beweis, diese schwere Beschuldigung zu stützen? Die Antwort ist kurz: es giebt unbedingt keinen.

Giebt es irgend einen inneren Beweis, woraus sich ergäbe, daß Addison der Verfasser dieser Uebersetzung wäre? War sie ein Werk, welches Tickell zu liefern unfähig war? Sicherlich

---

*) Das Wortspiel läßt sich eben, wie selbst Schlegel bei der Uebersetzung des Sommernachtstraumes erfahren hat, nicht völlig treffend übersetzen. Schlegel hilft sich mit dem Worte: „transferiren.“ Das konnten wir hier wegen des Vorhergehenden nicht anwenden, halten aber auch sonst die Benutzung des Doppelsinnes, den auch das Wort „übersetzen“ hat, für besser. B.

nicht. Tickell war Mitglied eines Collegiums zu Oxford, und es muß ihm zugetraut werden, daß er im Stande gewesen ist, die Iliade zu verstehen; im Versificiren aber war er stärker, als sein Freund. Wir sehen nicht, daß Pope behauptete, irgend welche dem Addison eigenthümliche Ausdrucksweisen entdeckt zu haben. Wären solche Ausdrucksweisen entdeckt worden, so hätte man sich dieselben hinreichend durch die Annahme erklären können, daß Addison die Verse seines Freundes corrigirte, wie er gethan zu haben selbst erklärte.

Liegt etwas in dem Charakter der angeklagten Personen was die Anklage wahrscheinlich machte? Wir antworten zuversichtlich — nein. Tickell ward lange nach jener Zeit von Pope selbst als ein sehr redlicher und würdiger Mann geschildert. Addison hatte viele Jahre lang vor den Augen des Publicums gestanden. Literarische Nebenbuhler, politische Gegner hatten ihre Augen auf ihn gerichtet gehalten. Aber weder Neid, noch Parteigeist hatten in ihrer äußersten Wuth ihm jemals eine einzige Abweichung von den Gesetzen der Ehre und der gesellschaftlichen Sittlichkeit zur Last gelegt. Wäre er wirklich ein Mann gewesen, welcher niedrige Eifersucht auf Ruhm empfunden, und um seinen Mitbewerbern zu schaden, sich zu schlechten und ruchlosen Kunstgriffen zu erniedrigen vermocht hätte, würden da seine Laster so lange verborgen geblieben sein? Er war ein Tragödienschreiber; hatte er jemals Rowe angegriffen? Er war ein Lustspielschreiber; hatte er nicht Congreve volle Gerechtigkeit widerfahren lassen und Steele werthvolle Hilfe geleistet? Er war ein Flugschriftler; sind nicht seine Gutmüthigkeit und Großmuth von Swift, seinem Nebenbuhler im Ruhm und seinem politischen Gegner, anerkannt worden?

Daß Tickell sich einer Schlechtigkeit schuldig gemacht, scheint uns höchst unwahrscheinlich. Daß Addison sich einer Schlech-

tigkeit schuldig gemacht, scheint uns höchst unwahrscheinlich. Aber daß diese beiden Männer sich mit einander verschworen haben sollten, eine Schlechtigkeit zu begehen, scheint uns in zehnfachem Grade unwahrscheinlich. Alles, was uns von ihrem Verkehre bekannt ist, führt auf den Beweis hin, daß es nicht der Verkehr zweier Schuldgenossen war. Folgendes sind einige von den Zeilen, in denen Tickell seinen Kummer über dem Sarge Addison's ergoß:

Warnst du vielleicht das arme Erdenkind,
Ein würdig Werk dir, der so mild gesinnt?
O! weilt dein reiner Schemen jemals hier,
Dann leih' als Schutzgeist deine Hilfe mir.
Führt Wuth mich irre, wenn mich Furcht berückt,
Wenn Schmerz mich quält und wenn mich Lust entzückt,
Dann hauche still mir rein're Bilder ein
Und lehr' das schwache Herz mir standhaft sein.
Führ' mich den Weg, den deine Tugend kennt,
Bis uns der Himmel eint, kein Tod mehr trennt.

Wir wünschten wohl zu wissen, in welchen Worten dieser Schutzgeist seinen Schützling einlud, an einem Plane theilzunehmen, wie ihn der Herausgeber des Satirist kaum wagen dürfte, dem Herausgeber des Age*) vorzuschlagen.

Wir beschuldigen Pope nicht, eine Anklage gestellt zu haben, von der er wußte, daß sie falsch sei. Wir haben nicht den geringsten Zweifel, daß er sie für wahr hielt, und den Beweis, auf welchen hin er sie glaubte, fand er in seinem eigenen schlechten Herzen. Sein eigenes Leben war eine lange Reihe von ebenso niedrigen und ebenso boshaften Streichen, wie der, wegen dessen er Addison und Tickell im Verdacht hielt. Er war ganz Dolch und Maske. Beleidigen, beschimpfen und sich vor

*) Zeitalter.

den Folgen der Beleidigung und Beschimpfung durch Lüge und Zweideutigkeit sichern, war die Gewohnheit seines Lebens. Er veröffentlichte ein Spottgedicht auf den Herzog von Chandos; es ward ihm vorgerückt, und er log und zweideutelte. Er veröffentlichte ein Spottgedicht auf Aaron Hill; es ward ihm vorgerückt, und er log und zweideutelte. Er veröffentlichte ein noch schmählicheres Spottgedicht auf Lady Marie Wortley Montague; es ward ihm vorgerückt, und er log mit mehr als gewöhnlicher Dreistigkeit und Heftigkeit. Er lobhudelte sich und schmähte seine Feinde unter erdichteten Namen. Er stahl sich seine eigenen Briefe und erhob dann das Landgeschrei hinter ihnen her. Außer seinen Betrügereien aus Bosheit, aus Furcht, aus Selbstsucht und aus Eitelkeit finden sich Betrügereien, die er aus bloßer Liebe zum Betrug begangen zu haben scheint. Mit List operiren war ihm Gewohnheit, und er fand ein Vergnügen daran, Alle zu überlisten, die ihm nahe kamen. Was immer sein Ziel war, der indirecte Weg dazu war der, den er vorzog. Für Bolingbroke fühlte Pope unstreitig soviel Liebe und Verehrung, als es in seiner Natur lag, für irgend ein menschliches Wesen zu empfinden. Und doch war Pope kaum todt, als man entdeckte, daß er aus keinem anderen Grunde, als der bloßen Liebe zur List, sich eines Actes grober Treulosigkeit gegen Bolingbroke schuldig gemacht hatte.

Nichts war natürlicher, als daß ein derartiger Mensch Anderen zuschrieb, was er in sich selbst fühlte. Es wird ihm in offener Weise eine einfache, wahrscheinliche, zusammenhängende Erklärung gegeben. Er ist gewiß, daß das Alles ein Roman ist. Eine scrupulös redliche und selbst freundschaftliche Verfahrungsweise wird gegen ihn beobachtet. Er ist überzeugt, daß das blos eine Hülle für eine schnöde Intrigue ist, durch die er beschimpft und ruinirt werden soll. Es ist fruchtlos, ihn nach

Beweisen zu fragen. Er hat keine und braucht keine, außer die er in seiner eigenen Brust trägt.

Ob Pope's Gehässigkeit Addison zuletzt reizte, zum ersten und letzten Male Wiedervergeltung zu üben, kann man jetzt nicht mit Sicherheit wissen. Wir haben blos Pope's Erzählung, welche also lautet. Es erschien ein Pamphlet, das einige Bemerkungen enthielt, welche Pope auf's Schärfste verletzten. Was das für Bemerkungen, und ob es solche waren, über die er ein Recht zu klagen hatte, das zu entscheiden, haben wir jetzt keine Mittel. Der Earl von Warwick, ein thörichter und lasterhafter Bursche, welcher Addison mit Gefühlen ansah, wie sie solche Bursche in der Regel gegen ihre besten Freunde hegen, sagte Pope, der Wahrheit gemäß oder nicht, daß dieses Pamphlet auf Addison's Anweisung geschrieben sei. Wenn wir bedenken, welche Neigung Geschichten haben, im Uebergange selbst von einem ehrlichen Manne zu einem anderen ehrlichen Manne zu wachsen, und wenn wir bedenken, daß weder Pope, noch der Earl von Warwick auf den Namen eines ehrlichen Mannes Anspruch hatten, so sind wir nicht geneigt, viel Gewicht auf diese Anekdote zu legen.

Gewiß ist jedoch, daß Pope wüthend war. Er hatte bereits den Charakter des Atticus in Prosa skizzirt. In seinem Zorne verwandelte er diese Prosa in die glänzenden und energischen Zeilen, welche Jedermann auswendig kann, oder können sollte, und schickte sie Addison. Ein Vorwurf, welchen Pope mit großer Geschicklichkeit geltend machte, ist wahrscheinlich nicht ohne Grund. Wir sind geneigt, zu glauben, daß Addison zu sehr liebte, den Vorsitz über einen Kreis demüthiger Freunde zu führen. Von den anderen Beschuldigungen, welche jene berühmten Zeilen darzulegen bezweckten, ist kaum eine jemals als richtig erwiesen worden, und einige sind ganz gewiß falsch. Daß

Addison nicht die Gewohnheit hatte, zu „mit schwachem Lob verwerfen,“ ergiebt sich aus unzähligen Stellen in seinen Schriften, und aus keinen mehr, als aus denen, worin er Pope erwähnt. Und es ist nicht blos ungerecht, sondern lächerlich, einen Mann, der das Glück fast jedes seiner vertrauten Freunde machte, als „so verbindlich, daß er nie verband“ zu schildern.

Daß Addison den Stachel der Pope'schen Satyre scharf empfand, können wir nicht bezweifeln. Daß er sich einer der Schwachheiten, die ihm vorgeworfen wurden, bewußt war, ist sehr wahrscheinlich. Das aber glauben wir fest, daß sein Herz ihn von dem schwersten Theile der Anklage freisprach. Er handelte in seiner Weise. Als Satyriker war er, auf seine eigenen Waffen, Pope mehr als gewachsen, und um Themata würde er nicht verlegen gewesen sein. Ein verdrehter und krankhafter Körper, von einem noch verdrehteren und krankhafteren Geiste bewohnt; Groll und Neid, durch so wohlwollende und edle Gesinnungen, wie die, welche Sir Peter Teazle an Mr. Joseph Surface bewunderte, nur dünn verhüllt; eine schwächliche, kränkliche Wollust; eine gehässige Neigung zu schmutzigen und ekelhaften Bildern: das waren Sachen, welche ein weniger begabtes Genie, als das, dem wir den Spectator verdanken, leicht hätte dem Gelächter und Haß der Menschen ausstellen können. Addison hatte überdem andere Mittel der Rache zu seiner Verfügung, welche zu gebrauchen ein schlechter Mensch sich kein Bedenken gemacht haben würde. Er war mächtig im Staate. Pope war katholisch, und in jenen Zeiten würde es ein Minister leicht gefunden haben, den unschuldigsten Katholiken durch unzählige kleine Quälereien zu plagen. Fast 20 Jahre später sagte Pope: „nur durch die Milde der Regierung habe er mit Behaglichkeit leben können.“ „Bedenke man,“ rief er aus, „wie schwer ein Mann von hohem Rang und Ansehen eine unter den Strafge=

setzen und vielen anderen Nachtheilen stehende Privatperson verletzen kann." Es ist eine erfreuliche Betrachtung, daß die einzige Rache, welche Addison nahm, darin bestand, daß er in den Freeholder eine warme Empfehlung der Uebersetzung der Iliade einrückte und alle Freunde der Wissenschaft ermahnte, ihre Namen als Subscribenten zu verzeichnen. Nach den bereits bekannt gemachten Proben könne, sagte er, kein Zweifel sein, daß die Meisterhand Pope's soviel für Homer thun werde, wie Dryden für Virgil gethan habe. Von dieser Zeit an bis zum Ende seines Lebens behandelte er Pope jederzeit, wie Pope selbst anerkannte, mit Gerechtigkeit. Die Freundschaft war natürlich zu Ende.

Ein Grund, welcher den Earl von Warwick bestimmte, bei dieser Gelegenheit die schimpfliche Rolle eines Ohrenbläsers zu spielen, mag sein Misfallen an der Heirath gewesen sein, die zwischen seiner Mutter und Addison bevorstand. Die verwitwete Gräfin, eine Tochter der alten und ehrenwerthen Familie der Myddletons von Chirk, einer Familie, welche in jedem anderen Lande, als dem unsrigen, adelig genannt worden wäre, wohnte in Hollandhouse. Addison hatte einige Jahre lang in Chelsea eine kleine Wohnung, einst der Aufenthalt von Lorchen Gwynn, innegehabt. Chelsea ist jetzt ein Bezirk von London, und Hollandhouse kann eine Stadtwohnung genannt werden. Aber in den Tagen Anna's und Georgs I. wanderten Milchmädchen und Jäger zwischen grünen Hecken und über von Maaßliebchen schimmernde Felder von Kensington fast bis an das Ufer der Themse. Addison und Lady Warwick waren Nachbarn auf dem Lande und wurden vertraute Freunde. Der große Schöngeist und Gelehrte versuchte, den jungen Lord von den modischen Vergnügungen: Nachtwächter zu prügeln, Fenster einzuwerfen und Weiber in Fässern den Holbornhügel herabzurollen, zu dem Studium der Wissenschaften und der Uebung der

Tugend zu locken. Diese wohlgemeinten Bemühungen brachten jedoch weder dem Schüler, noch dem Lehrer viel Gutes. Lord Warwick wuchs zu einem Wüstling auf, und Addison ward verliebt. Die reife Schönheit der Gräfin ist von Dichtern in einer Sprache gefeiert worden, die uns, selbst nachdem wir einen recht starken Abzug auf Rechnung der Schmeichelei gemacht, zu dem Glauben leiten möchte, daß sie eine schöne Frau war, und ihr Rang erhöhte unstreitig ihre Reize. Die Freierschaft währte lange. Die Hoffnungen des Liebenden scheinen mit dem Glück seiner Partei gestiegen und gefallen zu sein. Seine Zuneigung war zuletzt eine so notorische Sache, daß, als er Irland zum letzten Male besuchte, Rowe einige Trostverse an die Chloe von Hollandhouse richtete. Es kommt uns ein wenig sonderbar vor, daß Addison in diesen Versen Lycidas genannt wird, ein Name von besonders übler Vorbedeutung für einen Schäfer, der eben im Begriff ist, über den St. Georgscanal zu fahren.

Endlich capitulirte Chloe. Addison war allerdings im Stande, mit ihr auf gleichem Fuße zu unterhandeln. Er hatte Grund, selbst höhere Beförderung zu erwarten, als die er schon erlangt hatte. Er hatte das Vermögen eines Bruders geerbt, der als Gouverneur von Madras gestorben war. Er hatte ein Gut in Warwickshire gekauft und war auf seiner Besitzung von einem benachbarten Squire, dem poetischen Fuchsjäger Wilhelm Somervile, in recht erträglichen Versen bewillkommnet worden. Im August 1716 verkündigten die Zeitungen, daß Joseph Addison, Esquire, durch viele vortreffliche Werke, sowohl in Versen, als in Prosa, berühmt, die verwitwete Gräfin von Warwick heimgeführt habe.

Er schlug nun seinen Wohnsitz in Hollandhouse auf, einem Hause, welches sich einer größeren Zahl von in der politischen und literarischen Geschichte ausgezeichneten Bewohnern rühmen

kann, als irgend eine andere Privatwohnung in England. Sein Portrait hängt noch dort. Die Züge sind angenehm; die Farbe ist merkwürdig schön; im Ausdruck aber erkennen wir mehr die Milde seines Wesens, als die Kraft und Schärfe seines Verstandes.

Bald nach seiner Verheirathung erreichte er den Gipfel bürgerlicher Größe. Die Whigregierung war einige Zeit lang durch innere Spaltungen zerrissen worden. Lord Townshend stand an der Spitze der einen Abtheilung des Cabinets, Lord Sunderland an der der anderen. Endlich im Frühjahr 1717 siegte Sunderland. Townshend gab seine Stelle auf, und Walpole und Cowper begleiteten ihn. Sunderland verschritt zur Neugestaltung des Ministeriums, und Addison wurde zum Staatssecretair ernannt. Es ist gewiß, daß die Siegel ihm aufgedrängt und im Anfang von ihm abgelehnt wurden. Man hätte leicht Männer finden können, die im amtlichen Geschäft ebenso bewandert gewesen wären, und seine Collegen wußten, daß sie in der Debatte keinen Beistand von ihm erwarten konnten. Er verdankte seine Erhebung seiner Popularität, seiner fleckenlosen Redlichkeit und seinem literarischen Rufe.

Kaum aber war Addison in das Cabinet eingetreten, als seine Gesundheit zu wanken begann. Von Einem ernsten Anfall erholte er sich im Herbste wieder, und seine Herstellung wurde von Vincenz Bourne, der damals im Trinitätscollegium zu Cambridge war, in lateinischen Versen gefeiert, welche Addison's eigener Feder würdig waren. Bald aber trat ein Rückfall ein, und im folgenden Frühjahr wurde Addison durch ein starkes Asthma verhindert, die Obliegenheiten seines Amtes zu erfüllen. Er gab es auf und erhielt seinen Freund Craggs zum Nachfolger, einen jungen Mann, dessen natürliche Gaben, zwar wenig durch Ausbildung derselben gehoben, aber rasch und glän-

zend waren, dessen angenehmes Aeußere und gewinnende Manieren ihn in der Gesellschaft allgemein beliebt gemacht hatten, und der bei längerem Leben wahrscheinlich von allen Nebenbuhlern Walpole's der furchtbarste gewesen wäre.

Damals gab es noch keinen Joseph Hume. Die Minister waren daher im Stande, Addison eine Ruhestandspension von 1500 Pfund jährlich auszusetzen. In welcher Form diese Pension ertheilt ward, erfahren wir von den Biographen nicht und haben keine Zeit, es zu untersuchen. Gewiß aber ist, daß Addison seinen Sitz im Hause der Gemeinen nicht aufgab.

Ruhe des Geistes und Körpers schien seine Gesundheit wieder befestigt zu haben, und er dankte Gott mit heiterer Frömmigkeit, daß er ihn sowohl von seinem Amte, als von seinem Asthma freigemacht. Viele Jahre schienen vor ihm zu liegen, und er sann auf viele Werke: eine Tragödie über den Tod des Sokrates, eine Uebersetzung der Psalmen, eine Abhandlung über die Beweise für das Christenthum. Von dieser letzten Arbeit ist ein Theil, den wir wohl missen könnten, bis auf uns gekommen.

Doch das verhängnißvolle Uebel kehrte bald zurück und wurde allmälig allen Hilfsmitteln der Heilkunst überlegen. Es ist ein trauriger Gedanke, daß die letzten Monate eines solchen Lebens sowohl durch häusliche, als durch politische Plagen getrübt wurden. Eine Tradition, welche zeitig anhob, welche allgemein angenommen worden ist, und der wir nichts entgegenzusetzen haben, hat seine Frau als ein anmaßendes und herrschsüchtiges Weib dargestellt. Man sagt, daß er, bevor seine Gesundheit ihm ausging, froh war, von der verwitweten Gräfin und ihrem prächtigen, von den vergoldeten Wappen des Hauses Rich schimmernden Speisezimmer zu irgend einer Taverne zu entrinnen, wo er mit den Freunden seiner glücklicheren Tage

sich an einem Lachen, einem Gespräch über Virgil und Boileau und einer Flasche Claret erfreuen konnte. Indeß nicht alle diese Freunde waren ihm geblieben. Sir Richard Steele war, durch verschiedene Gründe, allmälig entfremdet worden. Er betrachtete sich als Einen, der in bösen Zeiten dem Märtyrerthum für seine politischen Grundsätze getrotzt hatte, und verlangte, als die Whigpartei siegreich war, eine reiche Vergeltung für seine Leiden während ihres Kampfes. Die Führer der Whigs sahen seine Klagen ganz anders an. Sie meinten, er habe durch seinen eigenen Muthwillen und seine Thorheit sie so gut, wie sich selbst, in Noth gebracht, und wenn sie ihn auch nicht unbedingt vernachlässigten, so spendeten sie ihm doch die Gunstbezeigungen mit einer kargen Hand. Es war natürlich, daß er auf sie und speciell auf Addison zürnte. Was aber Sir Richard mehr als Alles gestört zu haben scheint, war die Beförderung Tickell's, der als Dreißigjähriger von Addison zum Unterstaatssecretair ernannt wurde, während der Herausgeber des Tatler und Spectator, der Verfasser der „Krisis," das Mitglied für Stockbridge, der wegen fester Anhänglichkeit an das Haus Hannover verfolgt worden war, genöthigt war, jetzt fast funfzig alt, sich, nach vielen Bewerbungen und Beschwerden, mit einem Antheile an dem Patent des Drurylanetheaters zu begnügen. Steele selbst sagt in seinem berühmten Schreiben an Congreve, daß Addison durch seine Beförderung Tickell's „sich den heftigsten Groll anderer Gentlemen zugezogen habe," und Alles scheint darauf hinzudeuten, daß Steele selbst einer von diesen grollenden Gentlemen war.

Während der arme Sir Richard über das, was er als Addison's Unfreundlichkeit betrachtete, brütete, entstand eine neue Ursache zum Hader. Die bereits wieder in sich selbst gespaltene Whigpartei wurde durch ein neues Schisma zerrissen. Die be-

rühmte Bill auf Beschränkung der Zahl der Peers war eingebracht worden. Der stolze Herzog von Somerset, an Rang der Erste von all den Adeligen, deren Religion ihnen erlaubte, im Parlament zu sitzen, war der vorgebliche Urheber dieser Maßregel. Sie wurde aber von dem Premierminister unterstützt und war in der That von ihm ausgedacht worden.

Wir sind überzeugt, daß die Bill höchst schädlich war, und wir fürchten, daß die Beweggründe, welche Sunderland zu ihrer Entwerfung bestimmten, ihm keine Ehre machten. Aber wir können nicht läugnen, daß sie von vielen der besten und weisesten Männer der Zeit unterstützt wurde. Auch war dies nicht befremdend. Die königliche Prärogative war, innerhalb des Gedächtnisses der damals in der Kraft des Lebens stehenden Generation, so gröblich gemisbraucht worden, daß sie noch immer mit einem Mistrauen betrachtet wurde, das man, mit Rücksicht auf die eigenthümliche Lage des Hauses Braunschweig, vielleicht maaßlos nennen mag. Das besondere Befugniß, Peers zu ernennen, war, nach der Meinung der Whigs, von dem letzten Ministerium der Königin gröblich gemisbraucht worden, und selbst die Tories gaben zu, daß Ihre Majestät bei, wie man es seitdem genannt hat, Aufschwemmung (swamping) des Oberhauses soviel gethan habe, als nur ein äußerster Nothfall rechtfertigen könne. Die Theorie der englischen Verfassung bestand, nach vielen hohen Autoritäten, darin, daß drei unabhängige Gewalten, der Souverain, der Adel und die Gemeinen, beständig einander gegenseitig im Zügel halten sollten. War diese Theorie richtig, so schien sich daraus zu ergeben, daß es ungereimt sei, die eine dieser Gewalten unter den unumschränkten Einfluß der zwei anderen zu setzen. War aber die Zahl der Peers beschränkt, so konnte nicht wohl geläugnet werden, daß das Oberhaus unter dem unumschränkten Einfluß der Krone und

der Gemeinen stand und jedes Befugniß, was man es noch behalten ließ, nur ihrer Mäßigung verdankte.

Steele schlug sich auf die Seite der Opposition, Addison auf die der Minister. Steele griff in einer Druckschrift, unter dem Titel: der Plebejer, die Bill heftig an. Sunderland nahm Addison's Hilfe in Anspruch, und Addison folgte dem Rufe. In einer: der alte Whig betitelten Druckschrift antwortete er auf Steele's Gründe und widerlegte sie in der That. Es scheint uns, daß die Vordersätze beider Polemiker unrichtig waren, daß auf diesen Vordersätzen Addison gut und Steele schlecht raisonnirte, und daß in Folge davon Addison einen falschen Schluß herausbrachte, während Steele um die Wahrheit herum faselte. In Bezug auf Styl, Witz und Bildung behauptete Addison seine Ueberlegenheit, wiewohl der „alte Whig“ keinesweges eine seiner glücklichsten Leistungen ist.

Zuerst beobachteten beide ungenannte Gegner die Gesetze der Schicklichkeit. Endlich aber vergaß sich Steele so sehr, daß er der Moralität der Führer der Verwaltung einen gehässigen Vorwurf machte. Addison antwortete mit Schärfe, aber, unsrer Ansicht nach, mit weniger Schärfe, als einem so schweren Verstoße gegen Moralität und Anstand gebührte; auch vergaß er in seinem gerechten Zorne nicht einen Augenblick die Gesetze des guten Geschmackes und der guten Erziehung. Eine Verläumdung, welche oft wiederholt, und der noch niemals widersprochen worden ist, sind wir zu erklären verpflichtet. Es wird in der Biographia Britannica behauptet, Addison habe Steele als den „kleinen Dicky“ bezeichnet. Diese Behauptung wurde von Johnson wiederholt, der den „alten Whig“ niemals gesehen hatte und daher zu entschuldigen ist. Sie ist auch von Miß Aikin wiederholt worden, die den „alten Whig“ gesehen hat, und für die es daher weniger Entschuldigung giebt. Nun ist es wahr,

daß die Worte „kleiner Dicky" in dem „alten Whig" vorkommen, und daß Steele Richard hieß. Es ist ebenso wahr, daß die Worte „kleiner Isaak" in der „Duenna" vorkommen, und daß Newton Isaak hieß. Aber wir versichern zuversichtlich, daß Addison's kleiner Dicky mit Steele nicht mehr zu schaffen hatte, als Sheridan's kleiner Isaak mit Newton. Wenn wir die Worte „kleiner Dicky" auf Steele beziehen, so berauben wir eine recht lebendige und sinnreiche Stelle nicht blos ihres ganzen Witzes, sondern auch ihres ganzen Sinnes. Kleiner Dicky war der Scherzname des Heinrich Norris, eines Schauspielers von merkwürdig kleiner Statur, aber von großem Humor, der den Wucherer Gomez, eine damals höchst populäre Rolle, in Dryden's „Spanischem Frater" gab.*)

Der verdiente Tadel, welchen Steele erfahren hatte, wenn

---

*) Wir wollen die ganze Stelle abschreiben. Wie sie jemals hat misverstanden werden können, begreifen wir nicht.

„Doch die Hauptsorge trägt unser Autor für das arme Haus der Gemeinen, das er als nackt und wehrlos darstellt, wenn die Krone, nach Verlust jenes Befugnisses, weniger im Stande sein würde, es gegen die Macht eines Hauses der Lords zu schützen. Wer enthält sich des Lachens, wenn der Spanische Frater den kleinen Dicky in der Rolle des Gomez als den Obristen insultirend darstellt, der ihn mit einem einzigen Stirnrunzeln hätte aus seinen fünf Sinnen herausschrecken können? Dieser Gomez, sagt er, flog auf ihn wie ein Drache, warf ihn nieder, da der Teufel in ihm stark war, und gab ihm Prügel auf Prügel, Puff auf Puff, was der arme Obrist, welcher hingestreckt war, mit höchst christlicher Geduld ertrug. Die Unwahrscheinlichkeit des Factums verfehlt niemals, die Heiterkeit der Zuhörer zu erregen, und man kann es wagen, für ein britisches Haus der Gemeinen zu stehen, daß es, nach seinem bisherigen Verfahren zu schließen, schwerlich weder so zahm, noch so schwach sein wird, wie unser Verfasser annimmt."

auch durch einige freundliche und artige Ausdrücke gemildert, schmerzte ihn bitterlich. Er erwiederte mit wenig Kraft und großer Bitterkeit; es erschien aber keine Replik. Addison eilte rasch zu seinem Grabe und hatte, wie wir wohl annehmen dürfen, wenig Neigung, einen Streit mit einem alten Freunde zu verfolgen. Sein Leiden war zuletzt zur Wassersucht geworden. Er hielt sich lange und mannhaft aufrecht. Endlich aber gab er alle Hoffnung auf, entließ seine Aerzte und bereitete sich ruhig zum Sterben vor.

Seine Werke vertraute er der Sorge Tickell's und widmete sie, sehr wenige Tage vor seinem Tode, in einem mit der sanften und anmuthigen Beredtsamkeit einer Sonnabendsnummer des Spectator geschriebenen Briefe, Craggs. In dieser seiner letzten Arbeit spielte er auf sein herannahendes Ende in so männlichen, so heiteren und so zarten Worten an, daß es schwer ist, sie ohne Thränen zu lesen. Zu gleicher Zeit empfahl er die Interessen Tickell's der Fürsorge Craggs' angelegentlich.

Wenige Stunden nach der Zeit, wo diese Widmung geschrieben ward, ließ Addison Gay, der damals in der Gegend der Stadt von seinen Talenten lebte, ersuchen, nach Hollandhouse zu kommen. Gay kam und wurde mit großer Freundlichkeit empfangen. Zu seiner Verwunderung flehte der sterbende Mann um seine Verzeihung. Der arme Gay, der gutmüthigste und einfachste der Menschen, konnte sich nicht denken, was er zu vergeben habe. Indeß gab es irgend ein Unrecht, dessen Erinnerung Addison's Gemüth beschwerte, und in Betreff dessen er erklärte, daß er es gutzumachen höchlich wünsche. Er war in einem Zustande äußerster Erschöpfung, und die Trennung war ohne Zweifel auf beiden Seiten eine freundschaftliche. Gay vermuthete, daß irgend ein Plan zu seinen Gunsten bei Hofe vorgewesen und durch Addison's Einfluß vereitelt worden sei. Auch

nicht. Tickell war Mitglied eines Collegiums zu Oxford, und es muß ihm zugetraut werden, daß er im Stande gewesen ist, die Iliade zu verstehen; im Versificiren aber war er stärker, als sein Freund. Wir sehen nicht, daß Pope behauptete, irgend welche dem Addison eigenthümliche Ausdrucksweisen entdeckt zu haben. Wären solche Ausdrucksweisen entdeckt worden, so hätte man sich dieselben hinreichend durch die Annahme erklären können, daß Addison die Verse seines Freundes corrigirte, wie er gethan zu haben selbst erklärte.

Liegt etwas in dem Charakter der angeklagten Personen was die Anklage wahrscheinlich machte? Wir antworten zuversichtlich — nein. Tickell ward lange nach jener Zeit von Pope selbst als ein sehr redlicher und würdiger Mann geschildert. Addison hatte viele Jahre lang vor den Augen des Publicums gestanden. Literarische Nebenbuhler, politische Gegner hatten ihre Augen auf ihn gerichtet gehalten. Aber weder Neid, noch Parteigeist hatten in ihrer äußersten Wuth ihm jemals eine einzige Abweichung von den Gesetzen der Ehre und der gesellschaftlichen Sittlichkeit zur Last gelegt. Wäre er wirklich ein Mann gewesen, welcher niedrige Eifersucht auf Ruhm empfunden, und um seinen Mitbewerbern zu schaden, sich zu schlechten und ruchlosen Kunstgriffen zu erniedrigen vermocht hätte, würden da seine Laster so lange verborgen geblieben sein? Er war ein Tragödienschreiber; hatte er jemals Rowe angegriffen? Er war ein Lustspielschreiber; hatte er nicht Congreve volle Gerechtigkeit widerfahren lassen und Steele werthvolle Hilfe geleistet? Er war ein Flugschriftler; sind nicht seine Gutmüthigkeit und Großmuth von Swift, seinem Nebenbuhler im Ruhm und seinem politischen Gegner, anerkannt worden?

Daß Tickell sich einer Schlechtigkeit schuldig gemacht, scheint uns höchst unwahrscheinlich. Daß Addison sich einer Schlech-

tigkeit schuldig gemacht, scheint uns höchst unwahrscheinlich. Aber daß diese beiden Männer sich mit einander verschworen haben sollten, eine Schlechtigkeit zu begehen, scheint uns in zehnfachem Grade unwahrscheinlich. Alles, was uns von ihrem Verkehre bekannt ist, führt auf den Beweis hin, daß es nicht der Verkehr zweier Schuldgenossen war. Folgendes sind einige von den Zeilen, in denen Tickell seinen Kummer über dem Sarge Addison's ergoß:

Warnst du vielleicht das arme Erdenkind,
Ein würdig Werk dir, der so mild gesinnt?
O! weilt dein reiner Schemen jemals hier,
Dann leih' als Schutzgeist deine Hilfe mir.
Führt Wuth mich irre, wenn mich Furcht berückt,
Wenn Schmerz mich quält und wenn mich Lust entzückt,
Dann hauche still mir rein're Bilder ein
Und lehr' das schwache Herz mir standhaft sein.
Führ' mich den Weg, den deine Tugend kennt,
Bis uns der Himmel eint, kein Tod mehr trennt.

Wir wünschten wohl zu wissen, in welchen Worten dieser Schutzgeist seinen Schützling einlud, an einem Plane theilzunehmen, wie ihn der Herausgeber des Satirist kaum wagen dürfte, dem Herausgeber des Age*) vorzuschlagen.

Wir beschuldigen Pope nicht, eine Anklage gestellt zu haben, von der er wußte, daß sie falsch sei. Wir haben nicht den geringsten Zweifel, daß er sie für wahr hielt, und den Beweis, auf welchen hin er sie glaubte, fand er in seinem eigenen schlechten Herzen. Sein eigenes Leben war eine lange Reihe von ebenso niedrigen und ebenso boshaften Streichen, wie der, wegen dessen er Addison und Tickell im Verdacht hielt. Er war ganz Dolch und Maske. Beleidigen, beschimpfen und sich vor

*) Zeitalter.

den Folgen der Beleidigung und Beschimpfung durch Lüge und Zweideutigkeit sichern, war die Gewohnheit seines Lebens. Er veröffentlichte ein Spottgedicht auf den Herzog von Chandos; es ward ihm vorgerückt, und er log und zweideutelte. Er veröffentlichte ein Spottgedicht auf Aaron Hill; es ward ihm vorgerückt, und er log und zweideutelte. Er veröffentlichte ein noch schmählicheres Spottgedicht auf Lady Marie Wortley Montague; es ward ihm vorgerückt, und er log mit mehr als gewöhnlicher Dreistigkeit und Heftigkeit. Er lobhudelte sich und schmähte seine Feinde unter erdichteten Namen. Er stahl sich seine eigenen Briefe und erhob dann das Landgeschrei hinter ihnen her. Außer seinen Betrügereien aus Bosheit, aus Furcht, aus Selbstsucht und aus Eitelkeit finden sich Betrügereien, die er aus bloßer Liebe zum Betrug begangen zu haben scheint. Mit List operiren war ihm Gewohnheit, und er fand ein Vergnügen daran, Alle zu überlisten, die ihm nahe kamen. Was immer sein Ziel war, der indirecte Weg dazu war der, den er vorzog. Für Bolingbroke fühlte Pope unstreitig soviel Liebe und Verehrung, als es in seiner Natur lag, für irgend ein menschliches Wesen zu empfinden. Und doch war Pope kaum todt, als man entdeckte, daß er aus keinem anderen Grunde, als der bloßen Liebe zur List, sich eines Actes grober Treulosigkeit gegen Bolingbroke schuldig gemacht hatte.

Nichts war natürlicher, als daß ein derartiger Mensch Anderen zuschrieb, was er in sich selbst fühlte. Es wird ihm in offener Weise eine einfache, wahrscheinliche, zusammenhängende Erklärung gegeben. Er ist gewiß, daß das Alles ein Roman ist. Eine scrupulös redliche und selbst freundschaftliche Verfahrungsweise wird gegen ihn beobachtet. Er ist überzeugt, daß das blos eine Hülle für eine schnöde Intrigue ist, durch die er beschimpft und ruinirt werden soll. Es ist fruchtlos, ihn nach

Beweisen zu fragen. Er hat keine und braucht keine, außer die er in seiner eigenen Brust trägt.

Ob Pope's Gehässigkeit Addison zuletzt reizte, zum ersten und letzten Male Wiedervergeltung zu üben, kann man jetzt nicht mit Sicherheit wissen. Wir haben blos Pope's Erzählung, welche also lautet. Es erschien ein Pamphlet, das einige Bemerkungen enthielt, welche Pope auf's Schärfste verletzten. Was das für Bemerkungen, und ob es solche waren, über die er ein Recht zu klagen hatte, das zu entscheiden, haben wir jetzt keine Mittel. Der Earl von Warwick, ein thörichter und lasterhafter Bursche, welcher Addison mit Gefühlen ansah, wie sie solche Bursche in der Regel gegen ihre besten Freunde hegen, sagte Pope, der Wahrheit gemäß oder nicht, daß dieses Pamphlet auf Addison's Anweisung geschrieben sei. Wenn wir bedenken, welche Neigung Geschichten haben, im Uebergange selbst von einem ehrlichen Manne zu einem anderen ehrlichen Manne zu wachsen, und wenn wir bedenken, daß weder Pope, noch der Earl von Warwick auf den Namen eines ehrlichen Mannes Anspruch hatten, so sind wir nicht geneigt, viel Gewicht auf diese Anekdote zu legen.

Gewiß ist jedoch, daß Pope wüthend war. Er hatte bereits den Charakter des Atticus in Prosa skizzirt. In seinem Zorne verwandelte er diese Prosa in die glänzenden und energischen Zeilen, welche Jedermann auswendig kann, oder können sollte, und schickte sie Addison. Ein Vorwurf, welchen Pope mit großer Geschicklichkeit geltend machte, ist wahrscheinlich nicht ohne Grund. Wir sind geneigt, zu glauben, daß Addison zu sehr liebte, den Vorsitz über einen Kreis demüthiger Freunde zu führen. Von den anderen Beschuldigungen, welche jene berühmten Zeilen darzulegen bezweckten, ist kaum eine jemals als richtig erwiesen worden, und einige sind ganz gewiß falsch. Daß

Addison nicht die Gewohnheit hatte, zu „mit schwachem Lob verwerfen," ergiebt sich aus unzähligen Stellen in seinen Schriften, und aus keinen mehr, als aus denen, worin er Pope erwähnt. Und es ist nicht blos ungerecht, sondern lächerlich, einen Mann, der das Glück fast jedes seiner vertrauten Freunde machte, als „so verbindlich, daß er nie verband" zu schildern.

Daß Addison den Stachel der Pope'schen Satyre scharf empfand, können wir nicht bezweifeln. Daß er sich einer der Schwachheiten, die ihm vorgeworfen wurden, bewußt war, ist sehr wahrscheinlich. Das aber glauben wir fest, daß sein Herz ihn von dem schwersten Theile der Anklage freisprach. Er handelte in seiner Weise. Als Satyriker war er, auf seine eigenen Waffen, Pope mehr als gewachsen, und um Themata würde er nicht verlegen gewesen sein. Ein verdrehter und krankhafter Körper, von einem noch verdrehteren und krankhafteren Geiste bewohnt; Groll und Neid, durch so wohlwollende und edle Gesinnungen, wie die, welche Sir Peter Teazle an Mr. Joseph Surface bewunderte, nur dünn verhüllt; eine schwächliche, kränkliche Wollust; eine gehässige Neigung zu schmutzigen und ekelhaften Bildern: das waren Sachen, welche ein weniger begabtes Genie, als das, dem wir den Spectator verdanken, leicht hätte dem Gelächter und Haß der Menschen ausstellen können. Addison hatte überdem andere Mittel der Rache zu seiner Verfügung, welche zu gebrauchen ein schlechter Mensch sich kein Bedenken gemacht haben würde. Er war mächtig im Staate. Pope war katholisch, und in jenen Zeiten würde es ein Minister leicht gefunden haben, den unschuldigsten Katholiken durch unzählige kleine Quälereien zu plagen. Fast 20 Jahre später sagte Pope: „nur durch die Milde der Regierung habe er mit Behaglichkeit leben können." „Bedenke man," rief er aus, „wie schwer ein Mann von hohem Rang und Ansehen eine unter den Strafge-

setzen und vielen anderen Nachtheilen stehende Privatperson verletzen kann." Es ist eine erfreuliche Betrachtung, daß die einzige Rache, welche Addison nahm, darin bestand, daß er in den Freeholder eine warme Empfehlung der Uebersetzung der Iliade einrückte und alle Freunde der Wissenschaft ermahnte, ihre Namen als Subscribenten zu verzeichnen. Nach den bereits bekannt gemachten Proben könne, sagte er, kein Zweifel sein, daß die Meisterhand Pope's soviel für Homer thun werde, wie Dryden für Virgil gethan habe. Von dieser Zeit an bis zum Ende seines Lebens behandelte er Pope jederzeit, wie Pope selbst anerkannte, mit Gerechtigkeit. Die Freundschaft war natürlich zu Ende.

Ein Grund, welcher den Earl von Warwick bestimmte, bei dieser Gelegenheit die schimpfliche Rolle eines Ohrenbläsers zu spielen, mag sein Misfallen an der Heirath gewesen sein, die zwischen seiner Mutter und Addison bevorstand. Die verwitwete Gräfin, eine Tochter der alten und ehrenwerthen Familie der Myddletons von Chirk, einer Familie, welche in jedem anderen Lande, als dem unsrigen, adelig genannt worden wäre, wohnte in Hollandhouse. Addison hatte einige Jahre lang in Chelsea eine kleine Wohnung, einst der Aufenthalt von Lorchen Gwynn, innegehabt. Chelsea ist jetzt ein Bezirk von London, und Hollandhouse kann eine Stadtwohnung genannt werden. Aber in den Tagen Anna's und Georgs I. wanderten Milchmädchen und Jäger zwischen grünen Hecken und über von Maaßliebchen schimmernde Felder von Kensington fast bis an das Ufer der Themse. Addison und Lady Warwick waren Nachbarn auf dem Lande und wurden vertraute Freunde. Der große Schöngeist und Gelehrte versuchte, den jungen Lord von den modischen Vergnügungen: Nachtwächter zu prügeln, Fenster einzuwerfen und Weiber in Fässern den Holbornhügel herabzurollen, zu dem Studium der Wissenschaften und der Uebung der

Addison nicht die Gewohnheit hatte, zu „mit schwachem Lob verwerfen,“ ergiebt sich aus unzähligen Stellen in seinen Schriften, und aus keinen mehr, als aus denen, worin er Pope erwähnt. Und es ist nicht blos ungerecht, sondern lächerlich, einen Mann, der das Glück fast jedes seiner vertrauten Freunde machte, als „so verbindlich, daß er nie verband“ zu schildern.

Daß Addison den Stachel der Pope'schen Satyre scharf empfand, können wir nicht bezweifeln. Daß er sich einer der Schwachheiten, die ihm vorgeworfen wurden, bewußt war, ist sehr wahrscheinlich. Das aber glauben wir fest, daß sein Herz ihn von dem schwersten Theile der Anklage freisprach. Er handelte in seiner Weise. Als Satyriker war er, auf seine eigenen Waffen, Pope mehr als gewachsen, und um Themata würde er nicht verlegen gewesen sein. Ein verdrehter und krankhafter Körper, von einem noch verdrehteren und krankhafteren Geiste bewohnt; Groll und Neid, durch so wohlwollende und edle Gesinnungen, wie die, welche Sir Peter Teazle an Mr. Joseph Surface bewunderte, nur dünn verhüllt; eine schwächliche, kränkliche Wollust; eine gehässige Neigung zu schmutzigen und ekelhaften Bildern: das waren Sachen, welche ein weniger begabtes Genie, als das, dem wir den Spectator verdanken, leicht hätte dem Gelächter und Haß der Menschen ausstellen können. Addison hatte überdem andere Mittel der Rache zu seiner Verfügung, welche zu gebrauchen ein schlechter Mensch sich kein Bedenken gemacht haben würde. Er war mächtig im Staate. Pope war katholisch, und in jenen Zeiten würde es ein Minister leicht gefunden haben, den unschuldigsten Katholiken durch unzählige kleine Quälereien zu plagen. Fast 20 Jahre später sagte Pope: „nur durch die Milde der Regierung habe er mit Behaglichkeit leben können.“ „Bedenke man,“ rief er aus, „wie schwer ein Mann von hohem Rang und Ansehen eine unter den Strafge-

setzen und vielen anderen Nachtheilen stehende Privatperson verletzen kann." Es ist eine erfreuliche Betrachtung, daß die einzige Rache, welche Addison nahm, darin bestand, daß er in den Freeholder eine warme Empfehlung der Uebersetzung der Iliade einrückte und alle Freunde der Wissenschaft ermahnte, ihre Namen als Subscribenten zu verzeichnen. Nach den bereits bekannt gemachten Proben könne, sagte er, kein Zweifel sein, daß die Meisterhand Pope's soviel für Homer thun werde, wie Dryden für Virgil gethan habe. Von dieser Zeit an bis zum Ende seines Lebens behandelte er Pope jederzeit, wie Pope selbst anerkannte, mit Gerechtigkeit. Die Freundschaft war natürlich zu Ende.

Ein Grund, welcher den Earl von Warwick bestimmte, bei dieser Gelegenheit die schimpfliche Rolle eines Ohrenbläsers zu spielen, mag sein Misfallen an der Heirath gewesen sein, die zwischen seiner Mutter und Addison bevorstand. Die verwitwete Gräfin, eine Tochter der alten und ehrenwerthen Familie der Myddletons von Chirk, einer Familie, welche in jedem anderen Lande, als dem unsrigen, adelig genannt worden wäre, wohnte in Hollandhouse. Addison hatte einige Jahre lang in Chelsea eine kleine Wohnung, einst der Aufenthalt von Lorchen Gwynn, innegehabt. Chelsea ist jetzt ein Bezirk von London, und Hollandhouse kann eine Stadtwohnung genannt werden. Aber in den Tagen Anna's und Georgs I. wanderten Milchmädchen und Jäger zwischen grünen Hecken und über von Maaßliebchen schimmernde Felder von Kensington fast bis an das Ufer der Themse. Addison und Lady Warwick waren Nachbarn auf dem Lande und wurden vertraute Freunde. Der große Schöngeist und Gelehrte versuchte, den jungen Lord von den modischen Vergnügungen: Nachtwächter zu prügeln, Fenster einzuwerfen und Weiber in Fässern den Holbornhügel herabzurollen, zu dem Studium der Wissenschaften und der Uebung der

Tugend zu locken. Diese wohlgemeinten Bemühungen brachten jedoch weder dem Schüler, noch dem Lehrer viel Gutes. Lord Warwick wuchs zu einem Wüstling auf, und Addison ward verliebt. Die reife Schönheit der Gräfin ist von Dichtern in einer Sprache gefeiert worden, die uns, selbst nachdem wir einen recht starken Abzug auf Rechnung der Schmeichelei gemacht, zu dem Glauben leiten möchte, daß sie eine schöne Frau war, und ihr Rang erhöhte unstreitig ihre Reize. Die Freierschaft währte lange. Die Hoffnungen des Liebenden scheinen mit dem Glück seiner Partei gestiegen und gefallen zu sein. Seine Zuneigung war zuletzt eine so notorische Sache, daß, als er Irland zum letzten Male besuchte, Rowe einige Trostverse an die Chloe von Hollandhouse richtete. Es kommt uns ein wenig sonderbar vor, daß Addison in diesen Versen Lycidas genannt wird, ein Name von besonders übler Vorbedeutung für einen Schäfer, der eben im Begriff ist, über den St. Georgscanal zu fahren.

Endlich capitulirte Chloe. Addison war allerdings im Stande, mit ihr auf gleichem Fuße zu unterhandeln. Er hatte Grund, selbst höhere Beförderung zu erwarten, als die er schon erlangt hatte. Er hatte das Vermögen eines Bruders geerbt, der als Gouverneur von Madras gestorben war. Er hatte ein Gut in Warwickshire gekauft und war auf seiner Besitzung von einem benachbarten Squire, dem poetischen Fuchsjäger Wilhelm Somervile, in recht erträglichen Versen bewillkommnet worden. Im August 1716 verkündigten die Zeitungen, daß Joseph Addison, Esquire, durch viele vortreffliche Werke, sowohl in Versen, als in Prosa, berühmt, die verwitwete Gräfin von Warwick heimgeführt habe.

Er schlug nun seinen Wohnsitz in Hollandhouse auf, einem Hause, welches sich einer größeren Zahl von in der politischen und literarischen Geschichte ausgezeichneten Bewohnern rühmen

kann, als irgend eine andere Privatwohnung in England. Sein Portrait hängt noch dort. Die Züge sind angenehm; die Farbe ist merkwürdig schön; im Ausdruck aber erkennen wir mehr die Milde seines Wesens, als die Kraft und Schärfe seines Verstandes.

Bald nach seiner Verheirathung erreichte er den Gipfel bürgerlicher Größe. Die Whigregierung war einige Zeit lang durch innere Spaltungen zerrissen worden. Lord Townshend stand an der Spitze der einen Abtheilung des Cabinets, Lord Sunderland an der der anderen. Endlich im Frühjahr 1717 siegte Sunderland. Townshend gab seine Stelle auf, und Walpole und Cowper begleiteten ihn. Sunderland verschritt zur Neugestaltung des Ministeriums, und Addison wurde zum Staatssecretair ernannt. Es ist gewiß, daß die Siegel ihm aufgedrängt und im Anfang von ihm abgelehnt wurden. Man hätte leicht Männer finden können, die im amtlichen Geschäft ebenso bewandert gewesen wären, und seine Collegen wußten, daß sie in der Debatte keinen Beistand von ihm erwarten konnten. Er verdankte seine Erhebung seiner Popularität, seiner fleckenlosen Redlichkeit und seinem literarischen Rufe.

Kaum aber war Addison in das Cabinet eingetreten, als seine Gesundheit zu wanken begann. Von Einem ernsten Anfall erholte er sich im Herbste wieder, und seine Herstellung wurde von Vincenz Bourne, der damals im Trinitätscollegium zu Cambridge war, in lateinischen Versen gefeiert, welche Addison's eigener Feder würdig waren. Bald aber trat ein Rückfall ein, und im folgenden Frühjahr wurde Addison durch ein starkes Asthma verhindert, die Obliegenheiten seines Amtes zu erfüllen. Er gab es auf und erhielt seinen Freund Craggs zum Nachfolger, einen jungen Mann, dessen natürliche Gaben, zwar wenig durch Ausbildung derselben gehoben, aber rasch und glän=

zend waren, dessen angenehmes Aeußere und gewinnende Manieren ihn in der Gesellschaft allgemein beliebt gemacht hatten, und der bei längerem Leben wahrscheinlich von allen Nebenbuhlern Walpole's der furchtbarste gewesen wäre.

Damals gab es noch keinen Joseph Hume. Die Minister waren daher im Stande, Addison eine Ruhestandspension von 1500 Pfund jährlich auszusetzen. In welcher Form diese Pension ertheilt ward, erfahren wir von den Biographen nicht und haben keine Zeit, es zu untersuchen. Gewiß aber ist, daß Addison seinen Sitz im Hause der Gemeinen nicht aufgab.

Ruhe des Geistes und Körpers schien seine Gesundheit wieder befestigt zu haben, und er dankte Gott mit heiterer Frömmigkeit, daß er ihn sowohl von seinem Amte, als von seinem Asthma freigemacht. Viele Jahre schienen vor ihm zu liegen, und er sann auf viele Werke: eine Tragödie über den Tod des Sokrates, eine Uebersetzung der Psalmen, eine Abhandlung über die Beweise für das Christenthum. Von dieser letzten Arbeit ist ein Theil, den wir wohl missen könnten, bis auf uns gekommen.

Doch das verhängnißvolle Uebel kehrte bald zurück und wurde allmälig allen Hilfsmitteln der Heilkunst überlegen. Es ist ein trauriger Gedanke, daß die letzten Monate eines solchen Lebens sowohl durch häusliche, als durch politische Plagen getrübt wurden. Eine Tradition, welche zeitig anhob, welche allgemein angenommen worden ist, und der wir nichts entgegenzusetzen haben, hat seine Frau als ein anmaßendes und herrschsüchtiges Weib dargestellt. Man sagt, daß er, bevor seine Gesundheit ihm ausging, froh war, von der verwitweten Gräfin und ihrem prächtigen, von den vergoldeten Wappen des Hauses Rich schimmernden Speisezimmer zu irgend einer Taverne zu entrinnen, wo er mit den Freunden seiner glücklicheren Tage

sich an einem Lachen, einem Gespräch über Virgil und Boileau und einer Flasche Claret erfreuen konnte. Indeß nicht alle diese Freunde waren ihm geblieben. Sir Richard Steele war, durch verschiedene Gründe, allmälig entfremdet worden. Er betrachtete sich als Einen, der in bösen Zeiten dem Märtyrerthum für seine politischen Grundsätze getrotzt hatte, und verlangte, als die Whigpartei siegreich war, eine reiche Vergeltung für seine Leiden während ihres Kampfes. Die Führer der Whigs sahen seine Klagen ganz anders an. Sie meinten, er habe durch seinen eigenen Muthwillen und seine Thorheit sie so gut, wie sich selbst, in Noth gebracht, und wenn sie ihn auch nicht unbedingt vernachlässigten, so spendeten sie ihm doch die Gunstbezeigungen mit einer kargen Hand. Es war natürlich, daß er auf sie und speciell auf Addison zürnte. Was aber Sir Richard mehr als Alles gestört zu haben scheint, war die Beförderung Tickell's, der als Dreißigjähriger von Addison zum Unterstaatssecretair ernannt wurde, während der Herausgeber des Tatler und Spectator, der Verfasser der „Krisis," das Mitglied für Stockbridge, der wegen fester Anhänglichkeit an das Haus Hannover verfolgt worden war, genöthigt war, jetzt fast funfzig alt, sich, nach vielen Bewerbungen und Beschwerden, mit einem Antheile an dem Patent des Drurylanetheaters zu begnügen. Steele selbst sagt in seinem berühmten Schreiben an Congreve, daß Addison durch seine Beförderung Tickell's „sich den heftigsten Groll anderer Gentlemen zugezogen habe," und Alles scheint darauf hinzudeuten, daß Steele selbst einer von diesen grollenden Gentlemen war.

Während der arme Sir Richard über das, was er als Addison's Unfreundlichkeit betrachtete, brütete, entstand eine neue Ursache zum Hader. Die bereits wieder in sich selbst gespaltene Whigpartei wurde durch ein neues Schisma zerrissen. Die be-

rühmte Bill auf Beschränkung der Zahl der Peers war eingebracht worden. Der stolze Herzog von Somerset, an Rang der Erste von all den Adeligen, deren Religion ihnen erlaubte, im Parlament zu sitzen, war der vorgebliche Urheber dieser Maßregel. Sie wurde aber von dem Premierminister unterstützt und war in der That von ihm ausgedacht worden.

Wir sind überzeugt, daß die Bill höchst schädlich war, und wir fürchten, daß die Beweggründe, welche Sunderland zu ihrer Entwerfung bestimmten, ihm keine Ehre machten. Aber wir können nicht läugnen, daß sie von vielen der besten und weisesten Männer der Zeit unterstützt wurde. Auch war dies nicht befremdend. Die königliche Prärogative war, innerhalb des Gedächtnisses der damals in der Kraft des Lebens stehenden Generation, so gröblich gemisbraucht worden, daß sie noch immer mit einem Mistrauen betrachtet wurde, das man, mit Rücksicht auf die eigenthümliche Lage des Hauses Braunschweig, vielleicht maaßlos nennen mag. Das besondere Befugniß, Peers zu ernennen, war, nach der Meinung der Whigs, von dem letzten Ministerium der Königin gröblich gemisbraucht worden, und selbst die Tories gaben zu, daß Ihre Majestät bei, wie man es seitdem genannt hat, Aufschwemmung (swamping) des Oberhauses soviel gethan habe, als nur ein äußerster Nothfall rechtfertigen könne. Die Theorie der englischen Verfassung bestand, nach vielen hohen Autoritäten, darin, daß drei unabhängige Gewalten, der Souverain, der Adel und die Gemeinen, beständig einander gegenseitig im Zügel halten sollten. War diese Theorie richtig, so schien sich daraus zu ergeben, daß es ungereimt sei, die eine dieser Gewalten unter den unumschränkten Einfluß der zwei anderen zu setzen. War aber die Zahl der Peers beschränkt, so konnte nicht wohl geläugnet werden, daß das Oberhaus unter dem unumschränkten Einfluß der Krone und

der Gemeinen stand und jedes Befugniß, was man es noch behalten ließ, nur ihrer Mäßigung verdankte.

Steele schlug sich auf die Seite der Opposition, Addison auf die der Minister. Steele griff in einer Druckschrift, unter dem Titel: der Plebejer, die Bill heftig an. Sunderland nahm Addison's Hilfe in Anspruch, und Addison folgte dem Rufe. In einer: der alte Whig betitelten Druckschrift antwortete er auf Steele's Gründe und widerlegte sie in der That. Es scheint uns, daß die Vordersätze beider Polemiker unrichtig waren, daß auf diesen Vordersätzen Addison gut und Steele schlecht raisonnirte, und daß in Folge davon Addison einen falschen Schluß herausbrachte, während Steele um die Wahrheit herum faselte. In Bezug auf Styl, Witz und Bildung behauptete Addison seine Ueberlegenheit, wiewohl der „alte Whig" keineswegs eine seiner glücklichsten Leistungen ist.

Zuerst beobachteten beide ungenannte Gegner die Gesetze der Schicklichkeit. Endlich aber vergaß sich Steele so sehr, daß er der Moralität der Führer der Verwaltung einen gehässigen Vorwurf machte. Addison antwortete mit Schärfe, aber, unsrer Ansicht nach, mit weniger Schärfe, als einem so schweren Verstoße gegen Moralität und Anstand gebührte; auch vergaß er in seinem gerechten Zorne nicht einen Augenblick die Gesetze des guten Geschmackes und der guten Erziehung. Eine Verläumdung, welche oft wiederholt, und der noch niemals widersprochen worden ist, sind wir zu erklären verpflichtet. Es wird in der Biographia Britannica behauptet, Addison habe Steele als den „kleinen Dicky" bezeichnet. Diese Behauptung wurde von Johnson wiederholt, der den „alten Whig" niemals gesehen hatte und daher zu entschuldigen ist. Sie ist auch von Miß Aikin wiederholt worden, die den „alten Whig" gesehen hat, und für die es daher weniger Entschuldigung giebt. Nun ist es wahr,

daß die Worte „kleiner Dicky" in dem „alten Whig" vorkommen, und daß Steele Richard hieß. Es ist ebenso wahr, daß die Worte „kleiner Isaak" in der „Duenna" vorkommen, und daß Newton Isaak hieß. Aber wir versichern zuversichtlich, daß Addison's kleiner Dicky mit Steele nicht mehr zu schaffen hatte, als Sheridan's kleiner Isaak mit Newton. Wenn wir die Worte „kleiner Dicky" auf Steele beziehen, so berauben wir eine recht lebendige und sinnreiche Stelle nicht blos ihres ganzen Witzes, sondern auch ihres ganzen Sinnes. Kleiner Dicky war der Scherzname des Heinrich Norris, eines Schauspielers von merkwürdig kleiner Statur, aber von großem Humor, der den Wucherer Gomez, eine damals höchst populäre Rolle, in Dryden's „Spanischem Frater" gab.*)

Der verdiente Tadel, welchen Steele erfahren hatte, wenn

*) Wir wollen die ganze Stelle abschreiben. Wie sie jemals hat misverstanden werden können, begreifen wir nicht.

„Doch die Hauptsorge trägt unser Autor für das arme Haus der Gemeinen, das er als nackt und wehrlos darstellt, wenn die Krone, nach Verlust jenes Befugnisses, weniger im Stande sein würde, es gegen die Macht eines Hauses der Lords zu schützen. Wer enthält sich des Lachens, wenn der Spanische Frater den kleinen Dicky in der Rolle des Gomez als den Obristen insultirend darstellt, der ihn mit einem einzigen Stirnrunzeln hätte aus seinen fünf Sinnen herausschrecken können? Dieser Gomez, sagt er, flog auf ihn wie ein Drache, warf ihn nieder, da der Teufel in ihm stark war, und gab ihm Prügel auf Prügel, Puff auf Puff, was der arme Obrist, welcher hingestreckt war, mit höchst christlicher Geduld ertrug. Die Unwahrscheinlichkeit des Factums verfehlt niemals, die Heiterkeit der Zuhörer zu erregen, und man kann es wagen, für ein britisches Haus der Gemeinen zu stehen, daß es, nach seinem bisherigen Verfahren zu schließen, schwerlich weder so zahm, noch so schwach sein wird, wie unser Verfasser annimmt."

auch durch einige freundliche und artige Ausdrücke gemildert, schmerzte ihn bitterlich. Er erwiederte mit wenig Kraft und großer Bitterkeit; es erschien aber keine Replik. Addison eilte rasch zu seinem Grabe und hatte, wie wir wohl annehmen dürfen, wenig Neigung, einen Streit mit einem alten Freunde zu verfolgen. Sein Leiden war zuletzt zur Wassersucht geworden. Er hielt sich lange und mannhaft aufrecht. Endlich aber gab er alle Hoffnung auf, entließ seine Aerzte und bereitete sich ruhig zum Sterben vor.

Seine Werke vertraute er der Sorge Tickell's und widmete sie, sehr wenige Tage vor seinem Tode, in einem mit der sanften und anmuthigen Beredtsamkeit einer Sonnabendsnummer des Spectator geschriebenen Briefe, Craggs. In dieser seiner letzten Arbeit spielte er auf sein herannahendes Ende in so männlichen, so heiteren und so zarten Worten an, daß es schwer ist, sie ohne Thränen zu lesen. Zu gleicher Zeit empfahl er die Interessen Tickell's der Fürsorge Craggs' angelegentlich.

Wenige Stunden nach der Zeit, wo diese Widmung geschrieben ward, ließ Addison Gay, der damals in der Gegend der Stadt von seinen Talenten lebte, ersuchen, nach Hollandhouse zu kommen. Gay kam und wurde mit großer Freundlichkeit empfangen. Zu seiner Verwunderung flehte der sterbende Mann um seine Verzeihung. Der arme Gay, der gutmüthigste und einfachste der Menschen, konnte sich nicht denken, was er zu vergeben habe. Indeß gab es irgend ein Unrecht, dessen Erinnerung Addison's Gemüth beschwerte, und in Betreff dessen er erklärte, daß er es gutzumachen höchlich wünsche. Er war in einem Zustande äußerster Erschöpfung, und die Trennung war ohne Zweifel auf beiden Seiten eine freundschaftliche. Gay vermuthete, daß irgend ein Plan zu seinen Gunsten bei Hofe vorgewesen und durch Addison's Einfluß vereitelt worden sei. Auch

ist dies nicht unwahrscheinlich. Gay hatte der königlichen Familie eifrig den Hof gemacht. Aber in den Tagen der Königin *) war er der Lobredner Bolingbroke's gewesen und stand noch mit vielen Tories in Verbindung. Es ist nicht befremdend, daß Addison, als er vom Kampfe erhitzt war, sich für gerechtfertigt hielt, die Beförderung Eines zu hindern, den er als einen politischen Gegner betrachten mochte. Ebenso ist es nicht befremdend, daß er, bei einer Musterung seines ganzen Lebens und ernster Prüfung aller seiner Beweggründe, gemeint hat, er habe eine unfreundliche und ungroßmüthige Rolle gespielt, als er seine Macht gegen einen bedrängten Literaten gebrauchte, der so harmlos und so hilflos wie ein Kind war.

Ein Schluß kann aus dieser Anekdote gezogen werden. Es scheint, daß Addison auf seinem Todbette sich eine strenge Rechenschaft ablegte und nicht ruhig ward, als bis er um Verzeihung für ein Unrecht gebeten hatte, welches begangen zu haben er nicht einmal beargwöhnt wurde, für ein Unrecht, was nur einem sehr zarten Gewissen Unruhe verursacht haben würde. Ist es da nicht vernünftig, zu schließen, daß, wenn er sich wirklich der Bildung eines schnöden Complots gegen den Ruf und das Glück eines Nebenbuhlers schuldig gemacht hätte, er einige Reue über ein so ernstes Verbrechen ausgedrückt haben würde? Aber es ist unnöthig, Gründe und Beweise für die Vertheidigung zu häufen, wo es weder Grund noch Beweis für die Anklage giebt.

Die letzten Augenblicke Addison's waren vollkommen heiter. Seine Unterredung mit seinem Stiefsohn ist allgemein bekannt. „Siehe," sagte er, „wie ein Christ sterben kann." Die Fröm-

---

*) Anna. B.

migkeit Addison's hatte in der That einen besonders freudigen Charakter. Das Gefühl, was in all seinen Andachtsschriften vorherrscht, ist Dankbarkeit. Gott war für ihn der allweise und allmächtige Freund, der mit mehr als mütterlicher Zärtlichkeit über seiner Wiege gewacht, der auf seine Rufe gehört hatte, bevor sie sich zum Gebet fassen konnten, der seine Jugend vor den Schlingen des Lasters bewahrt, der seinen Becher mit weltlichen Segnungen hatte überfließen machen, der den Werth dieser Segnungen verdoppelt hatte, indem er ein dankbares Herz, sie zu genießen, und theure Freunde, sie zu theilen, verlieh, der den Wogen des ligurischen Meerbusens gesteuert, die Herbstluft der Campagna gereinigt und die Lavinen des Mont Cenis abgewehrt hatte. Unter den Psalmen war ihm der der liebste, der den Herrscher aller Dinge unter dem befreundenden Bilde eines Schäfers darstellt, dessen Stab die Heerde durch düstre und öde Thäler sicher zu reich bewässerten und kräuterreichen Wiesen leitet. Auf jene Güte, welcher er alles Glück seines Lebens zuschrieb, vertraute er in der Stunde des Todes mit der Liebe, welche die Furcht ausschließt. Er starb am 17. Juni 1719. Er hatte eben sein 48. Jahr angetreten.

Sein Leichnam lag im Jerusalemzimmer ausgestellt und wurde von da in tiefer Nacht in die Abtei getragen. Das Chor sang eine Leichenhymne. Bischof Atterbury, einer von jenen Tories, welche den Vorzüglichsten der Whigs geliebt und geehrt hatten, ging der Leiche entgegen und führte den Zug bei Fackelschein, um den Schrein des heiligen Eduard und die Gräber der Plantagenets, zu der Kapelle Heinrichs VII. Auf der Nordseite dieser Kapelle, in der Gruft des Hauses Albemarle, liegt Addison's Sarg zunächst bei dem Sarge Montague's. Wenige Monate später, und dieselben Leidtragenden gingen wieder denselben Flügel entlang. Derselbe traurige Chorgesang wurde an=

gestimmt. Dieselbe Gruft wurde wieder geöffnet, und der Sarg des Craggs wurde dicht an Addison's Sarg gesetzt.

Vieler Tribut wurde dem Andenken Addison's gezollt; aber Eines allein gedenkt man jetzt noch. Tickell beklagte seinen Freund in einer Elegie, welche dem größten Namen in unsrer Literatur Ehre machen würde, und welche Dryden's Energie und Pracht mit Cowper's Zartheit und Reinheit vereinigt. Dieses schöne Gedicht wurde einer prächtigen Ausgabe von Addison's Werken vorgesetzt, welche 1721 auf Subscription herauskam. Die Namen der Subscribenten bewiesen, wie weit sein Ruhm sich ausgebreitet hatte. Daß seine Landsleute begierig waren, selbst in kostspieliger Form seine Werke zu besitzen, ist nicht zu verwundern. Das aber ist zu verwundern, daß, obwohl die englische Literatur damals auf dem Festlande wenig studirt wurde, spanische Granden, italienische Prälaten, Marschälle von Frankreich auf der Liste zu finden waren. Zu den merkwürdigsten Namen gehören die der Königin von Schweden, des Prinzen Eugen, des Großherzogs von Toscana, der Herzoge von Parma, Modena und Guastalla, des Doge von Genua, des Regenten Orleans und des Cardinals Dubois. Wir müssen beifügen, daß diese Ausgabe, wenn auch ungemein schön, doch in einigen wichtigen Punkten mangelhaft ist; auch besitzen wir in der That noch keine vollständige Sammlung von Addison's Schriften.

Es ist befremdend, daß weder seine reiche und vornehme Witwe, noch irgendwer von seinen mächtigen und ergebenen Freunden daran gedacht hat, auch nur eine einfache Tafel, mit seinem Namen bezeichnet, auf die Wände der Abtei zu heften. Erst nachdem drei Generationen über seine Seiten gelacht und geweint hatten, machte die öffentliche Verehrung das Versäumniß gut. Endlich in unsrer eigenen Zeit erschien sein kunstvoll gefertigtes Bild im Dichterwinkel. Es stellt ihn vor, wie wir

ihn uns denken können, in sein Schlafgewand gekleidet, von seiner Perrücke befreit, wie er von seinem Sprechzimmer zu Chelsea in seinen schmucken, kleinen Garten schreitet, in der Hand den Bericht über den immerwährenden Club, oder die Liebe Hilpa's und Shalum's, eben für den Spectator des nächsten Tages beendigt. Ein solcher Beweis der Nationalachtung gebührte dem fleckenlosen Staatsmann, dem durchgebildeten Gelehrten, dem Meister reiner englischer Beredtsamkeit, dem vollendeten Maler des Lebens und der Sitten. Er gebührte vor Allem dem großen Satyriker, der allein den Spott zu gebrauchen verstand, ohne ihn zu misbrauchen, der, ohne eine Wunde zu schlagen, eine große sociale Reform bewirkte, und der den Geist und die Tugend nach einer langen und unheilvollen Trennung, während deren der Geist durch Sittenlosigkeit und die Tugend durch Fanatismus irregeleitet worden, wieder versöhnte.

---

## Lustspieldichter der Restaurationszeit. *)

Wir haben eine Vorliebe für Mr. Leigh Hunt. Wir schöpfen dieses Urtheil über ihn allerdings nur aus allgemeinen notorischen Umständen, aus seinen eigenen Werken und aus den Werken anderer Schriftsteller, welche ihn in der Regel in der giftigsten Weise geschmäht haben. Aber wenn wir uns nicht sehr irren, ist er ein sehr geschickter, sehr ehrlicher und sehr gutmüthiger Mann. Wir können sowohl in seinen Schriften, als in seinem Verhalten deutlich neben vielen Verdiensten viele Fehler erkennen. Aber wir halten wirklich dafür, daß es keinen lebenden Menschen giebt, dessen Verdienste so widerwillig anerkannt, oder dessen Fehler so grausam gebüßt worden sind.

In einigen Beziehungen ist Mr. Leigh Hunt zu der Aufgabe, die er übernommen hat, vortrefflich geeignet. Sein Styl, ungeachtet dessen, ja zum Theil wegen dessen, was manierirt daran ist, ist ungemein geeignet für leichte, geschwätzige, ab=

*) 1841 auf Anlaß folgender Schrift geschrieben:
Die dramatischen Werke Wycherley's, Congreve's, Vanbrugh's und Farquhar's mit biographischen und kritischen Notizen. Von Leigh Hunt. London, 1840, 8.

schweifende, halb kritische, halb biographische ana. Wir stimmen nicht immer mit seinen literarischen Urtheilen überein; aber wir finden bei ihn, was sehr selten in unserer Zeit ist, die Gabe, gute Sachen von verschiedener Art gerecht zu würdigen und sich herzlich daran zu freuen. Er kann Shakspeare und Spenser anbeten, ohne dem Verfasser von Alexanders Fest dichterischen Genius, oder dem Erfinder Will Honeycomb's und Sir Roger's de Coverley feine Beobachtungsgabe, reiche Phantasie und erlesenen Humor abzusprechen. Er hat der Geschichte des englischen Dramas, von dem Zeitalter der Elisabeth bis auf unsere eigene Zeit herab, besondere Aufmerksamkeit gewidmet, und hat jede Berechtigung, über diesen Gegenstand achtungsvoll angehört zu werden.

Die Stücke, denen er jetzt als Einführer dient, sind, mit wenigen Ausnahmen, solche, die, nach der Meinung vieler sehr achtbarer Leute, nicht wieder aufgelegt werden sollten. Dieser Meinung können wir keineswegs beistimmen. Wir können nicht wünschen, daß irgend ein Werk, oder eine Classe von Werken, die einen großen Einfluß auf den menschlichen Geist geübt haben, und die den Charakter einer in Wissenschaften, Staatssachen und Sitten wichtigen Epoche beleuchten, von der Welt verschwinde. Wenn wir in diesem Punkte irren, so irren wir mit den würdigsten Männern und Corporationen im Reiche, und speciell mit der englischen Kirche und mit den großen Schulen der Gelehrsamkeit, die mit ihr in Verbindung stehen. Die ganze liberale Erziehung unserer Landsleute wird nach dem Grundsatz geleitet, daß keine Schrift, welche, sei es wegen der Trefflichkeit ihres Styls, oder wegen des Lichtes, was sie auf die Geschichte, Politik und Sitten von Nationen wirft, von Werth ist, ihrer Impurität halber dem Studirenden vorzuenthalten sei. Die athenienfischen Komödien, in denen es kaum

hundert auf einander folgende Zeilen ohne irgend eine Stelle giebt, deren Rochester sich geschämt haben würde, sind auf der Pittpresse und der Clarendonpresse, unter Leitung von Syndiken und von den Universitäten bestellten Delegaten, neu aufgelegt, und mit Noten von ehrwürdigen, sehr ehrwürdigen und wohlehrwürdigen Commentatoren erläutert worden. Jedes Jahr werden die ausgezeichnetsten Zöglinge im Königreiche von Bischöfen und Professoren der Gottesgelahrtheit in Werken examinirt, wie die Lysistrata des Aristophanes und die sechste Satyre des Juvenal. Es liegt gewiß etwas ein wenig Komisches in der Idee eines Conclave's ehrwürdiger Diener der Kirche, welche einen jungen Menschen für seine genaue Bekanntschaft mit Schriften loben und belohnen, im Vergleich mit denen die lockerste Geschichte im Prior züchtig ist. Indeß unseres Theils hegen wir keinen Zweifel, daß die großen Gesellschaften, welche die Erziehung der englischen Gentry leiten, hierin weise geurtheilt haben. Es ist unbestreitbar, daß eine ausgedehnte Bekanntschaft mit der alten Literatur den Geist erweitert und bereichert. Es ist unbestreitbar, daß ein Mann, dessen Geist so erweitert und bereichert worden, weit nützlicher für den Staat und für die Kirche zu sein verspricht, als Einer, welcher ungeübt, oder wenig geübt in classischem Wissen ist. Auf der anderen Seite finden wir es schwer, zu glauben, daß in einer so versuchungsreichen Welt, wie diese, irgend ein Gentleman, dessen Leben tugendhaft gewesen sein würde, wenn er nicht Aristophanes und Juvenal gelesen hätte, durch die Lectüre derselben lasterhaft werden sollte. Ein Mann, der, den Einflüssen eines solchen Zustandes der Gesellschaft, wie der, in dem wir leben, ausgesetzt, sich noch fürchtet, sich den Einflüssen einiger griechischen oder lateinischen Verse auszusetzen, handelt, wie wir meinen, dem Verbrecher sehr ähnlich, der die Sheriffs bat, ihm von dem

Thore von Newgate bis zum Galgen einen Regenschirm über den Kopf halten zu lassen, weil es ein näßlicher Morgen sei und er sich leicht erkälte.

Die Welt braucht eine gesunde Tugend und nicht eine kränkliche Tugend, eine Tugend, die sich den von aller lebendigen Wirksamkeit unzertrennlichen Gefahren aussetzen kann, nicht eine Tugend, die sich aus Furcht vor Anstrengung der freien Luft enthält, und die gemeine Kost als zu aufregend scheut. Es würde in der That ungereimt sein, zu versuchen, Männer von Erwerbung jener Eigenschaften abzuhalten, die sie geschickt machen, ihre Rolle im Leben zu ihrer Ehre und zu ihres Vaterlandes Nutzen zu spielen, lediglich um eine Zartheit zu bewahren, die sich nicht bewahren läßt, eine Zartheit, welche ein Gang von Westminster bis zum Temple zu zerstören hinreicht.

Wir würden aber mit Recht grober Inconsequenz beschuldigt werden können, wenn wir, während wir die Politik vertheidigen, welche die Jugend unseres Landes einladet, solche Schriftsteller, wie Theokrit und Catull zu studiren, ein Geschrei gegen eine neue Ausgabe der „Frau vom Lande" oder des „Laufs der Welt" erheben wollten. Die unsittlichen englischen Schriftsteller des 17. Jahrhunderts waren zwar weit weniger zu entschuldigen, als die von Griechenland und Rom. Aber die schlechtesten englischen Schriftsteller des 17. Jahrhunderts sind im Vergleich mit Vielem, was uns von Griechenland und Rom hinterlassen worden ist, anständig. Wir hegen wenig Zweifel, daß Plato ein viel besserer Mensch war, als Sir Georg Etherege. Aber Plato hat Sachen geschrieben, bei denen Sir Georg Etherege geschaudert haben würde. Buckhurst und Sedley würden selbst bei jenen wilden Orgien im Hahn in der Bowstraße, wegen deren sie von dem Pöbel beworfen und von dem Gerichtshofe der Kingsbench gebüßt wurden, niemals gewagt haben,

solche Reden zu führen, wie zwischen Sokrates und Phädrus an jenem schönen Sommertage unter dem Platanbaum vorkamen, während die Quelle vor ihren Füßen wirbelte und die Cicaden über ihnen zirpten. Wenn es, wie wir dafürhalten, wünschenswerth ist, daß ein englischer Gentleman über die Verfassung und Sitten kleiner Gemeinwesen wohl unterrichtet sei, welche nach Ort wie Zeit weit entfernt von uns sind, deren Unabhängigkeit seit mehr als 2000 Jahren erloschen ist, deren Sprache seit Jahrhunderten nicht mehr gesprochen wird, und deren alte Pracht nur durch wenige gebrochene Säulen und Friese bezeugt wird, so muß es viel wünschenswerther sein, daß er mit der Geschichte des öffentlichen Geistes seines eigenen Vaterlandes, und mit den Ursachen, der Natur und dem Umfang jener Revolutionen im Denken und Fühlen genau bekannt sei, welche während der letzten zwei Jahrhunderte den Maßstab unserer nationalen Sittlichkeit abwechselnd erhöht und herabgedrückt haben. Und Kenntniß dieser Art ist aus Parlamentsverhandlungen, aus Staatsschriften, und aus den Werken ernster Geschichtschreiber sehr spärlich zu sammeln. Sie muß entweder gar nicht, oder sie muß durch Lectüre der leichten Literatur, die zu verschiedenen Perioden an der Tagesordnung gewesen, erworben werden. Wir sind daher keineswegs geneigt, diese Ausgabe zu tadeln, obwohl wir sicherlich den hübschen Band vor uns nicht als ein passendes Weihnachtsgeschenk für junge Damen empfehlen können.

Wir haben gesagt, daß wir die vorliegende Ausgabe für völlig zu rechtfertigen halten. Aber wir können keineswegs mit Mr. Leigh Hunt übereinstimmen, der zu meinen scheint, es gebe wenig oder keinen Grund für die Beschuldigung der Unsittlichkeit, die so oft gegen die Literatur der Restaurationszeit erhoben worden. Wir tadeln ihn nicht, daß er auf den Richter-

sitz nicht die gnadenlose Strenge des Lord Angelo mitgebracht hat; aber wir glauben in der That, daß solche schmähliche und freche Uebertreter, wie jetzt vor der Schranke stehen, mindestens den milden Verweis des Escalus verdienten. Mr. Leigh Hunt behandelt die ganze Sache ein wenig zu sehr in dem leichten Tone des Lucio *), und vielleicht stimmt uns seine übertriebene Nachsicht, etwas zu streng zu sein.

Und doch ist es nicht leicht, zu streng zu sein. Denn in der That dieser Theil unserer Literatur ist eine Schande für unsere Sprache und unseren Nationalcharakter. Er ist zwar geschickt und sehr unterhaltend; aber er ist in dem nachdrücklichsten Sinne der Worte: „irdisch, sinnlich, teuflisch.“ Seine Indecenz, wenn auch fortwährend so, wie sie nicht weniger durch die Regeln des guten Geschmackes, wie durch die der Sittlichkeit verurtheilt wird, ist, unserer Meinung nach, kein so schmählicher Fehler, wie sein ganz besonders inhumaner Geist. Wir haben hier Belial, nicht wie er Ovid und Ariost inspirirte, „reizend und human,“ sondern mit dem ehernen Auge und dem grausamen Hohn des Mephistopheles. Wir finden uns in einer Welt, in welcher die Damen sehr ausschweifenden, frechen und fühllosen Männern gleichen, und in welcher die Männer zu schlecht für irgend einen Ort, als das Pandämonium, oder die Norfolkinsel sind. Wir sind mit Stirnen von Bronce, Herzen gleich dem unteren Mühlstein, und vom Feuer der Hölle entzündeten Zungen umgeben.

Dryden vertheidigte oder entschuldigte seine eigenen Vergehen und die seiner Zeitgenossen, indem er das Beispiel der früheren englischen Dramatiker anzog, und Mr. Leigh Hunt

*) Angelo, Escalus und Lucio sind bekanntlich Charaktere aus Shakspeare's Maaß für Maaß. B.

scheint zu meinen, daß das Anführen ein Gewicht habe. Wir weichen gänzlich von dieser Ansicht ab. Das angeschuldigte Verbrechen besteht nicht in bloßer Derbheit des Ausdrucks. Die Ausdrücke, welche in einem Zeitalter fein sind, werden im nächsten roh. Die Sprache der englischen Uebersetzung des Pentateuch ist zuweilen so, wie sie Addison nicht gewagt haben würde, nachzuahmen, und Addison, das Richtmaß sittlicher Reinheit in seinem eigenen Zeitalter, gebrauchte viele Redeweisen, die jetzt geächtet sind. Ob eine Sache durch ein klares Substantivum, oder durch eine Umschreibung bezeichnet werden soll, ist lediglich Sache der Mode. Die Sittlichkeit ist bei der Frage ganz und gar nicht betheiligt. Aber dabei ist die Sittlichkeit tief betheiligt, daß das Unsittliche der Einbildungskraft der Jungen und Empfänglichen nicht in steter Verbindung mit dem Anziehenden vorgestellt werden soll. Denn Jedermann, der die Wirkung des Gesetzes der Association in seinem eigenen und in Anderer Geist beobachtet hat, weiß, daß, was der Einbildungskraft fortwährend in Verbindung mit dem Anziehenden vorgestellt wird, selbst anziehend werden wird. Es findet sich unstreitig ein großer Theil unfeiner Schreibweise bei Fletcher und Massinger, und selbst bei Ben Jonson und Shakspeare, die vergleichungsweise rein sind, mehr, als zu wünschen wäre. Aber es ist unmöglich, in ihren Stücken irgend einen systematischen Versuch aufzufinden, das Laster mit solchen Dingen zu verbinden, welche die Menschen am Meisten schätzen und am Meisten begehren, und die Tugend mit allem Lächerlichen und Herabsetzenden. Und einen solchen systematischen Versuch finden wir in der ganzen dramatischen Literatur der Generation, welche der Rückkehr Karls II. folgte. Wir wollen, als Beispiel dessen, was wir meinen, einen einzelnen Gegenstand von der höchsten Wichtigkeit für das Glück der Menschheit nehmen: die eheliche Treue.

Wir können uns gegenwärtig kaum eines einzigen, vor dem Bürgerkriege geschriebenen englischen Stückes erinnern, worin der Charakter eines Verführers verheiratheter Frauen in einem günstigen Lichte dargestellt wäre. Wir erinnern uns vieler Stücke, in denen solche Personen von triumphirenden Ehemännern beschämt, bloßgestellt, mit Spott bedeckt und beschimpft werden. So ist das Schicksal Falstaff's*), mit all seinem Witz und seiner Weltkenntniß. So ist das Schicksal Brisac's in Fletcher's „Aelterem Bruder," und Ricardo's und Ubaldo's in Massinger's „Gemälde". Zuweilen, wie in der „Verhängnißvollen Mitgift" und „Der Liebe Grausamkeit", wird die beschimpfte Familienehre durch eine blutige Rache hergestellt. Wenn dann und wann der Liebhaber als ein vorzüglicher Mann und der Gatte als eine Person von schwachem oder gehässigem Charakter dargestellt wird, so macht das nur den Triumph weiblicher Tugend um so ausgezeichneter, wie in Jonson's Celia und Mrs. Fitzdottrel und in Fletcher's Maria. Im Allgemeinen wollen wir zu erklären wagen, daß die Dramatiker des Zeitalters der Elisabeth und Jakobs I. den Bruch des Ehegelübdes entweder als ein ernstes Verbrechen behandeln, oder, wenn sie es als einen Stoff zum Lachen behandeln, das Lachen gegen den Galan wenden.

Dem entgegen stellt, während der 40 Jahre, welche der Restauration folgten, der ganze Haufe der Dramatiker den Ehebruch unveränderlich, wir sagen nicht als eine ganz leichte Sünde, wir sagen nicht als einen Irrthum, den die Heftigkeit der Leidenschaft entschuldigen mag, sondern als den Beruf eines feinen Gentleman, als einen Reiz dar, ohne welchen sein Charakter unvollkommen sein würde. Es ist eben so wesentlich für seine Bildung und seine Stelle in der Gesellschaft, daß er den

*) In den Lustigen Weibern von Windsor. B.

Weibern seiner Nachbarn den Hof mache, als daß er Französisch verstehe, oder daß er einen Degen an seiner Seite habe. In dem Allen findet sich keine Leidenschaft, und kaum etwas, was man ein Vorziehen*) nennen kann. Der Held betreibt seine Intriguen, gerade wie er eine Perrücke trägt: weil er, wenn er es nicht thäte, ein Sonderling, ein Cityburſche, vielleicht ein Puritaner sein würde. Alle angenehmen Eigenschaften werden stets dem Galan beigelegt. Alle Verachtung und Abneigung ist der Antheil des unglücklichen Gatten. Nehme man Dryden z. B., und vergleiche Woodall mit Brainsick, oder Lorenzo mit Gomez.**) Nehme man Wycherley, und vergleiche Horner mit Pinchwife. Nehme man Vanbrugh, und vergleiche Constant mit Sir Johann Brute. Nehme man Farquhar, und vergleiche Archer mit Squire Sullen. Nehme man Congreve, und vergleiche Bellmour mit Fondlewife, Careleß mit Sir Paul Plyant, oder Scandal mit Foresight. In allen diesen Fällen und noch in vielen, die wir anführen könnten, thut der Dramatiker offenbar sein Bestes, um die Person, die das Unrecht begeht, als reizend, gefühlvoll und geistreich, und die Person, die es leidet, als einen Thoren, oder Tyrannen, oder als Beides zu schildern.

Mr. Karl Lamb hat es zwar versucht, eine Vertheidigung dieser Schreibweise aufzustellen. Die Lustspieldichter des letzten Theiles des 17. Jahrhunderts sind, ihm zufolge, nicht nach dem Maßstab der Sittlichkeit zu messen, der im wirklichen Leben besteht, oder bestehen sollte. Ihre Welt ist eine conventionelle Welt. Ihre Helden und Heldinnen gehören nicht England, nicht der Christenheit, sondern einem Utopien der Galanterie,

*) Der Einen vor der Anderen. B.

**) Charaktere in Dryden's Stücken, wie die Folgenden Charaktere in Wycherley's, Vanbrugh's, Farquhar's und Congreve's Stücken sind. B.

einem Feenlande, wo die Bibel und Burn's Richter unbekannt sind, wo ein Streich, der auf dieser Erde mit dem Pranger vergolten werden würde, blos Anlaß zu einem Ausbruch eines Koboldgelächters wird. Ein wirklicher Horner, ein wirklicher Careleß würden, das wird zugegeben, maßlos schlechte Menschen sein. Aber dem Horner des Wycherley, oder dem Careleß des Congreve Sittlichkeit oder Unsittlichkeit beizulegen, würde so ungereimt sein, als wenn man einen Schlafenden wegen seiner Träume belangen wollte. „Sie gehören den Regionen der reinen Komödie an, wo keine kalte Moral herrscht. Wenn wir uns unter ihnen befinden, befinden wir uns unter einem Volke aus dem Chaos. Wir dürfen sie nicht nach unseren Gebräuchen richten. Keine ehrwürdigen Institutionen werden durch ihre Vorlagen beleidigt, denn es giebt keine unter ihnen. Kein Friede der Familien wird verletzt, denn Familienbande existiren nicht bei ihnen. Es giebt dort weder Recht noch Unrecht, weder Dankbarkeit noch ihren Gegensatz, weder Anspruch noch Pflicht, weder Vaterschaft, noch Sohnesstellung."

Das ist, wie wir glauben, ein unentstelltes Resumé von Mr. Lamb's Lehren. Wir sind gewiß, daß wir ihn nicht unbillig darzustellen wünschen. Denn wir bewundern sein Genie, wir lieben das milde Wesen, das sich in all seinen Schriften zeigt, und wir halten sein Andenken so werth, als wenn wir ihn persönlich gekannt hätten. Allein wir müssen geradezu sagen, daß sein Raisonnement, zwar sinnreich, aber durch und durch sophistisch ist.

Natürlich sehen wir vollkommen ein, daß es einem Schriftsteller möglich ist, eine conventionelle Welt zu schaffen, in welcher durch den Dekalog und die Gesetzsammlung verbotene Dinge rechtmäßig sind, und daß die Darstellung doch harmlos oder selbst erbaulich sein kann. Wir nehmen z. B. an, daß die streng=

sten Kritiker Fenelon nicht seines Telemach's halber, oder wegen seiner Todtengespräche der Gottlosigkeit und Unsittlichkeit beschuldigen würden. Im Telemach und in den Todtengesprächen haben wir eine falsche Religion, und demgemäß eine in einigen Punkten incorrecte Moralität. Wir haben ein Recht und ein Unrecht, was von dem Recht und Unrecht des wirklichen Lebens abweicht. Es wird als die erste Pflicht des Menschen dargestellt, Jupiter und Minerva Ehre zu zollen. Philokles, der seine Muße anwendet, geschnittene Bilder dieser Gottheiten zu machen, wird in einer Weise gepriesen, welche zu den Ausdrücken des Jesaias über denselben Gegenstand in besonderem Gegensatz steht. Die Todten werden von Minos gerichtet, und mit dauernder Glückseligkeit für Handlungen belohnt, die für glänzende Sünden zu erklären, Fenelon der Erste gewesen wäre. Dasselbe mag von Mr. Southey's mahomedanischen und hindostanischen Helden und Heldinnen gesagt werden. In Thalaba ist es Blasphemie, etwas zur Herabsetzung des arabischen Betrügers zu sprechen; Wein zu trinken, ist Verbrechen; Abwaschungen zu errichten und den heiligen Städten Ehre zu zollen, sind verdienstliche Werke. In dem Fluche Kohama's wird Kailyal wegen ihrer Anbetung der Statue Mariataly's, der Göttin der Armen, gerühmt. Aber gewiß wird Niemand Mr. Southey anklagen, den Islam oder das Braminenthum befördert, oder ihre Beförderung beabsichtigt zu haben.

Es ist leicht, zu sehen, warum die conventionellen Welten Fenelon's und Mr. Southey's keinem Vorwurf ausgesetzt sind. Zuvörderst sind sie der wirklichen Welt, in der wir leben, gänzlich unähnlich. Der Zustand der Gesellschaft, selbst die Gesetze der physischen Welt, sind von denen, mit denen wir vertraut sind, so verschieden, daß es uns nicht verletzen kann, auch die Moralbegriffe sehr verschieden zu finden. In Wahrheit aber

weicht die Moralität dieser conventionellen Welten von der Moralität der wirklichen Welt nur in Punkten ab, wo es keine Gefahr giebt, daß die wirkliche Welt jemals fehlgeht. Die Großmuth und Gelehrigkeit des Telemach, die Standhaftigkeit, die Sittsamkeit, die kindliche Zärtlichkeit Kailyal's sind Tugenden für alle Zeitalter und Nationen. Und es gab wenig Gefahr, daß der Dauphin Minerva anbeten, oder daß ein englisches Fräulein, mit einem Eimer auf dem Kopf, vor der Statue der Mariataly tanzen würde.

Mit dem, was Mr. Karl Lamb die conventionelle Welt Wycherley's und Congreve's nennt, steht der Fall ganz anders. Hier sind die Tracht, die Sitten, die Gesprächsthemen die der wirklichen Stadt und des laufenden Tages. Der Held ist in allen äußeren Vorzügen genau der feine Gentleman, welchem jeder Jüngling im Parterre gern gleichen möchte. Die Scene ist auf irgend einen Platz verlegt, der den Zuhörern so gut bekannt ist, wie ihre eigenen Häuser, nach St. Jamespark, oder Hydepark, oder Westminsterhall. Der Jurist lärmt mit seinem Sack zwischen den Common Pleas und der Schatzkammer umher. Der Peer ruft nach seinem Wagen, um einer Privatbill halber in's Haus der Lords zu fahren. Hundert kleine Züge sind angebracht, um die erdichtete Welt wie die wirkliche Welt erscheinen zu lassen. Und die Unsittlichkeit ist von einer Art, welche niemals außer der Zeit sein, und welche alle Kraft der Religion, des Gesetzes und der öffentlichen Meinung vereinigt nur unvollkommen im Zaum halten kann.

Im Namen der Kunst sowohl, wie im Namen der Tugend, protestiren wir gegen den Grundsatz, daß die Welt der reinen Komödie eine solche sei, worein keine Moral Eingang finde. Wenn die Komödie, unter was immer für Annahmen, eine Nachahmung des wirklichen Lebens ist, wie ist es möglich, daß sie auf die große Regel, welche das Leben bestimmt, und auf Ge-

fühle, die durch jeden Vorfall im Leben hervorgerufen werden, keinen Bezug haben sollte? Wenn das richtig wäre, was Mr. Karl Lamb sagt, so würde daraus zu folgern sein, daß diese Dramatiker von den allerersten Grundsätzen ihrer Kunst nicht das Geringste verständen. Reine Landschaftsmalerei, in welche kein Licht oder Schatten kommt, reine Portraitmalerei, in welche kein Ausdruck kommt, das sind Phrasen, welche gesunder Kritik weniger widersprechen, als reine Komödie, in die keine Moral kommt.

Aber es ist nicht begründet, daß die Welt dieser Dramatiker eine Welt sei, in welche keine Moral Eingang finde. Moralität kommt stets in diese Welt, eine gute Moralität und eine schlechte Moralität; die gute Moralität, um beschimpft, verlacht, mit jeder widrigen und verhaßten Sache gepaart zu werden; die schlechte Moralität, um mit jedem Vortheil geschmückt und nach allen Methoden, direct und indirect, eingeschärft zu werden. Es ist nicht begründet, daß Niemand von den Bewohnern jener conventionellen Welt Ehrfurcht für geheiligte Institutionen und Familienbande fühle. Fondlewife, Pinchwife, kurz jede Person von beschränktem Verstande und unangenehmen Manieren drückt diese Ehrfurcht stark aus. Auch die Helden und Heldinnen haben ihren eigenen Moralcodex, einen maaßlos schlechten, aber nicht, wie Mr. Karl Lamb zu denken scheint, einen blos in der Phantasie der Lustspieldichter existirenden Codex. Es ist im Gegentheil ein Codex, der von großen Massen von Menschen angenommen und befolgt ist. Wir brauchen nicht nach Utopien, oder Feenland zu gehen, um sie zu finden. Sie sind uns nahe zur Hand. Jede Nacht betrügen Einige von ihnen in den Spielhöllen im Quadranten, und Andere wandeln auf der Piazza im Coventgarden. Ohne nach Nephelokokkygia*), oder an den Hof

*) Die Stadt der Vögel des Aristophanes. B.

der Königin Mab zu fliegen, können wir Gauner, Eisenfresser, hartherzige unverschämte Wüstlinge, und Weiber treffen, die solcher Galane würdig sind. Die Moralität der „Frau vom Lande" und des „Alten Junggesellen" ist eine Moralität, nicht, wie Mr. Karl Lamb behauptet, einer unwirklichen Welt, sondern einer Welt, die ein gutes Theil zu wirklich ist. Es ist die Moralität, nicht eines Volkes aus dem Chaos, sondern gemeiner Stadtroués und jener Damen, welche die Zeitungen „verwirrende Cyprierinnen" nennen. Und die Frage ist einfach die, ob ein Mann von Genie, welcher beständig und systematisch bemüht ist, diese Charakterweise, durch Verbindung mit Schönheit, Reiz, Würde, Geist, einer hohen gesellschaftlichen Stellung, Popularität, Literatur, Witz, Geschmack, Weltkenntniß, glänzendem Erfolg in jedem Unternehmen, anziehend zu machen, einen üblen Gebrauch von seinen Gaben macht, oder nicht. Wir gestehen, daß wir nicht zu begreifen vermögen, wie diese Frage auf verschiedene Weise beantwortet werden könne.

Es muß allerdings, um den Schriftstellern, von denen wir so streng gesprochen haben, gerecht zu werden, anerkannt werden, daß sie in großem Maaße die Geschöpfe ihrer Zeit waren. Und wenn gefragt wird, warum jene Zeit eine Unsittlichkeit ermunterte, welche keine andere Zeit geduldet haben würde, so zögern wir nicht, zu antworten, daß diese große Verderbniß des Nationalgeschmackes die Wirkung der Vorherrschaft des Puritanismus zur Zeit der Republik war.

Oeffentliche Frevel gegen Moral und Religion zu strafen, liegt unstreitig in der Competenz der Regierenden. Aber wenn eine Regierung, sich nicht begnügend, Anstand zu verlangen, Heiligkeit verlangt, so überschreitet sie die Schranken, welche ihre gehörigen Functionen bezeichnen. Und es kann als eine allgemeine Regel aufgestellt werden, daß eine Regierung, welche

mehr versucht, als sie soll, weniger durchführen wird. Ein Gesetzgeber, der, um bedrängte Anleiher zu beschützen, den Zinsfuß beschränkt, macht es entweder den Gegenständen seiner Sorge unmöglich, überhaupt zu borgen, oder giebt sie der Gnade der schlechtesten Classe von Wucherern preiß. Ein Gesetzgeber, der aus zarter Fürsorge für Arbeiter ihre Arbeitsstunden und den Betrag ihres Lohnes fixirt, ist sicher, sie weit elender zu machen, als er sie gefunden. Und ebenso wird eine Regierung, die, sich nicht begnügend, ärgerliche Excesse zu unterdrücken, von ihren Unterthanen heiße und strenge Frömmigkeit fordert, bald entdecken, daß sie, über dem Versuche, der Sache der Tugend einen unmöglichen Dienst zu leisten, in der That nur das Laster befördert hat.

Denn durch welche Mittel kann eine Regierung ihre Zwecke erreichen? Nur durch zwei: Belohnung und Strafe; mächtige Mittel zwar, um das äußere Handeln zu bestimmen, aber gänzlich unvermögend für den Zweck, das Herz zu rühren. Ein öffentlicher Beamter, dem man sagt, daß er befördert werden wird, wenn er ein andächtiger Katholik ist, und von seiner Stelle entfernt, wenn er es nicht ist, wird wahrscheinlich jeden Morgen zur Messe gehen, Freitags das Fleisch von seiner Tafel ausschließen, regelmäßig zur Beichte gehen und vielleicht seinen Vorgesetzten wissen lassen, daß er ein härenes Hemd auf der bloßen Haut trägt. Unter einer puritanischen Regierung wird eine Person, die erfährt, daß Frömmigkeit wesentlich sei, um in der Welt vorwärts zu kommen, in der Feier des Sonntags, oder wie sie ihn nennen wird, des Sabbaths, streng sein und wird ein Theater vermeiden, als wenn die Pest darin wäre. Solch einen Schein von Religion wird die Hoffnung auf Gewinn und die Furcht vor Verlust, im Lauf einer Woche, in solchem Ueberflusse hervorbringen, als eine Regierung nur wünschen mag.

Aber unter diesem Scheine bewahren Sinnlichkeit, Ehrgeiz, Habsucht und Haß unverminderte Kraft, und der anscheinende Bekehrte hat nur zu den Lastern eines Weltmannes alle die schwärzeren Laster gesellt, welche durch die stete Uebung der Verstellung erzeugt werden. Die Wahrheit kann nicht lange verborgen bleiben. Das Publicum entdeckt, daß die ernsten Personen, die ihm als Muster vorgestellt werden, des moralischen Princips und sittlichen Zartgefühls vollständiger ermangeln, als erklärte Wüstlinge. Es sieht, daß diese Pharisäer von wirklicher Güte weiter entfernt sind, als Zöllner und Huren. Und wie gewöhnlich stürzt es auf das entgegengesetzte Extrem von dem, was es aufgiebt. Es betrachtet ein starkes religiöses Gepräge als ein sicheres Zeichen von niedriger Gesinnung und Verderbtheit. Am allerersten Tage, wo der Zwang der Furcht wegfällt, und wo die Menschen wagen können, zu sagen, was sie denken, verkündet ein furchtbares Getös von Lästerungen und Zweideutigkeiten, daß die kurzsichtige Politik, welche eine Nation von Heiligen zu schaffen bezweckte, eine Nation von Spöttern geschaffen hat.

So war es in Frankreich um den Anfang des 18. Jahrhunderts. Ludwig XIV. wurde in seinem späten Alter religiös; er beschloß, daß seine Unterthanen auch religiös sein sollten; er zuckte die Achseln und runzelte die Stirn, wenn er bei seinem Lever oder in der Nähe seiner Mittagstafel irgend einen Cavalier bemerkte, der die von der Kirche vorgeschriebenen Pflichten vernachlässigte, und belohnte Frömmigkeit mit blauen Bändern, Einladungen nach Marly, Pensionen und Regimentern. Sofort wurde Versailles in allen Dingen, außer in der Tracht, ein Kloster. Die Kanzeln und Beichtstühle waren von Degen und Stickerei umringt. Die Marschälle von Frankreich beteten viel, und es gab unter den Herzogen und Peers kaum Einen, der

nicht gute kleine Bücher in seiner Tasche geführt, während der Fastenzeit gefastet und zu Ostern communicirt hätte. Frau von Maintenon, die einen großen Antheil an dem gesegneten Werke hatte, rühmte sich, daß Andacht völlig Mode geworden sei. Eine Mode war es allerdings, und wie eine Mode ging es vorüber. Kaum war der alte König nach St. Denis gebracht worden, als der ganze Hof die Masken abwarf. Jedermann beeilte sich, sich durch das Uebermaß von Ausschweifung und Frechheit für Jahre der Kasteiung zu entschädigen. Dieselben Personen, die, wenige Monate vorher, mit demüthigen Stimmen und ernsten Blicken Geistliche über den Zustand ihrer Seelen consultirt hatten, umgaben jetzt die mitternächtliche Tafel, wo, unter dem Knallen der Champagnerpfropfe, ein trunkener Prinz, zwischen Dubois und Frau von Parabère thronend, atheistische Raisonnements und obscöne Witze ausstieß. Der frühere Theil der Regierung Ludwigs XIV. war eine Zeit der Zügellosigkeit gewesen; aber die ausschweifendsten Menschen jener Generation würden bei den Orgien der Regentschaft erröthet sein.

Es war dasselbe mit unsern Vätern in der Zeit des großen Bürgerkrieges. Wir sind keinesweges der großen Schuld uneingedenk, welche die Menschheit den Puritanern jener Zeit, den Befreiern Englands, den Begründern der amerikanischen Republiken, schuldet. Aber am Tage ihrer Macht begingen diese Männer Einen großen Fehler, welcher tiefe und dauernde Spuren in Charakter und Sitten der Nation zurückließ. Sie irrten über den Zweck und überschätzten die Kraft der Regierung. Sie beschlossen, nicht blos Religion und öffentliche Moral gegen Beschimpfung zu schützen — eine Aufgabe, für welche das Schwert der Obrigkeit, in besonnenen Händen, mit Nutzen gebraucht werden mag — sondern auch, das ihrer Leitung anvertraute

Volk wahrhaft fromm zu machen. Gleichwohl, wenn sie nur über Vorgänge nachgedacht hätten, deren Zeugen sie selbst gewesen, und an denen sie selbst einen großen Antheil gehabt, so würden sie gesehen haben, was das wahrscheinliche Ergebniß ihrer Unternehmung sein mußte. Sie hatten unter einer Regierung gelebt, welche, eine lange Reihe von Jahren hindurch, Alles that, was, durch verschwenderische Freigebigkeit und durch strenge Bestrafung, gethan werden konnte, um ein Conformiren an die Lehren und Disciplin der Kirche von England durchzusetzen. Niemand, der einer Feindseligkeit gegen diese Kirche verdächtig war, hatte die geringste Aussicht, am Hofe Karls Gunst zu erlangen. Erklärte Abweichung wurde mit Einkerkerung, mit schimpflicher Ausstellung, mit grausamen Verstümmelungen und mit ruinirenden Geldbußen bestraft. Und der Erfolg war gewesen, daß die Kirche gefallen war und in ihrem Falle die Monarchie mit sich niedergerissen hatte, welche 600 Jahre gestanden. Der Puritaner hätte, wenn aus sonst nichts, doch aus seinem eigenen neuerlichen Siege lernen mögen, daß Regierungen, welche Dinge versuchen, die außer ihrem Bereiche liegen, nicht blos ein Fehlschlagen, sondern das Hervortreten gerade der entgegengesetzten Wirkung von der erwarten müssen, die sie für wünschenswerth hielten.

Alles dies wurde übersehen. Die Heiligen hatten die Erde zu erben. Die Theater wurden geschlossen. Die schönen Künste wurden unter absurde Beschränkungen gestellt. Laster, welche niemals vorher auch nur als leichte Vergehen betrachtet worden waren, wurden zu Capitalverbrechen gemacht. Es wurde feierlich vom Parlament beschlossen: „daß Niemand angestellt werden solle, als über dessen Frömmigkeit das Haus befriedigt sei." Die fromme Versammlung hatte eine Bibel auf der Tafel zum Nachschlagen liegen. Wenn sie dieselbe zu Rathe gezogen hätten,

so würden sie gelernt haben, daß der Weizen und die tauben Aehren unzertrennlich zusammen wachsen und entweder zusammen geschont, oder zusammen ausgerottet werden müssen. Zu wissen, ob ein Mann wirklich fromm sei, war unmöglich. Aber es war leicht, zu wissen, ob er eine schlichte Kleidung, glattes Haar, keine Stärke in seinem Linnen, kein helles Meublement in seinem Hause hatte, ob er durch die Nase sprach und das Weiße in seinen Augen zeigte, ob er seine Kinder Zuversicht, Trübsal und Maherschalal-hash-baz nannte, ob er in der Stadt Springgarden mied und sich auf dem Lande des Jagens und Beitzens enthielt, ob er seinem Dragonertrupp schwere Schriftstellen erklärte und in einem Comité der Mittel und Wege*) über das Suchen des Herrn sprach. Das waren Proben, welche leicht angewendet werden konnten. Das Unglück war, daß es Proben waren, welche nichts bewiesen. So wie sie waren, wurden sie von der herrschenden Partei angewendet, und die Folge war, daß ein Haufen Betrüger in jedem Lebenswege das, was damals für die äußeren Zeichen der Heiligkeit galt, nachzumachen und zu karrikiren begann. Die Nation ließ sich nicht betrügen. Die Beschränkungen jener düsteren Zeit waren solche, wie man sie nur mit Ungeduld getragen haben würde, wenn sie von Männern aufgelegt worden wären, die man allgemein für Heilige gehalten hätte. Diese Beschränkungen wurden gänzlich unerträglich, als es bekannt ward, daß sie zum Vortheil von Heuchlern aufrecht erhalten würden. Es ist ganz gewiß, daß, selbst wenn die königliche Familie niemals zurückgekehrt, selbst wenn Richard Cromwell oder Heinrich Cromwell an der Spitze der Verwaltung gewesen wären, eine große Erschlaffung der Sittlichkeit eingetreten sein würde. Schon vor der Restauration

*) Finanzcomité. B.

deuteten viele Zeichen an, daß eine Periode der Zügellosigkeit nahe sei. Die Restauration unterdrückte auf einige Zeit die puritanische Partei und legte die höchste Gewalt in die Hände eines Wüstlings. Die politische Contrerevolution unterstützte die moralische Contrerevolution und wurde ihrerseits von dieser unterstützt. Eine Periode wilder und verzweifelter Sittenlosigkeit folgte. Selbst in entfernten Edelhöfen und Weilern wurde der Wechsel einigermaßen empfunden; aber in London war der Ausbruch der Ausschweifung erschreckend, und in London waren die am stärksten angesteckten Plätze der Palast, die von der Aristokratie bewohnten Stadttheile und die Juristencollegien. Von der Unterstützung dieser Theile der Stadt hingen die Theater ab. Der Charakter des Schauspiels richtete sich nach dem Charakter seiner Patrone. Der Lustspieldichter war die Zunge des am tiefsten verdorbenen Theiles einer verdorbenen Gesellschaft. Und in den vor uns liegenden Schriften finden wir den wesentlichen Geist der modischen Welt während der antipuritanischen Reaction ausgezogen und zusammengedrängt.

Der Puritaner hatte Förmlichkeit affectirt; der Lustspieldichter lachte über das Schickliche. Der Puritaner hatte zu unschuldigen Vergnügungen die Stirne gerunzelt; der Lustspieldichter nahm die schändlichsten Excesse unter seinen Schutz. Der Puritaner hatte in Sectenphrasen geredet; der Lustspieldichter lästerte. Der Puritaner hatte eine galante Geschichte zum Capitalverbrechen gemacht; der Lustspieldichter stellte sie als eine ehrenvolle Auszeichnung dar. Der Puritaner sprach mit Geringschätzung von dem niederen Maaße der Volksmoralität; sein Leben wurde durch einen weit strengeren Coder geregelt; seine Tugend wurde durch den Weltmenschen unbekannte Beweggründe gestützt. Unglücklicherweise war es in vielen Fällen reichlich erwiesen worden und mochte wohl in viel mehreren geargwöhnt

werden, daß diese hohen Ansprüche grundlos waren. Demgemäß faßten die modischen Cirkel und die Lustspieldichter, welche die Sprecher dieser Cirkel waren, die Vorstellung, daß alle Versicherungen der Frömmigkeit und Rechtschaffenheit nach der Regel zu verstehen seien, daß sie ihr Gegentheil bedeuten, daß es sich wohl bezweifeln lasse, ob es so ein Ding, wie die Tugend, in der Welt gebe, daß aber, unter allen Umständen, wer sich besser, als seine Nachbarn, ausgeben wolle, sicher ein Schurke sei.

In dem alten Schauspiel hatte es viel gegeben, was tadelnswerth war. Aber wer immer selbst die mindest anständigen Stücke Fletcher's mit den in dem vor uns liegenden Bande enthaltenen vergleicht, der wird sehen, wie weit die Sittenlosigkeit einer Zeit, die auf eine Periode übertriebener Strenge folgt, über die einer solchen Periode vorhergehende Sittenlosigkeit hinausgeht. Die Nation glich dem Besessenen im Neuen Testamente. Die Puritaner rühmten sich, daß der unreine Geist ausgetrieben sei. Das Haus war leer, gefegt und geschmückt, und eine Zeit lang wanderte der vertriebene Insasse durch dürre Plätze, Ruhe suchend und keine findend. Aber die Kraft der Beschwörung war verbraucht. Der böse Feind kehrte in seine Behausung zurück und kehrte nicht allein zurück. Er nahm sieben andere Geister zu sich, verruchter, als er selbst war. Sie fuhren hinein und wohnten beisammen, und das zweite Besessensein war schlimmer, als das erste.

Wir wollen nun, soweit unsere Grenzen es erlauben, die Schriftsteller mustern, zu denen Mr. Leigh Hunt uns eingeführt hat. Unter den vieren steht Wycherley, wie wir meinen, zuletzt in literarischem Verdienst, aber zuerst in der Zeitfolge und zuerst, ohne allen Zweifel, in der Unsittlichkeit.

W i l h e l m   W y c h e r l e y wurde 1640 geboren. Er war der Sohn eines Shropshire Gentleman aus alter Familie und

von einem Vermögen, wie es damals für ein gutes galt. Das Besitzthum wurde auf 600 Pf. jährlich geschätzt, ein Vermögen, was unter den Vermögen jener Zeit wahrscheinlich so hoch stand, wie ein Vermögen von 2000 Pf. jährlich in unseren Tagen steht.

Wilhelm war Kind, als der Bürgerkrieg ausbrach, und während er noch seine Anfangsgründe trieb, wurde eine presbyterianische Hierarchie und eine republikanische Regierung auf den Trümmern der alten Kirche und des Thrones errichtet. Der alte Mr. Wycherley war der königlichen Sache ergeben und war nicht geneigt, die Erziehung seines Erben den steifen Puritanern zu vertrauen, welche jetzt die Universitäten und öffentlichen Schulen leiteten. Demgemäß wurde der junge Gentleman mit 15 Jahren nach Frankreich geschickt. Er wohnte einige Zeit in der Nachbarschaft des Herzogs von Montauster, des Hauptes einer der edelsten Familien in Touraine. Die Frau des Herzogs, eine Tochter des Hauses Rambouillet, war ein vollendetes Muster jener Talente und Vorzüge, für welche ihr Stamm berühmt war. Der junge Ausländer wurde in den glänzenden Kreis eingeführt, der die Herzogin umgab, und scheint hier einiges Gute und einiges Böse gelernt zu haben. In wenig Jahren kehrte er zu seinem Vaterlande als ein feiner Gentleman und als ein Papist zurück. Seine Bekehrung war, wie mit Sicherheit behauptet werden mag, die Wirkung, nicht irgend eines starken Eindrucks auf seinen Verstand oder seine Gefühle, sondern theils eines Verkehrs mit einer angenehmen Gesellschaft, in welcher die römische Kirche in der Mode war, theils jenes Widerwillens gegen calvinistische Düsterheiten, welcher damals unter jungen Engländern von Talent und Feuer fast allgemein war und einmal die eine Hälfte von ihnen zu Katholiken, die andere zu Atheisten machen zu wollen schien.

Doch die Restauration kam. Die Universitäten waren wie-

werden, daß diese hohen Ansprüche grundlos waren. Demgemäß faßten die modischen Cirkel und die Lustspieldichter, welche die Sprecher dieser Cirkel waren, die Vorstellung, daß alle Versicherungen der Frömmigkeit und Rechtschaffenheit nach der Regel zu verstehen seien, daß sie ihr Gegentheil bedeuten, daß es sich wohl bezweifeln lasse, ob es so ein Ding, wie die Tugend, in der Welt gebe, daß aber, unter allen Umständen, wer sich besser, als seine Nachbarn, ausgeben wolle, sicher ein Schurke sei.

In dem alten Schauspiel hatte es viel gegeben, was tadelnswerth war. Aber wer immer selbst die mindest anständigen Stücke Fletcher's mit den in dem vor uns liegenden Bande enthaltenen vergleicht, der wird sehen, wie weit die Sittenlosigkeit einer Zeit, die auf eine Periode übertriebener Strenge folgt, über die einer solchen Periode vorhergehende Sittenlosigkeit hinausgeht. Die Nation glich dem Besessenen im Neuen Testamente. Die Puritaner rühmten sich, daß der unreine Geist ausgetrieben sei. Das Haus war leer, gefegt und geschmückt, und eine Zeit lang wanderte der vertriebene Insasse durch dürre Plätze, Ruhe suchend und keine findend. Aber die Kraft der Beschwörung war verbraucht. Der böse Feind kehrte in seine Behausung zurück und kehrte nicht allein zurück. Er nahm sieben andere Geister zu sich, verruchter, als er selbst war. Sie fuhren hinein und wohnten beisammen, und das zweite Besessensein war schlimmer, als das erste.

Wir wollen nun, soweit unsere Grenzen es erlauben, die Schriftsteller mustern, zu denen Mr. Leigh Hunt uns eingeführt hat. Unter den vieren steht Wycherley, wie wir meinen, zuletzt in literarischem Verdienst, aber zuerst in der Zeitfolge und zuerst, ohne allen Zweifel, in der Unsittlichkeit.

Wilhelm Wycherley wurde 1640 geboren. Er war der Sohn eines Shropshire Gentleman aus alter Familie und

von einem Vermögen, wie es damals für ein gutes galt. Das Besitzthum wurde auf 600 Pf. jährlich geschätzt, ein Vermögen, was unter den Vermögen jener Zeit wahrscheinlich so hoch stand, wie ein Vermögen von 2000 Pf. jährlich in unseren Tagen steht.

Wilhelm war Kind, als der Bürgerkrieg ausbrach, und während er noch seine Anfangsgründe trieb, wurde eine presbyterianische Hierarchie und eine republikanische Regierung auf den Trümmern der alten Kirche und des Thrones errichtet. Der alte Mr. Wycherley war der königlichen Sache ergeben und war nicht geneigt, die Erziehung seines Erben den steifen Puritanern zu vertrauen, welche jetzt die Universitäten und öffentlichen Schulen leiteten. Demgemäß wurde der junge Gentleman mit 15 Jahren nach Frankreich geschickt. Er wohnte einige Zeit in der Nachbarschaft des Herzogs von Montausier, des Hauptes einer der edelsten Familien in Touraine. Die Frau des Herzogs, eine Tochter des Hauses Rambouillet, war ein vollendetes Muster jener Talente und Vorzüge, für welche ihr Stamm berühmt war. Der junge Ausländer wurde in den glänzenden Kreis eingeführt, der die Herzogin umgab, und scheint hier einiges Gute und einiges Böse gelernt zu haben. In wenig Jahren kehrte er zu seinem Vaterlande als ein feiner Gentleman und als ein Papist zurück. Seine Bekehrung war, wie mit Sicherheit behauptet werden mag, die Wirkung, nicht irgend eines starken Eindrucks auf seinen Verstand oder seine Gefühle, sondern theils eines Verkehrs mit einer angenehmen Gesellschaft, in welcher die römische Kirche in der Mode war, theils jenes Widerwillens gegen calvinistische Düsterheiten, welcher damals unter jungen Engländern von Talent und Feuer fast allgemein war und einmal die eine Hälfte von ihnen zu Katholiken, die andere zu Atheisten machen zu wollen schien.

Doch die Restauration kam. Die Universitäten waren wie-

der in loyalen Händen, und man hatte Grund, zu hoffen, daß es wieder eine für einen Gentleman passende Nationalkirche gebe werde. Wycherley wurde ein Mitglied des Queenscollegiums in Oxford und schwor die Irrthümer der römischen Kirche ab. Der etwas zweideutige Ruhm, einen nichtsnutzigen Papisten auf kurze Zeit in einen nichtsnutzigen Protestanten verwandelt zu haben, wird dem Bischof Barlow zugeschrieben.

Wycherley verließ Oxford, ohne eine akademische Würde zu nehmen, und trat in den Tempel, wo er einige Jahre fröhlich lebte, die Launen der Stadt beobachtend, ihre Vergnügungen genießend und gerade soviel Jus auflesend, als nöthig war, den Charakter eines zungendreschenden Advocaten oder eines streitsüchtigen Clienten in einer Komödie unterhaltend zu machen.

Von einem frühen Lebensalter an hatte er die Gewohnheit gehabt, sich durch Schriftstellern zu unterhalten. Einige elende Zeilen von ihm auf die Restauration sind noch vorhanden. Hätte er sich dem Versemachen ergeben, so würde er ziemlich so weit unter Tate und Blackmore gestanden haben, als Tate und Blackmore unter Dryden standen. Seine einzige Aussicht auf Ruhm würde darin bestanden haben, vielleicht in einer Satyre zwischen Flecknoe und Settle ein Plätzchen einzunehmen. Es gab jedoch eine andre Art von Leistungen, worin seine Talente und Vorzüge ihn zu Erfolg befähigten, und mit gutem Urtheil verlegte er sich auf diese.

In seinem hohen Alter pflegte er zu sagen, er habe die „Liebe im Walde" mit 19, den „Gentleman als Tanzmeister" mit 21, den „Freimüthigen" mit 25, und die „Frau vom Lande" mit 31 oder 32 Jahren geschrieben. Wir gestehen, daß wir in Betreff der Wahrheit dieser Geschichte ungläubig sind. Nichts, was wir von Wycherley wissen, bestimmt uns, ihn für unfähig zu halten, die Wahrheit der Eitelkeit zu opfern. Und

sein Gedächtniß spielte ihm im Sinken seines Lebens so seltsame Streiche, daß wir die Richtigkeit seiner Behauptung bezweifeln könnten, ohne seiner Wahrhaftigkeit irgend einen Vorwurf zu machen. Es ist gewiß, daß keines seiner Stücke vor 1672 aufgeführt wurde, wo er die „Liebe im Walde" vor das Publicum brachte. Es scheint unwahrscheinlich, daß er sich entschlossen hätte, es bei einem so wichtigen Anlasse, wie der eines ersten Auftretens vor der Welt, mit einem schwachen Stücke zu wagen, das geschrieben worden, bevor seine Talente gereift, bevor sein Styl ausgebildet war, bevor er sich in der Welt umgesehen hatte, und dies, während er thatsächlich zwei hochvollendete Stücke, die Frucht seiner gereiften Kräfte, im Pulte gehabt hätte. Wenn wir die Stücke selbst genau betrachten, so finden wir in jedem Theile von ihnen Grund, die Genauigkeit von Wycherley's Angabe in Verdacht zu ziehen. In der ersten Scene der „Liebe im Walde," um nicht weiter zu gehen, finden wir Stellen, die er nicht geschrieben haben konnte, wie er 19 Jahre alt war. Es giebt da eine Anspielung auf Gentlemen's Perrücken, welche erst 1663 in die Mode kamen; eine Anspielung auf Guineen, welche 1663 zuerst geschlagen wurden; eine Anspielung auf die Hoftracht, welche Karl 1666 anordnete; eine Anspielung auf den Brand von 1666, und mehrere politische Anspielungen, welche späteren Zeiten zugewiesen werden müssen, als dem Jahre der Restauration, Zeiten, wo die Regierung und die City einander gegenüberstanden, und wo die presbyterianischen Geistlichen aus den Pfarrkirchen in die Conventikel getrieben worden waren. Aber es ist nutzlos, sich bei speciellen Ausdrücken aufzuhalten. Der ganze Zug und Geist des Stückes gehört einer späteren Periode an, als die von Wycherley erwähnte. Was den „Freimüthigen" betrifft, den er als 25jähriger geschrieben haben soll, so enthält er eine Scene, welche unbestreitbar nach

1675 geschrieben worden ist, mehrere, welche später fallen, als 1668, und kaum eine Zeile, welche vor dem Ende des Jahres 1666 verfaßt worden sein kann.

In welchem Alter auch Wycherley seine Stücke verfaßt habe, es ist gewiß, daß er sie nicht vor das Publicum brachte, bevor er in die Dreißig war. Im Jahre 1672 wurde „Liebe im Walde" mit mehr Glück gespielt, als sie verdiente, und dieser Erfolg brachte eine große Veränderung in den Umständen des Autors hervor. Die Herzogin von Cleveland warf ihre Augen auf ihn und fand Gefallen an seinem Aussehen. Dieses schamlose Weib, nicht zufrieden mit ihrem gefälligen Gatten und ihrem königlichen Unterhälter, verschwendete ihre Zärtlichkeit an einen Haufen Galane aller Classen, von Herzogen bis zu Seiltänzern. Sie begann ihre galante Laufbahn zur Zeit der Republik und beschloß sie unter Anna, wo sie, als Urgroßmutter, jenen werthlosen Gecken, Beau Fielding, heirathete. Es ist nicht befremdend, wenn sie Wycherley mit günstigen Augen betrachtete. Seine Figur war gebietend, sein Gesicht ergreifend hübsch, sein Aussehen und seine Haltung voll Grazie und Würde. Er hatte, wie Pope lange nachher sagte, „das echte Edelmannsaussehen," ein Aussehen, welches Ueberlegenheit und ein nicht ungehöriges Bewußtsein der Ueberlegenheit anzuzeigen scheint. Zwar war sein Haar, wie er in einem seiner Gedichte sagt, vorzeitig grau geworden. Aber in jener Zeit der Perrücken war dieses Misgeschick von geringer Bedeutung. Die Herzogin bewunderte ihn und ging von da, nach der Weise des rohsinnigen und schamlosen Kreises, zu dem sie gehörte, zum Bezeigen ihrer Liebe zu ihm über. Als im Circus das Gedränge der Schönheiten und feinen Herren am dicksten war, steckte sie ihren Kopf aus dem Kutschenfenster heraus und schrie ihm zu: „Sir, Sie sind ein Schurke, Sie sind ein Bösewicht," und wenn ihr nicht Unwah-

res nachgesagt wird, setzte sie noch ein anderes Schimpfwort hinzu, das wir nicht anführen wollen, hinsichtlich dessen wir aber sagen dürfen, daß es mit dem meisten Rechte auf ihre eigenen Kinder hätte angewendet werden können. Wycherley machte Ihro Gnaden den nächsten Tag seinen Besuch und bat mit großer Demuth, ihm zu sagen, in welcher Weise er so unglücklich gewesen sei, sich ihr Misfallen zuzuziehen. So begann eine Vertrautheit, von welcher der Poet wahrscheinlich Reichthum und Ehren erwartete. Auch waren solche Erwartungen nicht unverständig. Ein hübscher junger Bursche am Hofe, unter dem Namen Jack Churchill bekannt, war um dieselbe Zeit so glücklich, der Gegenstand der kurzdauernden Neigung der Herzogin zu werden. Sie hatte ihn mit 4,500 Pfund beschenkt, aller Wahrscheinlichkeit nach dem Preise für irgend einen Titel oder eine Pension. Der kluge Jüngling hatte das Geld gegen hohe Zinsen und auf Bodensicherheit ausgeliehen, und diese verständige Anlage war der Anfang des glänzendsten Privatvermögens in Europa. Wycherley war nicht so glücklich. Die Vorliebe, mit welcher die große Dame ihn ansah, war allerdings das Gespräch der ganzen Stadt, und 60 Jahre später erzählten alte Leute dem Voltaire, daß sie sich oft, als Landmädchen verkleidet, mit einem Strohhut auf dem Kopfe, Bauernschuhe an den Füßen und einen Korb in der Hand, vom Hofe zu den Zimmern ihres Liebhabers im Tempel gestohlen habe. Der Poet war in der That zu glücklich und stolz, um discret zu sein. Er dedicirte der Herzogin das Stück, das zu ihrer Bekanntschaft geführt hatte, und bediente sich in der Widmung solcher Ausdrücke, welche die umlaufenden Gerüchte nur bestätigen konnten. Zu Whitehall ward jedoch eine solche Geschichte nicht in ernsthaftem Lichte betrachtet. Die Dame scheute sich nicht, Wycherley nach Hofe zu bringen und ihn in eine glänzende Gesellschaft einzuführen,

an der er, soweit wir sehen können, niemals vorher Antheil gehabt. Dem gelassenen König, der seinen Maitressen dieselbe Freiheit verstattete, die er für sich beanspruchte, gefielen die Unterhaltung und die Manieren seines neuen Rivals. So hoch stand Wycherley in der königlichen Gunst, daß Karl, der, mit all seinen Fehlern, gewiß ein Mann von geselligem und leutseligem Wesen war, ihn einmal, als er durch ein Fieber in seine Wohnung in der Bowstraße gebannt war, besuchte, sich an sein Bett setzte, ihm den Rath gab, einen Wechsel der Luft zu versuchen, und ihm eine hübsche Summe Geldes schenkte, um die Kosten einer Reise zu bestreiten. Buckingham, damals Oberstallmeister und ein Mitglied jenes schmählichen Ministeriums, was unter dem Namen der Cabale bekannt ist, war einer der zahllosen Galane der Herzogin gewesen. Er zeigte anfangs einige Symptome von Eifersucht; aber bald sprang er, nach seiner Weise, von Zorn zu Liebe um und gab Wycherley eine Bestallung in seinem eigenen Regimente und eine Stelle im königlichen Hofstaate.

Es würde ungerecht gegen Wycherley's Andenken sein, hier die einzige gute Handlung, die wir aus seinem ganzen Leben kennen, nicht zu erwähnen. Er soll sich große Mühe gegeben haben, die Gönnerschaft Buckingham's für den berühmten Verfasser des Hudibras zu erwirken, der jetzt in ein dunkles Grab sank, vernachlässigt von einer auf sein Genie stolzen Nation und von einem Hofe, dem er zu gut gedient hatte. Se. Gnaden willigten ein, den armen Butler zu sehen, und eine Bestellung wurde getroffen. Aber zum Unglück gingen zwei artige Frauenzimmer vorüber; der flüchtige Herzog lief ihnen nach; die Gelegenheit war verloren und konnte niemals wiedergewonnen werden.

Der zweite holländische Krieg, der schimpflichste Krieg in der ganzen englischen Geschichte, wüthete jetzt. Es wurde in

jener Zeit nicht im Geringsten für nöthig erachtet, daß ein Seeoffizier eine Berufsbildung genossen habe. Junge Leute vom Stande, welche kaum im Stande waren, sich bei einem frischen Winde auf den Beinen zu halten, dienten, zuweilen mit Bestallungen und zuweilen als Volontairs, am Bord der königlichen Schiffe. Mulgrave, Dorset, Rochester und viele Andere vertauschten die Schauspielhäuser und die Reitbahn mit Hängematten und eingesalzenem Schweinefleisch, und wie unwissend sie auch in den Anfangsgründen des Schiffsdienstes waren, am Tage der Schlacht wenigstens zeigten sie den Muth, der bei einem englischen Gentleman selten mangelt. Alle guten Beurtheiler von Seeangelegenheiten klagten, daß die Schiffe, unter diesem System, höchst fehlerhaft geführt würden, und daß die Theerjacken sich die Laster des Hofes aneigneten, ohne seine Reize zu erwerben. Doch bei dieser Angelegenheit, wie bei anderen, wo die Interessen oder Launen von Favoriten betheiligt waren, blieb die Regierung Karls gegen alle Vorstellungen taub. Wycherley fand nicht für gut, die Mode nicht mitzumachen. Er schiffte sich ein, wohnte einer Schlacht bei, und feierte sie, bei seiner Rückkehr, in einer Parthie Verse, die zu schlecht für einen Glöckner waren.*)

Um dieselbe Zeit brachte er sein zweites Stück auf die

---

*) Mr. Leigh Hunt nimmt an, daß die Schlacht, welcher Wycherley beiwohnte, die war, die der Herzog von York 1665 über Opdam gewann. Wir glauben, daß es eine von den Schlachten zwischen Ruprecht und De Ruyter, aus dem Jahre 1673, war.

Der Punkt ist nicht wichtig, und es kann nicht gesagt werden, daß es viel Beweis für die eine oder die andere Annahme gebe. Wir legen jedoch der Erwägung des Mr. Leigh Hunt drei Gründe vor, die zwar sicher nicht von großem Gewicht sind, aber doch, wie wir

Bühne: den „Gentleman als Tanzmeister." Die Biographen sagen, soviel wir uns erinnern können, über das Schicksal dieses Stückes nichts. Es giebt jedoch Grund, zu glauben, daß es, wiewohl es sehr weit über der „Liebe im Walde" steht, doch nicht gleichen Erfolg hatte. Es wurde zuerst im Westende der Stadt versucht, und wie der Poet gestand, „wollte es da nicht recht thun." Es wurde darauf in Salisbury Court aufgeführt, aber, wie es scheinen will, mit keinem besseren Erfolge. Denn in dem Prolog zu der „Frau vom Lande" schildert sich Wycherley als „den unlängst so beschämten Scribenten."

1615 wurde die „Frau vom Lande" mit glänzendem Erfolge aufgeführt, der auch, aus einem literarischen Gesichtspunkte, nicht gänzlich unverdient war. Denn, wiewohl eine der sitten- und herzlosesten menschlichen Schriften, ist sie doch das durchgearbeitete Erzeugniß eines Geistes, der zwar nicht reich, originell, oder erfinderisch, aber sinnreich, beobachtend, rasch zur Erfassung von Winken und geduldig bei der Arbeit des Feilens war.

Der „Freimüthige", eben so unsittlich und ebenso gut ge=

---

meinen, in Ermangelung besserer überwiegen sollten. Erstens ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß ein junger, in der Welt ganz unbekannter Tempelbewohner — und das war Wycherley 1665 — seine Zimmer verlassen haben sollte, um auf die See zu gehen. Dagegen wäre es ganz in der Ordnung, daß er als Hofmann und Stallmeister seine Dienste angeboten hätte. Zweitens scheinen seine Verse nach einer unentschiedenen Schlacht, wie die von 1673, und nicht nach einem vollständigen Siege, wie der von 1665 geschrieben zu sein. Drittens sagt er in dem, 1673 geschriebenen Epilog zu dem „Gentleman als Tanzmeister", daß „alle Gentlemen sich auf die See aufmachen müßten;" ein Ausdruck, der es wahrscheinlich macht, daß er selbst nicht zurückzubleiben vorhatte.

schrieben, erschien 1677. Zuerst gefiel dieses Stück dem Publicum weniger, als den Kritikern, aber nach einiger Zeit setzten es seine unzweifelhaften Verdienste und die eifrige Unterstützung des Lord Dorset, dessen Einfluß in der literarischen und modischen Gesellschaft grenzenlos war, in der öffentlichen Gunst fest.

Wycherley's Glück war jetzt auf seinem Höhepunkte und begann zu sinken. Ein langes Leben stand noch vor ihm. Aber es war bestimmt, mit nichts als Schande und Elend, häuslichen Zwistigkeiten, literarischen Unfällen und Geldverlegenheiten gefüllt zu werden.

Der König, der sich nach einem durchgebildeten Mann zur Leitung der Erziehung seines natürlichen Sohnes, des jungen Herzogs von Richmond, umsah, entschied sich endlich für Wycherley. Der Poet, frohlockend über sein gutes Glück, ging zu seinem Vergnügen nach Tunbridge Wells, sah in einen Buchladen am Pantiles und hörte, zu seinem großen Ergötzen, ein hübsches Frauenzimmer nach dem „Freimüthigen" verlangen, der so eben erschienen war. Er machte Bekanntschaft mit der Dame, die sich als die Gräfin von Drogheda auswies, eine muntere junge Witwe, mit einem großen Witthum. Sie fand Gefallen an seiner Person und seinem Witze, und nach einem kurzen Freien willigte sie ein, seine Frau zu werden. Wycherley scheint gefürchtet zu haben, diese Verbindung möchte zu den Plänen des Königs in Betreff des Herzogs von Richmond nicht recht passen. Er vermochte die Dame daher, sich zu einer heimlichen Heirath zu verstehen. Alles kam heraus. Karl hielt das Verfahren Wycherley's sowohl für unehrerbietig, als für unredlich. Andere Ursachen wirkten wahrscheinlich mit, den Souverain dem vor Kurzem so hochbegünstigten Unterthan zu entfremden. Buckingham gehörte jetzt zur Opposition und war in den Tower geschickt worden; nicht, wie Mr. Leigh Hunt annimmt, auf

eine Verrathsklage, sondern durch einen Befehl des Hauses der Lords wegen einiger Ausdrücke, die er in der Debatte gebraucht hatte. Wycherley schrieb einige schlechte Verse zum Lobe seines in Haft befindlichen Patrons, die, wenn sie zur Kenntniß des Königs gekommen sind, Se. Majestät gewiß sehr zornig gemacht haben. Die Gunst des Hofes wurde dem Dichter vollständig entzogen. Eine liebenswürdige Frau mit einem großen Vermögen konnte allerdings eine reiche Entschädigung für den Verlust sein. Aber Lady Drogheda war von übellaunischem Wesen, herrschsüchtig und maßlos eifersüchtig. Sie war selbst ein Ehrenfräulein zu Whitehall gewesen. Sie wußte sehr wohl, was die feinen Herren von ehelicher Treue hielten, und bewachte ihren städtischen Gatten so eifrig, wie Mr. Pinchwife seine Frau vom Lande bewachte. Dem unglücklichen Schöngeist wurde zwar verstattet, seine Freunde in einer, seinem eigenen Hause gegenüberliegenden Tabagie zu treffen. Aber bei solchen Gelegenheiten waren die Fenster immer offen, damit Ihre Ladyschaft, welche immer auf der anderen Seite der Straße postirt war, sich überzeugen möge, daß kein Frauenzimmer von der Partie sei.

Der Tod der Lady Drogheda befreite den Dichter von dieser Noth; aber eine Reihe von Unfällen zerstörte, in rascher Folge, seine Gesundheit, seinen Muth und sein Glück. Seine Gattin hatte gemeint, ihm ein gutes Vermögen zu hinterlassen, und hinterließ ihm nur einen Prozeß. Sein Vater konnte oder wollte ihm nicht beistehen. Wycherley kam zuletzt in das Fleetgefängniß, und schmachtete hier sieben Jahre lang, gänzlich vergessen, wie es scheinen möchte, von dem heiteren und lebhaften Kreise, in dem er eine ausgezeichnete Zierde gewesen war. In seiner äußersten Bedrängniß flehte er den Buchhändler, der durch den Verkauf seiner Werke reich geworden war, um ein Darlehen von 20 Pfund an, und erfuhr eine Weigerung. Seine

Komödien jedoch hielten sich immer noch auf der Bühne und zogen zahlreiche Zuhörer herbei, die sich wenig um die Lage des Verfassers bekümmerten. Endlich traf es sich, daß Jakob II., der jetzt auf dem Throne gefolgt war, an einem Abende, wo der „Freimüthige" aufgeführt wurde, ins Theater ging. Ihm gefiel das Stück und ihn rührte das Schicksal des Verfassers, dessen er sich wahrscheinlich als eines der muntersten und hübschesten Hofleute seines Bruders erinnerte. Der König beschloß, Wycherley's Schulden zu bezahlen, und dem unglücklichen Dichter eine Pension von 200 Pfund jährlich auszusetzen. Diese Freigebigkeit von Seiten eines Fürsten, welcher wenig gewohnt war, literarisches Verdienst zu belohnen, und dessen ganze Seele den Interessen seiner Kirche gewidmet war, erweckt in uns eine Vermuthung, welche Mr. Leigh Hunt, wie wir fürchten, für sehr lieblos erklären wird. Wir können uns des Verdachts nicht erwehren, daß es zu jener Zeit war, wo Wycherley zur Gemeinschaft der römischen Kirche zurückkehrte. Daß er zur Gemeinschaft der römischen Kirche zurückkehrte, ist gewiß. Das Datum seiner Wiederbekehrung ist, soviel wir wissen, niemals von irgend einem Biographen erwähnt worden. Wir glauben, wenn wir es auf jene Zeit setzen, weder Wycherley's noch Jakobs Charakter Unrecht zu thun.

Nicht lange nachher starb der alte Mr. Wycherley, und sein Sohn, der jetzt über die Mitte des Lebens hinaus war, erhielt das Stammgut. Indeß kam er dadurch nicht zur Ruhe. Seine Verwickelungen waren groß; sein Gut war ein strenges Fideicommiß, und er stand mit dem Notherben auf sehr schlechtem Fuße. Er scheint, eine lange Reihe von Jahren hindurch, das elendeste Leben, das Leben eines lasterhaften alten Burschen in der Stadt geführt zu haben. Kostspielige Neigungen bei wenig Geld und zügellose Gelüste bei abnehmender Kraft waren die gerechte

Strafe für seine früheren Unregelmäßigkeiten. Eine schwere Krankheit hatte eine eigenthümliche Wirkung auf seinen Geist gehabt. Sein Gedächtniß spielte ihm seltsamere Streiche, als sich fast irgendwo in der Geschichte dieses seltsamen Geistesvermögens finden lassen. Es schien zugleich widernatürlich stark und widernatürlich schwach zu sein. Wenn ihm vor Schlafengehen ein Buch vorgelesen wurde, so erwachte er am nächsten Morgen den Geist voll der Gedanken und Ausdrücke, die er am Abend vorher gehört, und schrieb sie nieder, ohne im Geringsten zu argwöhnen, daß sie nicht seine eigenen waren. In seinen Versen kamen dieselben Ideen und selbst dieselben Worte immer und immer wieder mehrmals in einem kurzen Gedichte vor. Seine schöne Gestalt trug die Zeichen von Alter, Krankheit und Sorge, und er trauerte mit weibischem Kummer um seine gewichene Schönheit. Er konnte nicht ohne einen Seufzer auf sein Portrait blicken, welches Lely gemalt hatte, wie er erst 28 war, und murmelte oft: Quantum mutatus ab illo. Er war noch immer um seinen literarischen Ruf krankhaft besorgt, und mit dem Ruf, den er als Dramatiker noch immer besaß, nicht zufrieden, beschloß er, auch als Satyriker und Liebesdichter berühmt zu werden. Im Jahre 1704, nach 27 Jahren des Schweigens, erschien er wieder als Autor. Er gab einen großen Folioband vermischter Verse heraus, welche, wie wir glauben, nie wieder aufgelegt worden sind. Einige von diesen Sachen hatten wahrscheinlich handschriftlich in der Stadt circulirt. Denn bevor der Band erschien, sagten die Kritiker in den Kaffeehäusern sehr zuversichtlich voraus, daß er gänzlich werthlos sein werde, und wurden in Folge davon von dem Poeten in einer schlechtgeschriebenen, thörichten und eigenliebigen Vorrede bitterlich gescholten. Das Buch rechtfertigte reichlich die ungünstigsten Prophezeiungen, die gewagt worden. Styl und Versifica-

tion sind unter der Kritik; die Moral ist die Rochester's. Für Rochester gab es jedoch einige Entschuldigung. Als seine Vergehen gegen die Schicklichkeit begangen wurden, war er ein sehr junger Mann, durch die herrschende Mode verführt. Wycherley war 64. Er hatte lange die Zeiten überlebt, wo Libertinage für wesentlich zu dem Charakter eines Schöngeistes und eines Gentleman galt. Die Meisten der aufstrebenden Dichter, Addison z. B., Johann Philips und Rowe, befleißigten sich des Anstandes. Wir können uns kaum etwas Kläglicheres denken, als die Figur, die der liederliche alte Mann in der Mitte so vieler gesetzter und sich wohlverhaltender Jünglinge macht.

Gerade in dem Jahre, wo dieser dickleibige Band obscurer Knittelreimerei herauskam, machte Wycherley eine Bekanntschaft von sehr besonderer Art. Ein kleiner, blasser, verwachsener, kränklicher, helläugiger Zwerg, eben erst 16 gewesen, hatte einige Versstücke geschrieben, in denen einsichtsvolle Richter erkennen konnten, daß sie künftige Auszeichnung versprächen. Zwar fand sich zur Zeit nichts sehr Ergreifendes, oder Originelles in den Auffassungen des jungen Dichters. Aber er war bereits geschickt in der Kunst der metrischen Behandlung. Seine Diction und sein Tonfall waren nicht die der großen alten Meister; das aber, was seine geschicktesten Zeitgenossen sich zu leisten bemühten, das leistete er bereits am besten. Sein Styl war nicht dichterisch reich; aber er war immer nett, gedrängt und bestimmt. Sein Vers ermangelte der Abwechselung des Pausirens, Anschwellens und Herabsinkens, kratzte aber niemals rau an dem Ohre, oder täuschte es durch einen matten Schluß. Der Jüngling gehörte bereits offen zur Gesellschaft der Schöngeister, und wußte sich viel damit, bei dem Verfasser des „Freimüthigen" und der „Frau vom Lande" eingeführt zu sein.

Es ist interessant, die Geschichte des Verkehrs zu verfolgen,

welcher zwischen Wycherley und Pope, zwischen dem Repräsentanten des ausgehenden und dem Repräsentanten des herannahenden Zeitalters, zwischen dem Freunde Rochester's und Buckingham's und dem Freunde Lyttleton's und Mansfield's stattfand. Im Anfange war der Knabe von der Freundlichkeit und Herablassung des ausgezeichneten Schriftstellers bezaubert, benutzte seine Thüre fortwährend, und folgte ihm, wie ein Pudel, von Kaffeehaus zu Kaffeehaus. Briefe voll Zuneigung, Demuth und ekelhafter Schmeichelei wurden zwischen den Freunden gewechselt. Aber die erste Wärme der Zuneigung konnte nicht anhalten. Pope, wenn auch zu keiner Zeit scrupulös zartsinnig in seinen Schriften, oder ekel in Betreff der Moral seiner Genossen, wurde doch durch die Indecenz eines Wüstlings verletzt, der als Siebziger immer noch der Repräsentant der monströsen Sittenlosigkeit der Restauration war. Wie der Jüngling älter wurde, wie sein Geist sich erweiterte und sein Ruhm stieg, würdigte er sowohl sich als Wycherley richtiger. Er fühlte eine gerechte Verachtung für die Verse des alten Gentleman's, und gab sich keine große Mühe, seine Meinung zu verbergen. Auf der anderen Seite konnte Wycherley, wenn auch durch Eigenliebe über die Gebrechen dessen, was er seine Poesie nannte, verblendet, nicht umhin, zu erkennen, daß ein unermeßlicher Unterschied zwischen den Reimen seines jungen Gefährten und seinen eigenen bestehe. Zwei Gefühle theilten sich in ihn. Er wünschte, den Beistand einer so geschickten Hand zur Ausfeilung seiner Verse zu haben, und doch scheute er sich vor der Demüthigung, einen Burschen, der sein Enkel hätte sein können, für literarischen Beistand verpflichtet zu sein. Pope war willig, Beistand zu leisten, war aber keinesweges geneigt, außer dem Beistand auch Schmeichelei zu spenden. Er nahm sich die Mühe, ganze Rieße matter, holpriger Verse durchzufeilen, und fügte

viele kräftige Zeilen ein, die der mindest geschickte Leser augenblicklich erkennen wird. Aber er meinte, daß er durch diese Dienste ein Recht erworben habe, sich in einer Weise auszudrücken, welche, unter gewöhnlichen Umständen, Niemandem einem Manne gegenüber, der vier Mal älter als er ist, geziemen würde. In einem Briefe sagt er Wycherley: „die schlechtesten Stücke sind so, daß, um sie recht gut zu machen, es nöthig sein würde, sie ganz von Frischem zu schreiben." In einem anderen giebt er folgenden Bericht von seinen Verbesserungen: „obschon das Ganze wieder so kurz ist, wie zuerst, so ist doch nicht Ein Gedanke weggelassen, außer worin etwas aus Ihrem ersten Bande, oder aus diesem selben Stücke wiederholt war, und die Versification ist durchgängig, wie ich glaube, so, daß Niemand daran Anstoß nehmen kann. Die wiederholte Erlaubniß, die Sie mir geben, mit Ihren Sachen frei zu schalten, wird, wie ich hoffe, entschuldigen, was ich gethan habe; denn, wenn ich Sie nicht geschont habe, wo ich glaubte, daß Strenge Ihnen gut sein würde, so habe ich Sie doch nicht verstümmelt, wo ich glaubte, daß eine Abschneidung nicht unbedingt nöthig sei." Wycherley fuhr fort, für all' dies Behacken und Behauen Dank zu sagen, und es war in der That von unschätzbarem Nutzen für seine Arbeiten. Zuletzt aber fingen seine Danksagungen sehr an, wie Vorwürfe zu klingen. Privatim soll er Pope als einen Menschen geschildert haben, der keinen Anzug zuschneiden könne, aber einiges Geschick habe, alte Röcke zu wenden. In seinen Briefen an Pope spricht er, neben der Anerkennung, daß die Versification sehr verbessert worden, von der ganzen Versificationskunst mit Hohn, und spottet über die, welche den Klang dem Sinne vorzögen. Pope rächte sich mit umgehender Post für diesen Ausbruch des Spleens. Er hatte einen Band von Wycherley's Reimen in Händen, und schrieb ihm nun, dieser

Band sei so voll Fehler, daß er ihn nicht corrigiren könne, ohne das Manuscript gänzlich zu verunstalten. „Ich scheue es ebenso," sagte er, „Sie zu schonen, als Sie durch eine zu unverschämte Correctur zu verletzen." Das war mehr, als Fleisch und Blut ertragen konnten. Wycherley forderte seine Papiere in einem Briefe zurück, in welchem sich deutlich durch die dünne Hülle der Höflichkeit Empfindlichkeit blicken läßt. Pope, froh, die mühsame und ruhmlose Aufgabe loszuwerden, schickte das Anvertraute zurück, und rieth dem alten Manne, als eine Art Abschiedshöflichkeit, seine Reimerei in Prosa zu verwandeln, ihm versichernd, das Publicum werde seine Gedanken ohne seine Versificirung viel lieber haben. So endete diese merkwürdige Correspondenz.

Wycherley überlebte den Schluß der seltsamen Freundschaft, die wir geschildert haben, einige Jahre. Die letzte Scene seines Lebens war vielleicht die scandalöseste. Zehn Tage vor seinem Tode heirathete der 75jährige ein junges Mädchen, lediglich um seinen Neffen zu beeinträchtigen; eine Handlung, welche beweist, daß weder Jahre, noch Widerwärtigkeit, noch was er seine Philosophie nannte, noch eine der beiden Religionen, die er zu verschiedenen Zeiten bekannt, ihm die Anfangsgründe der Sittlichkeit gelehrt hatte. Er starb im December 1715, und liegt in der Gruft unter der St. Paulskirche in Coventgarden.

Seine Braut heirathete bald nachher einen Capitain Shrimpton, welcher so in Besitz einer großen Sammlung Manuscripte kam. Diese wurden an einen Buchhändler verkauft. Sie waren so voll ausgestrichener und zwischen die Zeilen geschriebener Stellen, daß kein Setzer sie entziffern konnte. Es war nöthig, die Hilfe eines Kritikers von Profession in Anspruch zu nehmen, und Theobald, der Herausgeber des Shakspeare und

der Held der ersten Dunciade*), wurde zur Feststellung des richtigen Textes gebraucht. Auf diese Weise wurde ein Band Vermischter Sachen in Versen und Prosa für den Markt zu Stande gebracht. Die Sammlung entlehnt ihren ganzen Werth aus den überall erkennbaren Spuren von Pope's Hand.

Ueber den moralischen Charakter Wycherley's haben wir schwerlich nöthig, noch mehr zu sagen. Sein Ruf als Schriftsteller beruht gänzlich auf seinen Komödien, und hauptsächlich auf den zwei letzten. Selbst als Lustspieldichter war er weder von der besten Schule, noch in seiner Schule der Erste. Er war in der That ein schlechterer Congreve. Sein Hauptverdienst liegt, wie das des Congreve, in dem Styl seines Dialogs. Aber der Witz, der den „Freimüthigen" und die „Frau vom Lande" belebt, ist matt und wirr im Vergleich mit dem prächtigen Sprühfeuer, das uns in „Liebe um Liebe" und im „Lauf der Welt" fast zum Blindwerden blendet. Wie Congreve, und in der That selbst mehr, als Congreve, ist Wycherley bereit, die dramatische Angemessenheit der Lebendigkeit seines Dialogs zu opfern. Der Dichter selbst spricht aus dem Munde aller seiner Pinsel und Gecken, und läßt sie sich selbst mit einer Einsicht und Schärfe schildern, die sie mit Geistreichen und Helden auf eine Linie stellen. Wir wollen zwei Beispiele aus der „Frau vom Lande" geben, die ersten, die uns in den Weg kommen. Es giebt Thoren in der Welt, die die Gesellschaft alter Freunde schaal finden, und immer hinter neuen Kumpanen herrennen. Ein solcher Charakter ist ein guter Gegenstand für's Lustspiel. Aber nichts kann ungereimter sein, als einen Men-

*) Von Pope. Es ist die erste Ausgabe derselben gemeint. Bei der zweiten Ausgabe erhielt Colley Cibber die mißliche Ehre, der erste Held dieser Satyre zu werden. B.

schen dieser Art zu seinem Kameraden sagen zu lassen: „Ich kann Dir nichts abschlagen; denn obwohl ich Dich schon eine lange Weile gekannt habe, so liebe ich Dich doch meiner Treu so sehr, wie einen neuen Bekannten.“ Wieder, daß städtische Witzlinge immer eine sehr herzlose Classe gewesen sind, ist wahr. Aber keiner von ihnen, dafür wollen wir stehen, sagte jemals zu einer jungen Dame, der er die Cour machte: „Wir Witzköpfe spotten oft und machen die Cour, blos um unsere Gaben zu zeigen; wie wir keine Zuneigungen haben, so haben wir auch keine Bosheit.“

Wycherley's Stücke sollen das Erzeugniß langer und geduldiger Arbeit gewesen sein. Das Beiwort: „langsam“ wurde ihnen von Rochester frühzeitig beigelegt und ist häufig wiederholt worden. In der That, sein Geist war, wenn wir nicht sehr irren, von Natur ein sehr magerer Boden und wurde nur durch große Mühe und Auslage gezwungen, Frucht zu tragen, die nach Allem nicht vom höchsten Wohlgeschmack war. Er hat schwerlich mehr Anspruch auf Originalität, als Terenz. Die besten Scenen in dem „Gentleman als Tanzmeister“ sind durch Calderon's Maestro de Danzar, in keiner Weise eines der besten Lustspiele des großen castilischen Dichters, an die Hand gegeben. Die „Frau vom Lande“ ist aus der École des Maris und aus der École des Femmes*) entlehnt. Das Grundwerk des „Freimüthigen“ ist aus dem Misanthrope des Molière entnommen. Eine ganze Scene ist aus der Critique de l'École des Femmes fast übersetzt. Fidelia ist Shakspeare's Viola, die gestohlen und beim Stehlen verdorben worden, und die Witwe Blackacre, ohne Vergleich der beste komische Charakter Wycherley's, ist die Gräfin in Racine's Plaideurs, den Jargon der Engländer, statt französischer Chicane, sprechend.

---

*) Bekanntlich Stücke von Molière. B.

Das einzige Originelle bei Wycherley, das Einzige, was er aus seinem eigenen Geiste in unerschöpflichem Ueberflusse liefern konnte, war Sittenlosigkeit. Es ist merkwürdig, zu beobachten, wie Alles, was er anrührte, war es auch noch so rein und edel, augenblicklich die Farbe seines eigenen Geistes annahm. Vergleiche man die École des Femmes mit der „Frau vom Lande.“ Agnes ist ein einfaches und liebenswürdiges Mädchen, dessen Herz zwar voll Liebe, aber einer von Ehre, Sittlichkeit und Religion genehmigter Liebe ist. Ihre natürlichen Talente sind groß. Sie sind verborgen gewesen und durch eine recht gesucht schlechte Erziehung, dem Anscheine nach, zerstört worden. Aber sie werden durch eine tugendhafte Leidenschaft zur vollen Energie hervorgerufen. Ihr Geliebter betet ihre Schönheit an, ist aber ein zu ehrenhafter Mann, die vertrauensvolle Zärtlichkeit eines so reizenden und unerfahrenen Geschöpfes zu misbrauchen. Wycherley nimmt diesen Plan in seine Hände, und sogleich wird dieser süße und anmuthige Liebeshandel zu einer sittenlosen Intrigue der niedrigsten und mindest empfindsamen Art zwischen einem unverschämten Londoner Wüstling und dem einfältigen Weibe eines Landsquire. Wir wollen nicht in Details eingehen. In der That, Wycherley's Indecenz ist gegen die Kritik gesichert, wie ein Stinkthier gegen die Hunde gesichert ist. Es ist sicher, weil es zu schmutzig anzugreifen, und weil es zu ekelhaft ist, sich ihm auch nur zu nähern.

Mit dem „Freimüthigen“ ist es ebenso. Wie besorgt ist Shakspeare im Heiligen Dreikönigsabend gewesen, die Würde und das Zartgefühl Viola's unter ihrer Verkleidung zu bewahren! Selbst wie sie Wamms und Beinkleid eines Pagen trägt, wird sie niemals mit irgend einem Vorgange verflochten, wovon der eigenste Geist denken könnte, daß er einen Flecken auf ihr lasse. Sie wird von dem Herzog zu einer Liebesbotschaft an

Olivia gebraucht, aber zu einer Botschaft der ehrenhaftesten Art. Wycherley entlehnt Viola, und sogleich wird Viola eine Kupplerin der schlechtesten Sorte. Doch der Charakter Manly's ist die beste Erläuterung unsrer Meinung. Molière stellte in seinem Misanthropen ein reines und edles Gemüth dar, das durch den Anblick der unter den Formen der feinen Bildung verhüllten Treulosigkeit und Böswilligkeit schwer verletzt war. Wie jedes Extrem naturgemäß sein Gegentheil erzeugt, so erfaßt Alcest einen dem der ihn umgebenden Gesellschaft gerade entgegengesetzten Maßstab des Guten und Bösen. Höflichkeit scheint ihm ein Laster, und jene strengen Tugenden, welche die pariser Gecken und Koketten vernachlässigen, werden zu ausschließlich die Gegenstände seiner Verehrung. Er ist oft zu tadeln; er ist oft lächerlich; aber er ist stets ein guter Mensch, und das Gefühl, das er einflößt, ist: Bedauern, daß eine so achtungswerthe Person so unliebenswürdig sein soll. Wycherley entlehnte Alcest und verwandelte ihn, — wir führen die Worte eines so nachsichtigen Kritikers an, wie Mr. Leigh Hunt, — in „einen wilden Wollüstling, der ein so großer Schurke zu sein glaubte, als wofür er Jedermann sonst hielt." Das mürrische Wesen von Molière's Helden ist nachgemacht und karrikirt. Aber für die Reinheit und Rechtschaffenheit des Originals ist der widerwärtigste Libertinismus und der feigste Betrug eingeschoben worden. Und um das Ganze vollständig zu machen, scheint Wycherley gar nicht gemerkt zu haben, daß er nicht das Portrait eines ausgezeichnet ehrenhaften Mannes zeichne. So verwahrlost war sein sittliches Gefühl, daß, während er fest glaubte, das Gemälde einer für den Verkehr dieser Welt zu erhabenen Tugend zu schaffen, er in der Wirklichkeit den größten Schurken zeichnete, der selbst in seinen eigenen Schriften zu finden ist.

Wir fällen ein sehr strenges Urtheil über Wycherley, wenn

wir sagen, daß es eine Erleichterung ist, sich von ihm zu Congreve zu wenden. Congreve's Schriften sind zwar keineswegs rein; auch war er, soweit wir zu urtheilen vermögen, kein Mann von warmem Herzen oder hohem Geiste. Gleichwohl fühlen wir, indem wir zu ihm kommen, daß das Schlimmste vorüber ist, daß wir einen Grad weiter von der Restauration sind, daß wir den Nadir des Nationalgeschmacks und der Sittlichkeit überschritten haben.

Wilhelm Congreve war 1670 zu Bardsey, in der Nähe von Leeds, geboren. Sein Vater, ein jüngerer Sohn einer sehr alten Staffordshire Familie, hatte sich im Bürgerkriege unter den Cavalieren vorgethan, war nach der Restauration zu dem Orden der Königlichen Eiche bestimmt und nachmals, unter dem Patronate des Earl von Burlington, in Irland angesiedelt worden.

Congreve verbrachte seine Kindheit und Jugend in Irland. Er wurde nach Kilkenny in die Schule geschickt und bezog von da die Universität Dublin. Seine Kenntnisse machen seinen Lehrern große Ehre. Aus seinen Schriften ergiebt sich, nicht blos, daß er mit lateinischer Literatur wohlbekannt war, sondern auch, daß er eine solche Kenntniß der griechischen Dichter besaß, wie sie, zu seiner Zeit, selbst in einem Collegium nicht gewöhnlich war.

Als er seine akademischen Studien vollendet hatte, wurde er nach London geschickt, um das Recht zu studiren, und trat in den Middle Temple ein. Er kümmerte sich jedoch sehr wenig um das Plaidiren oder Urkundenabfassen und widmete sich ganz der Literatur und Gesellschaft. Zwei Arten des Ehrgeizes nahmen frühzeitig Besitz von seinem Geiste und zogen ihn oft in entgegengesetzte Richtungen. Er war sich großer Fruchtbarkeit des Gedankens und sinnreicher Combinationsgabe bewußt. Seine

lebendige Conversation, seine feinen Manieren und seine hochachtbaren Verbindungen hatten ihm frühen Zutritt zu der besten Gesellschaft verschafft. Er verlangte danach, ein großer Schriftsteller zu sein. Er verlangte danach, ein Mann von Welt zu sein. Jeder dieser zwei Zielpunkte war ihm erreichbar. Aber konnte er sie sich beide sichern? Lag nicht in dem literarischen Leben etwas Niederes, etwas, was sich mit der ruhigen, gelassenen Grazie des Weltmannes nicht vertrug? War es aristokratisch, sich unter Geschöpfe zu mischen, die in den Dachkammern der Grubstraße lebten, mit Verlegern zu handeln, Druckerjungen*) zu hetzen und von ihnen gehetzt zu werden, mit Theaterdirectoren zu streiten, von Parterre, Logen und Gallerieen applaudirt oder ausgezischt zu werden? Konnte er den Ruf, der erste Schöngeist seines Zeitalters zu sein, aus der Hand lassen? Konnte er diesen Ruf erreichen, ohne das zu beflecken, was er ganz ebenso hoch hielt, seinen Charakter als gentiler Mann? Die Geschichte seines Lebens ist die Geschichte eines Kampfes zwischen diesen zwei Impulsen. In seiner Jugend hatte das Verlangen nach literarischem Rufe die Oberhand; aber bald überwältigte der niedrigere Ehrgeiz den höheren und erhielt die oberste Herrschaft über seinen Geist.

Sein erstes Werk, eine Novelle von nicht großem Werth, veröffentlichte er unter dem angenommenen Namen Cleophil. Sein zweites war der „alte Junggeselle," aufgeführt im Jahre 1693, ein Stück, was zwar seinen anderen Lustspielen nachsteht, aber, in seiner eigenen Classe, nur ihnen nachsteht. Der Plan ermangelt gleichmäßig des Interesses und der Wahrscheinlichkeit. Die Charaktere sind entweder nicht zu unterscheiden, oder unter-

---

*) Druckerteufel nennt der Engländer die zum Abholen des Manuscripts bestimmten Sendboten der Druckereien. B.

scheiden sich nur durch Eigenthümlichkeiten der schreiendsten Art. Aber der Dialog erglänzt von Witz und Beredtsamkeit, welche in der That so überfließen, daß selbst der Narr einen großen Antheil davon bekommt, und behauptet doch einen gewissen Charakter des eigentlichen Gesprächs, eine gewisse unbeschreibliche ruhige Haltung, wovon Wycherley kein Beispiel geliefert hat, und was Sheridan fruchtlos nachzuahmen versuchte. Der Autor, zwischen Stolz und Schaam getheilt, dem Stolz, ein gutes Stück geschrieben, und der Schaam, etwas Ungentiles gethan zu haben, gab vor, er habe blos einige wenige Scenen, zu seiner eigenen Belustigung, auf's Papier geworfen, und stellte sich, als gebe er wider Willen den Zudringlichkeiten Derer nach, die ihn drängten, sein Glück auf der Bühne zu versuchen. Dryden, zu dessen besten Eigenschaften eine herzliche und großmüthige Bewunderung der Talente Anderer gehörte, sah den „alten Junggesellen" im Manuscript. Er erklärte, er habe noch niemals ein solches erstes Stück gelesen, und leistete seinen Beistand, es in eine zur Aufführung taugliche Form zu bringen. Nichts fehlte zu dem Erfolg des Stückes. Es war so eingerichtet, daß es jedes komische Talent, was das Drurylanetheater, damals das einzige Theater in London, aufbieten konnte, in's Spiel brachte, und ebenso jede Schönheit, die jenes Theater besaß, mit Einem Blicke auf den Bretern überschauen ließ. Das Ergebniß war ein vollständiger Triumph, und der Autor wurde durch wesentlichere Belohnungen erfreut, als der Beifall des Parterres. Montague, damals ein Lord des Schatzes, gab ihm sogleich eine Stelle und fügte bald darauf die Anwartschaft auf eine andere, weit werthvollere Stelle hinzu, die jedoch erst, nachdem viele Jahre verflossen waren, erledigt ward.

1694 brachte Congreve den „Zweiächsler" an's Licht, ein Lustspiel, worin alle Gaben, die den „alten Junggesellen" er=

lebendige Conversation, seine feinen Manieren und seine hochachtbaren Verbindungen hatten ihm frühen Zutritt zu der besten Gesellschaft verschafft. Er verlangte danach, ein großer Schriftsteller zu sein. Er verlangte danach, ein Mann von Welt zu sein. Jeder dieser zwei Zielpunkte war ihm erreichbar. Aber konnte er sie sich beide sichern? Lag nicht in dem literarischen Leben etwas Niederes, etwas, was sich mit der ruhigen, gelassenen Grazie des Weltmannes nicht vertrug? War es aristokratisch, sich unter Geschöpfe zu mischen, die in den Dachkammern der Grubstraße lebten, mit Verlegern zu handeln, Druckerjungen*) zu hetzen und von ihnen gehetzt zu werden, mit Theaterdirectoren zu streiten, von Parterre, Logen und Gallerieen applaudirt oder ausgezischt zu werden? Konnte er den Ruf, der erste Schöngeist seines Zeitalters zu sein, aus der Hand lassen? Konnte er diesen Ruf erreichen, ohne das zu beflecken, was er ganz ebenso hoch hielt, seinen Charakter als gentiler Mann? Die Geschichte seines Lebens ist die Geschichte eines Kampfes zwischen diesen zwei Impulsen. In seiner Jugend hatte das Verlangen nach literarischem Rufe die Oberhand; aber bald überwältigte der niedrigere Ehrgeiz den höheren und erhielt die oberste Herrschaft über seinen Geist.

Sein erstes Werk, eine Novelle von nicht großem Werth, veröffentlichte er unter dem angenommenen Namen Cleophil. Sein zweites war der „alte Junggeselle," aufgeführt im Jahre 1693, ein Stück, was zwar seinen anderen Lustspielen nachsteht, aber, in seiner eigenen Classe, nur ihnen nachsteht. Der Plan ermangelt gleichmäßig des Interesses und der Wahrscheinlichkeit. Die Charaktere sind entweder nicht zu unterscheiden, oder unter-

---

*) Druckerteufel nennt der Engländer die zum Abholen des Manuscripts bestimmten Sendboten der Druckereien. B.

scheiden sich nur durch Eigenthümlichkeiten der schreiendsten Art. Aber der Dialog erglänzt von Witz und Beredtsamkeit, welche in der That so überfließen, daß selbst der Narr einen großen Antheil davon bekommt, und behauptet doch einen gewissen Charakter des eigentlichen Gesprächs, eine gewisse unbeschreibliche ruhige Haltung, wovon Wycherley kein Beispiel geliefert hat, und was Sheridan fruchtlos nachzuahmen versuchte. Der Autor, zwischen Stolz und Schaam getheilt, dem Stolz, ein gutes Stück geschrieben, und der Schaam, etwas Ungentiles gethan zu haben, gab vor, er habe blos einige wenige Scenen, zu seiner eigenen Belustigung, auf's Papier geworfen, und stellte sich, als gebe er wider Willen den Zudringlichkeiten Derer nach, die ihn drängten, sein Glück auf der Bühne zu versuchen. Dryden, zu dessen besten Eigenschaften eine herzliche und großmüthige Bewunderung der Talente Anderer gehörte, sah den „alten Junggesellen" im Manuscript. Er erklärte, er habe noch niemals ein solches erstes Stück gelesen, und leistete seinen Beistand, es in eine zur Aufführung taugliche Form zu bringen. Nichts fehlte zu dem Erfolg des Stückes. Es war so eingerichtet, daß es jedes komische Talent, was das Drurylanetheater, damals das einzige Theater in London, aufbieten konnte, in's Spiel brachte, und ebenso jede Schönheit, die jenes Theater besaß, mit Einem Blicke auf den Bretern überschauen ließ. Das Ergebniß war ein vollständiger Triumph, und der Autor wurde durch wesentlichere Belohnungen erfreut, als der Beifall des Parterres. Montague, damals ein Lord des Schatzes, gab ihm sogleich eine Stelle und fügte bald darauf die Anwartschaft auf eine andere, weit werthvollere Stelle hinzu, die jedoch erst, nachdem viele Jahre verflossen waren, erledigt ward.

1694 brachte Congreve den „Zweiächsler" an's Licht, ein Lustspiel, worin alle Gaben, die den „alten Junggesellen" er-

zeugt hatten, sich durch Zeit gereift und durch Uebung verbessert zeigten. Indeß die Zuhörer nahmen an den Charakteren Maskwell's und Lady Touchwood's Anstoß. Und in der That liegt etwas besonders Empörendes in der Weise, wie eine Gruppe, welche zu dem Hause des Lajus oder des Pelops zu gehören scheint, in die Mitte der Brisks, Froths, Carelesses und Plyants eingeführt ist. Das Stück wurde ungünstig aufgenommen. Gleichwohl hatte Congreve, wenn das Lob ausgezeichneter Männer für einen Autor die Misbilligung der Menge aufwiegen kann, keine Ursache, sich zu grämen. Dryden pries in einem der sinnreichsten, prächtigsten und rührendsten Gedichte, die er je geschrieben, den Verfasser des „Zweiächslers" in Ausdrücken, welche jetzt ausschweifend übertrieben erscheinen. Bis Congreve erschien, — so lautete diese ausgesuchte Schmeichelei — war die Ueberlegenheit der Dichter, die den Bürgerkriegen vorhergingen, anerkannt.

„Es war der Stamm der Riesen vor der Fluth."

Seit der Rückkehr des königlichen Hauses war viel Kunst und Geschicklichkeit bethätigt worden, aber die alten Meister waren noch immer unerreicht gewesen.

„Genie war's, was den Bauenden gebrach,
Der zweite Tempel stand dem ersten nach."

Endlich war ein Schriftsteller aufgestanden, der, eben dem Knabenalter entwachsen, die Verfasser des Ritters von dem brennenden Stößel und des Schweigenden Weibes übertroffen hatte, und dem nur noch ein Nebenbuhler zu bestehen blieb.

„Der Himmel, einmal nur Verschwender, konnte hier
Nicht mehr verleihen, als, o Shakspeare, Dir."

Einige Zeilen am Schlusse des Gedichtes sind besonders anmuthig und rührend und drangen tief in Congreve's Herz:

„Von Sorgen schon und Alter matt und krank,
Verlass' ich jetzt die Bühne ohne Dank;
Doch Du, den jede Mus' und Grazie ziert,
Und den, ich ahn's, ein bess'rer Stern regiert,
Sei meiner Asche hold; beschütze Du
Gegen Dein Urtheil Deines Freundes Ruh'.
Laß meinen Ruhm nicht kränken Feindeshohn,
Mein Lorbeer, schirm' ihn, er wird Dir zum Lohn."

Die Menge ging, wie gewöhnlich, allmälig zu der Meinung der Notabilitäten über, und der „Zweiächsler" wurde in Kurzem ganz ebenso bewundert, wiewohl vielleicht niemals so beliebt, wie der „alte Junggeselle."

1695 erschien „Liebe um Liebe," sowohl an Witz als an Bühneneffect beiden vorhergehenden Stücken überlegen. Es wurde auf einem neuen Theater aufgeführt, welches Betterton und einige andere Schauspieler, unzufrieden mit der Behandlung, die sie in Drurylane erfahren, eben in einem Ballhause in der Nähe von Lincoln's Inn eröffnet hatten. Schwerlich hatte irgend eine Komödie, soweit der älteste Mann sich erinnern konnte, gleiches Glück gemacht. Die Schauspieler waren so entzückt, daß sie Congreve einen Antheil an ihrem Theater gaben, und er versprach zur Vergeltung, sie, wenn seine Gesundheit es erlauben würde, jedes Jahr mit einem Stücke zu versorgen. Indeß vergingen zwei Jahre, bevor er seine „Trauernde Braut" brachte, ein Stück, was, wie armselig es auch im Vergleich, wir sagen nicht, mit Lear oder Macbeth, aber mit den besten Dramen Massinger's und Ford's ist, doch unter den Tragödien des Zeitalters, in welchem es geschrieben wurde, sehr hoch steht. Um irgend etwas eben so Schönes zu finden, müssen wir 12 Jahre zurück zu dem „Geretteten Venedig" *), oder 6 Jahre vorwärts

*) Von Otway. B.

zu der „Schönen Büßenden"*) gehen. Die edle Stelle, welche Johnson, sowohl in Schriften, als im Gespräch, über jede andere im englischen Drama pries, hat durch das Ausschweifende seines Lobes sehr im öffentlichen Urtheil gelitten. Hätte er sich begnügt, zu sagen, daß sie schöner sei, als irgend etwas in den Tragödien Dryden's, Otway's, Lee's, Rowe's, Southern's, Hughes' und Addison's, kurz, als irgend etwas, was seit den Tagen Karls I. für die Bühne geschrieben worden, so würde er nicht Unrecht gehabt haben.

Der Erfolg der „Trauernden Braut" war selbst größer, als der der „Liebe um Liebe." Congreve ward jetzt als ebensowohl der erste Tragiker, wie der erste Lustspieldichter seiner Zeit anerkannt, und das Alles mit 27 Jahren. Wir glauben, daß kein englischer Schriftsteller, Lord Byron ausgenommen, in einem so frühen Alter so hoch in der Achtung seiner Zeitgenossen gestanden hat.

Zu jener Zeit trat ein Ereigniß ein, welches, unserer Meinung nach, eine ganz andere Art von Beachtung verdient, als die ihm Mr. Leigh Hunt gewidmet hat. Die Nation war jetzt von der entsittlichenden Wirkung der puritanischen Strenge so ziemlich genesen. Die düsteren Thorheiten des Regimentes der Heiligen waren nur noch in schwacher Erinnerung. Die durch Weltsinn und Ausschweifung erzeugten Uebel waren neu und augenfällig. Der Hof hatte seit der Revolution aufgehört, Zügellosigkeit zu begünstigen. Marie war streng fromm, und die Laster des kalten, ernsten und schweigsamen Wilhelm drängten sich dem Auge des Publicums nicht auf. Nicht unterstützt von der Regierung und in der Gunst des Volkes sinkend, behauptete die Sittenlosigkeit der Revolution immer noch ihren Boden in

*) Von Rowe. B.

einigen Theilen der Gesellschaft. Ihre Festen waren die Plätze, wo die Männer des Witzes und der Mode sich zusammen trafen, und vor Allem die Theater. In dieser Zeitlage erstand ein großer Reformer, den wir, wie weit wir auch in vielen wichtigen Punkten von ihm abweichen, nicht ohne Achtung erwähnen können.

Jeremias Collier war ein Geistlicher der englischen Kirche und zu Cambridge gebildet. Seine Talente und Vorzüge waren so, daß man hätte erwarten mögen, sie würden ihn zu den höchsten Ehren seines Berufes erheben. Er besaß ein umfangreiches Bücherwissen; indeß hatte er sich auch viel in feine Gesellschaft gemischt, und es soll ihm in der Conversation weder an Anmuth, noch an Lebendigkeit gemangelt haben. Es gab wenige Zweige der Literatur, denen er nicht einige Aufmerksamkeit geschenkt hätte; aber kirchliche Alterthumswissenschaft war sein Lieblingsstudium. In religiösen Meinungen gehörte er jener Abtheilung der englischen Kirche an, welche am weitesten von Genf und am nächsten an Rom steht. Seine Ansichten in Betreff der Episkopalverfassung, der Ordination, der Wirksamkeit der Sacramente, der Autorität der Kirchenväter, der Schuldbarkeit des Schisma's, der Bedeutsamkeit von Gewändern, Ceremonieen und Feiertagen unterschieden sich wenig von denen, welche jetzt von Dr. Pusey und Mr. Newman gehegt werden. Gegen den Schluß seines Lebens that Collier allerdings einige Schritte, die ihn dem Papstthum noch näher brachten, mischte beim Abendmahl Wasser in den Wein, machte bei der Confirmation das Zeichen des Kreuzes, wendete bei dem Krankenbesuche Oel an und brachte Gebete für die Todten dar. Seine Politik war aus Einem Stücke mit seiner Theologie. Er war ein Tory der höchsten Gattung, ein solcher, wie er in der Modesprache seines Zeitalters ein Tantivy genannt wurde. Selbst

die Verfolgung der Bischöfe und die Beraubung der Universitäten konnte seine standhafte Loyalität nicht erschüttern. Als die Convention versammelt war, schrieb er heftig zur Vertheidigung des flüchtigen Königs und wurde in Folge davon verhaftet. Doch sein furchtloser Geist war dadurch nicht zu zähmen. Er weigerte sich, den Eid zu leisten, verzichtete auf all seine Pfründen und versuchte, in einer Reihe von, mit viel Heftigkeit und mit einiger Geschicklichkeit geschriebenen Pamphlets die Nation gegen ihre neuen Gebieter aufzuregen. 1692 wurde er, auf den Verdacht, bei einem Verrathscomplot betheiligt gewesen zu sein, abermals verhaftet. So unbeugsam waren seine Grundsätze, daß seine Freunde ihn kaum überreden konnten, sie für ihn bürgen zu lassen, und er drückte später seine Reue aus, daß er sich habe bewegen lassen, in dieser Weise indirect die Autorität einer usurpatorischen Regierung anzuerkennen. Er war bald wieder in Noth. Sir Johann Friend und Sir Wilhelm Parkins wurden wegen Hochverraths prozessirt und für schuldig erklärt, weil sie auf Ermordung König Wilhelms gesonnen. Collier spendete ihnen geistlichen Trost, begleitete sie nach Tyburn, und im Augenblicke, bevor sie aufgeknüpft wurden, legte er seine Hände auf ihre Häupter und absolvirte sie kraft der Autorität, die er von Christus ableitete, feierlich. Diese Scene gab unbeschreibliches Aergerniß. Tories vereinigten sich mit Whigs, das Verfahren des kühnen Priesters zu tadeln. Einige Handlungen, ward gesagt, welche unter die Definition des Verraths fallen, sind von der Art, daß ein guter Mensch, in unruhigen Zeiten, selbst durch seine Tugenden zu ihnen gebracht werden mag. Es mag zum Schutze der Gesellschaft nöthig sein, einen solchen Mann zu strafen. Aber selbst indem wir ihn bestrafen, betrachten wir ihn für mehr gesetzlich als moralisch schuldig und hoffen, daß ihm sein ehrlicher Irrthum, wenn er auch hienieden nicht

vergeben werden kann, doch jenseits nicht zur Sünde werde gerechnet werden. Doch nicht so stand der Fall mit Collier's Büßenden. Sie waren bei einem Complote betheiligt, dessen Zweck war, in einer Stunde der Sicherheit Einem, der, mochte er nun ihr König sein oder nicht sein, unter allen Umständen ihr Mitmensch war, aufzulauern und ihn niederzumetzeln. Mochte die jakobitische Theorie über die Rechte der Regierungen und die Pflichten der Unterthanen wohlbegründet sein oder nicht sein, Meuchelmord muß jederzeit als ein großes Verbrechen betrachtet werden. Er wird selbst durch die Regeln weltlicher Ehre und Sittlichkeit verurtheilt. Weit mehr muß er ein Gegenstand des Abscheues für die reine Braut Christi sein. Die Kirche kann sicherlich nicht ohne die trübsten und kummervollsten Besorgnisse eines ihrer Kinder, das sich dieser großen Ruchlosigkeit schuldig gemacht, ohne irgend ein Zeichen der Reue in die Ewigkeit gehen sehen. Daß jene Verräther irgend ein Zeichen der Reue gegeben, wurde nicht angeführt. Es mochte sein, daß sie privatim ihre Zerknirschung erklärt hatten, und wenn das der Fall war, so mochte der Diener der Religion gerechtfertigt sein, wenn er sie privatim der göttlichen Vergebung versicherte. Allein einem öffentlichen Erlasse hätte eine öffentliche Sühne vorhergehen sollen. Wenn die Reue jener Männer überhaupt ausgedrückt worden, so war sie insgeheim ausgedrückt worden. Collier aber hatte ihnen in Gegenwart von Tausenden die Hände aufgelegt. Seine Feinde zogen aus seinem Verfahren den Schluß, daß er die Verschwörung gegen das Leben Wilhelms nicht für sündhaft halte. Doch diesem Schlusse widersprach er sehr heftig und, wie wir nicht bezweifeln, sehr aufrichtig.

Der Sturm tobte. Die Bischöfe erließen einen feierlichen Tadel der Absolution. Der Generalfiscal brachte die Sache vor den Gerichtshof der Kingsbench. Collier hatte sich nun ent-

schieden, keine Bürgschaft für sein Erscheinen vor irgend einem Gerichtshof zu stellen, der seine Autorität von dem Usurpator ableitete. Er verbarg sich demgemäß und wurde geächtet. Er überlebte diese Vorgänge über 30 Jahre. Der Prozeß wurde nicht betrieben, und man ließ ihn bald seine literarischen Bestrebungen wieder ruhig aufnehmen. In einer späteren Periode wurden viele Versuche gemacht, seine störrische Rechtschaffenheit durch Anerbietungen von Reichthum und Würde zu erschüttern, aber umsonst. Als er gegen das Ende der Regierung Georgs I. starb, war er noch immer unter dem Banne des Gesetzes.

Wir werden nicht verdächtigt werden, sei es für die Politik oder für die Theologie Collier's eingenommen zu sein; aber wir glauben, daß er ein so ehrlicher und muthvoller Mann gewesen ist, als jemals lebte. Wir wollen weitergehen und sagen, daß er, wiewohl leidenschaftlich und öfters querköpfig, ein ganz besonders anständiger Polemiker war, redlich, großmüthig, zu hochsinnig, um selbst in den aufregendsten Streitigkeiten niedrige Vortheile zu ergreifen, und von jedem Anstrich persönlichen Uebelwollens rein. Es muß auch zugegeben werden, daß seine Ansichten über kirchliche und politische Angelegenheiten, wiewohl an sich ungereimt und schädlich, ihn doch ungemein befähigten, der Reformator unsrer leichteren Literatur zu werden. Der Libertinismus der Presse und der Bühne war, wie wir gesagt haben, die Wirkung einer Reaction gegen die puritanische Strenge. Ausschweifung war, wie das Eichblatt am 29. Mai*), das Kennzeichen eines Cavaliers und eines Hochkirchenmannes. Decenz ward mit Conventikeln und Kalbsköpfen zusammengestellt. Ernste Prälaten waren zu sehr geneigt, zu den Excessen einer Schaar eifriger und geschickter Alliirten, welche Rundköpfe und

*) Tag des Einzuges Karls II. in London. B.

Presbyterianer mit Spott bedeckten, ein Auge zuzudrücken. Wenn ein Whig seine Stimme gegen die Ruchlosigkeit und Zügellosigkeit der modischen Schriftsteller erhob, so wurde sein Mund augenblicklich durch den Gegenvorwurf gestopft: Ihr seid einer von Denen, die über ein leichtfertiges Citat aus der Schrift seufzen und aus der Plünderung der Kirche Vermögen sammeln, die bei einem double entendre schaudern und die Köpfe von Königen abschlagen. Ein Baxter, ein Burnet, selbst ein Tillotson würden zur Reinigung unserer Literatur wenig vermocht haben. Wenn aber ein Mann, der ein Fanatiker für die Sache des Episkopats und thatsächlich wegen seiner Anhänglichkeit an das erbliche Recht geächtet war, als Vorkämpfer der Decenz auftrat, so war die Schlacht schon halb gewonnen.

Im Jahre 1698 gab Collier seinen „Kurzen Blick auf die Ruchlosigkeit und Unsittlichkeit der englischen Bühne" heraus, ein Buch, welches die ganze literarische Welt in Bewegung setzte, jetzt aber viel weniger gelesen wird, als es verdient. Der Fehler des Werkes sind allerdings weder wenige, noch kleine. Die Abhandlungen über das griechische und lateinische Drama tragen zu der Beweisführung nicht das Mindeste bei und sind, was immer die Generation von ihnen gehalten haben möge, welche sich einbildete, Bentley sei von dem Christchurchcollegium widerlegt worden, von der Art, daß sie heutzutage ein Gelehrter von sehr bescheidenen Ansprüchen für knabenhaft oder vielmehr für kindisch zu erklären wagen dürfte. Die tadelnden Urtheile unterscheiden nicht genug. Die Autoren, welche Collier anklagte, hatten sich so grober Sünden gegen die Schicklichkeit schuldig gemacht, daß er gewiß war, seine Sache zu schwächen, statt sie zu verstärken, wenn er in seine Klage gegen sie irgend etwas aufnahm, worüber der geringste Streit sein konnte. Er war jedoch so unüberlegt, unter die frevelhaften Vergehen, die er mit Recht an-

griff, einige Dinge, welche wirklich ganz unschuldig waren, und einige geringe Beispiele von Leichtsinn zu mischen, bei denen man, wenn sie auch vielleicht nicht streng correct waren, doch leicht entsprechende Stellen aus den Werken von Schriftstellern aufführen konnte, welche der Sittlichkeit und Religion große Dienste geleistet. So tadelt er Congreve, welcher so viele und so schwere wirkliche Ausschreitungen begangen hatte, daß es ganz unnöthig war, ihm etwas vorzuwerfen, was nicht begründet war, daß er die Worte „Märtyrer" und „Inspiration" in einem leichtfertigen Sinne gebraucht habe; als wenn nicht auch ein Erzbischof sagen könnte, eine Rede sei vom Claret inspirirt worden, oder ein Alderman sei ein Märtyrer der Gicht. Zuweilen wieder unterscheidet Collier nicht genug zwischen dem Dramatiker und den Personen des Dramas. So tadelt er Vanbrugh, daß er in den Mund des Lord Foppington einige verächtliche Ausdrücke über den Gottesdienst der Kirche gelegt; und doch ist es augenscheinlich, daß Vanbrugh nicht besser Ehrfurcht ausdrücken konnte, als indem er Lord Foppington Verachtung ausdrücken ließ. So drückt sich auch den ganzen „Kurzen Blick" hindurch der Standesgeist zu stark aus. Collier begnügt sich nicht, für seinen Stand ein Verschontbleiben von unterschiedsloser Possenreißerei zu verlangen; er will nicht zugeben, daß, in irgend einem Falle, irgend ein Wort oder Act eines Geistlichen ein passender Gegenstand zum Scherzen sein könne. Auch beschränkt er dieses beneficium clerici nicht auf die Diener der Landeskirche. Er dehnt das Privilegium auf katholische Priester, und, was bei ihm am meisten überrascht, auf Dissenterprediger aus. Doch das ist noch eine bloße Kleinigkeit. Imans, Braminen, Priester des Jupiter, Priester des Baal sollten alle für geheiligt gehalten werden. Dryden wird getadelt, daß er den Mufti im „Don Sebastian" habe Unsinn sprechen lassen. Lee wird wegen

seiner Unhöflichkeit gegen Teiresias zu strenger Rechenschaft gezogen. Aber die merkwürdigste Stelle ist die, worin Collier sich über einige unartige Bemerkungen beschwert, welche in Dryden's „Kleomenes" von der Kassandra gegen das Apiskalb und seine Hierophanten geschleudert werden. Die Worte: grasfressender, gemästeter Gott, Worte, welche in der That sehr im Tone mehrerer Stellen im Alten Testamente sind, geben diesem christlichen Theologen soviel Anstoß, als sie den Priestern von Memphis gegeben haben könnten.

Indeß, nach all diesen Abzügen, muß doch diesem Werke großes Verdienst zugestanden werden. Es giebt kaum irgend ein Buch jener Zeit, aus welchem es möglich sein würde, Proben so vortrefflicher und so vielseitiger Fassung zu erlesen. Collier mit Pascal zu vergleichen, würde allerdings ungereimt sein. Indeß wissen wir kaum, wo wir, außer in den „Briefen an einen Provinzbewohner," so harmonisch und schicklich Scherz mit Würde verschmolzen finden könnten, wie in dem „Kurzen Blicke." In der That, alle Arten des Spottes, vom offenen Spaß bis zum verfeinerten, auf Antithesen gegründeten Sarkasmus standen Collier zu Gebote. Auf der anderen Seite war er vollkommener Meister der Rhetorik der ehrlichen Indignation. Wir kennen kaum irgend einen Band, welcher so viele Ausbrüche jener eigenthümlichen Beredtsamkeit enthielte, die aus dem Herzen kommt und zum Herzen geht. In der That, der Geist des Buches ist wahrhaft heroisch. Um es gebührend zu würdigen, müssen wir uns der Lage erinnern, in der sich der Verfasser befand. Er stand unter dem Zorne der Gewalt. Sein Name war bereits ein Zielpunkt für die Schmähungen der einen Hälfte der Schriftsteller des Zeitalters, als er, in der Sache des guten Geschmacks, des gesunden Verstandes und der echten Sittlichkeit, die andere Hälfte angriff. Wie stark auch seine politischen Vorurtheile

waren, er scheint sie bei dieser Gelegenheit gänzlich bei Seite gelegt zu haben. Er hat vergessen, daß er ein Jakobit ist, und erinnert sich blos, daß er ein Bürger und ein Christ ist. Einige seiner schärfsten Tadelsurtheile sind gegen Poesie gerichtet, die von der Torypartei mit Entzücken begrüßt worden war und den Whigs eine tiefe Wunde geschlagen hatte. Es ist begeisternd, zu sehen, wie ritterlich der einsame Geächtete vorrückt, schon getrennt furchtbare und, wie man denken möchte, vereinigt unwiderstehliche Feinde anzugreifen, seine schallenden Streiche rechts und links über Wycherley, Congreve und Vanbrugh austheilt, den elenden D'Urfey in den Koth unter seine Füße herabtritt und mit all seiner Kraft einen vollen Hieb auf Dryden's hohen Helmbusch führt.

Die durch den „Kurzen Blick" erzeugte Wirkung war ungeheuer. Die Nation war auf Collier's Seite. Indeß konnte es nicht bezweifelt werden, daß sich in dem großen Heere, das er herausgefordert, irgend ein Kämpfer finden würde, den Handschuh aufzuheben. Der allgemeine Glaube war, Dryden würde in's Feld gehen, und alle Schöngeister sahen einen scharfen Kampf zwischen den einander wohl gewachsenen Streitern voraus. Der große Dichter war in der bezeichnetsten Weise allein vorgenommen worden. Es war wohlbekannt, daß er tief verletzt war, daß viel kleinere Reizungen ihn früherhin zu heftigem Grolle erregt hatten, und daß es keine literarische Waffe zu Schutz oder Trutz gab, deren er nicht Meister gewesen wäre. Aber sein Gewissen schlug ihn; er stand beschämt, wie der gefallene Erzengel bei dem Tadel Zephon's

„Und fühlte des Gutseins ernste Macht und sah
Der Tugend holden Reiz; er sah's und klagte,
Was er verlor."

In einer späteren Periode erwähnte er den „Kurzen Blick" in

der Vorrede zu seinen Fabeln. Er klagte mit einiger Bitterkeit über die Härte, mit der er behandelt worden, und machte Einiges zur Milderung geltend. Im Ganzen aber erkannte er offen an, daß er mit Recht getadelt worden. „Wenn," sagte er, „Mr. Collier mein Feind ist, so laßt ihn triumphiren. Wenn er mein Freund ist, wie ich ihm denn keine persönliche Veranlassung gegeben habe, etwas Anderes zu sein, so wird er über meine Reue froh sein."

Es würde weise von Congreve gewesen sein, dem Beispiele seines Meisters zu folgen. Er war genau in derjenigen Lage, in der es Tollheit ist, eine Rechtfertigung zu versuchen; denn seine Schuld war so klar, daß keine Gewandtheit oder Beredtsamkeit eine Freisprechung erwirken konnte. Auf der anderen Seite gab es in seinem Falle viele mildernde Umstände, die, wenn er seinen Irrthum anerkannt und Besserung versprochen hätte, ihm Begnadigung verschafft haben würden. Der strengste Censor konnte nicht umhin, große Nachsicht mit den Fehlern zu tragen, zu denen ein so junger Mann durch übles Beispiel, durch die Ueppigkeit einer kräftigen Phantasie und durch die berauschende Wirkung des Volksapplauses verführt worden war. Es war ihm immer noch möglich, ebenso die Achtung, wie die Bewunderung des Publicums zu erwerben. Er hätte leicht alle Erinnerung an seine Ausschreitungen verwischen und mit Addison den Ruhm theilen können, zu zeigen, daß der glänzendste Witz der Bundesgenosse der Tugend sein kann. In jedem Falle aber hätte ihn Klugheit abhalten sollen, mit Collier zu kämpfen. Der Eidverweigerer war ein Mann, der von Natur, durch Erziehung und durch Gewohnheit durch und durch zur Polemik gemacht war. Congreve's Geist, wiewohl ein Geist von nicht gemeiner Fruchtbarkeit und Kraft, gehörte einer anderen Classe an. Niemand verstand die Kunst, Epigramme und witzige Ant-

worten zum hellsten Glanze zu glätten und sie in leichtem und vertraulichem Zwiegespräch sauber anzubringen, so gut. In dieser Art von Juwelierkunst erlangte er eine Meisterschaft, die ohne Vorgang und für Nachahmer unerreichbar war. Aber er war ganz unerfahren in der Kunst der Polemik und er hatte eine Sache zu vertheidigen, die kaum irgend eine Kunst hätte siegreich machen können.

Der Ausgang war so, wie man hätte vorhersehen mögen. Congreve's Antwort war ein vollständiger Misgriff. Er war zornig, dunkel und schwerfällig. Selbst das Garderobezimmer und Will's Kaffeehaus waren genöthigt, anzuerkennen, daß im Witz sowohl, wie im Raisonnement der Pfarrer entschieden im Vortheil über den Dichter sei. Nicht blos war Congreve außer Stande, einem Falle, wo er im Unrecht war, irgend einen besseren Anschein zu geben, sondern es gelang ihm auch, sich vollständig in's Unrecht zu versetzen, wo er im Rechte war. Collier hatte ihn der Ruchlosigkeit beschuldigt, weil er einen Geistlichen Mr. Prig *) genannt und einen Kutscher, Namens Jehu, eingeführt habe, in Anspielung auf den König von Israel, der schon von Weitem an seinem wüthenden Jagen erkannt worden. Hätte sich nichts Schlimmeres in dem „Alten Junggesellen" und dem „Zweiächsler" gefunden, so möchte Congreve für einen ebenso reinen Schriftsteller gelten, als Cowper selbst, der in Gedichten, die ein so strenger Censor, wie Johann Newton, durchgesehen hatte, einen Fuchsjägersquire Nimrod nennt und einem Kaplan den unehrerbietigen Namen Smug **) giebt. Congreve hätte sich mit gutem Erfolg auf das Publicum berufen können, ob nicht billigerweise vorauszusetzen sei, daß, wo so frivole Be-

---

*) Kerlchen, Naseweiß.

**) Schmuck, sauber, nett.

schuldigungen erhoben würden, kein Stoff zu sehr ernsten Anklagen zu finden sei. Statt dies zu thun, behauptete er, er habe mit dem Namen Jehu keine Anspielung auf die Bibel, und mit dem Namen Prig nichts Gehässiges beabsichtigt. Seltsam, daß ein so begabter Mann, um sich gegen Beschuldigungen zu vertheidigen, welche Niemand für erheblich ansehen konnte, Unwahrheiten sagte, von denen es gewiß war, daß sie Niemand glauben werde!

Es war eine der Einreden, welche Congreve für sich und seine Collegen vorbrachte: daß, wenn sie sich auch hier und da ein wenig Leichtfertigkeit möchten haben zu Schulden kommen lassen, sie doch besorgt gewesen wären, eine in zwei oder drei Zeilen, am Ende jedes Stückes, zusammengedrängte Moral einzuschärfen. Hätte sich die Sache auch so verhalten, wie er sie darstellte, so würde die Vertheidigung doch wenig werth gewesen sein. Denn Niemand, der die Menschennatur kannte, konnte glauben, daß ein sinnvolles Couplet all das Unheil aufheben könne, was fünf sittenlose Acte angestiftet. Aber es würde weise von Congreve gewesen sein, wenn er seine eigenen Lustspiele noch einmal angesehen hätte, bevor er sich dieses Argumentes bediente. Collier that das und fand, daß die Moral des „Alten Junggesellen,“ der ernste Sinnspruch, welcher gegen den ganzen Libertinismus des Stückes aufgestellt werden sollte, im folgenden Triplet enthalten war:

„Des Lebens Mittag führt durch raue Bahn!
Die Sonne sinkt, man strengt sich mühsam an
Und zieht die bittre Last — ein Weib heran.“

„Liebe um Liebe,“ sagt Collier, mag ein etwas besseres Abschiedswort haben; aber es würde einem Menschen wenig Nutzen bringen, sollte er es auch bis an seinen Todestag im Gedächtniß behalten:

„Ein treuer Liebender ist heutzutag
Ein Wunder, nicht ein Weib, das lieben mag.“

Collier's Erwiederung war scharf und triumphirend. Einen von seinen Gegenwitzen wollen wir anführen, nicht als ein vortheilhaftes Probestück seiner Manier, aber weil er durch Congreve's charakteristische Affectation hervorgerufen wurde. Der Dichter sprach von dem „Alten Junggesellen“ als von einer Kleinigkeit, auf die er keinen Werth lege, und die durch eine Art von Zufall zur Oeffentlichkeit gelangt sei. „Ich schrieb ihn,“ sagte er, „um mich bei einer langsamen Genesung von einem Krankheitsanfalle zu unterhalten.“ „Was er für eine Krankheit hatte,“ erwiederte Collier, „habe ich nicht zu untersuchen; aber es müßte eine sehr schlimme gewesen sein, wenn sie schlimmer sein sollte, als das Heilmittel.“

Congreve erlangte durch sein Vortreten bei dieser Gelegenheit nichts, als daß er sich vollständig der Entschuldigung beraubte, die er mit Recht für seine frühen Vergehen hätte geltend machen mögen. „Warum,“ fragte Collier, „sollte der Mann über den Unfug des Knaben lachen und die Unordnungen seiner Minderjährigkeit durch nachfolgende Billigung auf sich nehmen?“

Congreve war nicht Collier's einziger Gegner. Vanbrugh, Dennis und Settle traten in's Feld, und nach einer Stelle in einer gleichzeitigen Satyre sind wir geneigt, zu glauben, daß sich unter den Antworten auf den „Kurzen Blick“ eine befand, die von Wycherley verfaßt oder ihm zugeschrieben ward. Der Sieg blieb Collier. Eine große und rasche Reform in fast allen Zweigen unserer leichteren Literatur war die Wirkung seiner Bemühungen. Ein neues Geschlecht von Schöngeistern und Dichtern entstand, welche in der Regel die großen Bande, welche die Gesellschaft zusammenhalten, mit Ehrfurcht behandelten, und

bei denen selbst die Unanständigkeiten, im Vergleich mit denen der Schule, die während der letzten 40 Jahre des 17. Jahrhunderts blühte, anständig waren.

Dieser Streit verhinderte Congreve wahrscheinlich, das Uebereinkommen zu erfüllen, das er mit den Schauspielern getroffen hatte. Es war erst im Jahre 1700, daß er den „Lauf der Welt" an's Licht brachte, von all seinen Werken das am tiefsten durchdachte und am glänzendsten geschriebene. Es ermangelt vielleicht der beständigen Bewegung, der brausenden Lebensgeister, die wir in „Liebe um Liebe" finden. Aber der hysterische Schwulst der Lady Wishfort, das Zusammentreffen von Witwould und seinem Bruder, die Freierschaft des Landjunkers und sein nachheriger Rausch, und vor Allem die Jagd*) und Ergebung Millamant's übertreffen Alles, was in der ganzen Reihe der englischen Komödie von dem Bürgerkriege abwärts zu finden ist. Es ist ganz unerklärlich für uns, daß dieses Stück auf der Bühne scheiterte. Indeß war es so, und der Verfasser, schon an den Wunden leidend, die ihm Collier geschlagen, war durch diesen neuen Schlag unerträglich verletzt. Er beschloß, sich niemals wieder der Rohheit geschmackloser Zuhörer auszusetzen, und nahm von der Bühne für immer Abschied.

Er lebte noch 28 Jahre, ohne den hohen literarischen Ruf, den er erlangt hatte, zu erweitern. Er las viel, solange er sein Augenlicht behielt, und schrieb dann und wann einen kurzen Aufsatz oder brachte eine müssige Geschichte in Verse, scheint aber niemals irgend ein bedeutendes Werk im Sinne gehabt zu ha-

*) Es ist eine Liebesbewerbung gemeint. Das Wort scheint aber von Macaulay geflissentlich gewählt zu sein, weil es Congreve an der bezeichneten Stelle (Act IV., Sc. 5.) selbst gebraucht.
B.

ben. Die vermischten Sachen, die er 1710 herausgab, sind von wenig Werth und längst vergessen.

Der Fond von Ruhm, den er durch seine Lustspiele erworben hatte, war, unterstützt durch die Reize seines Benehmens und seiner Conversation, hinreichend, ihm eine hohe Stelle in der Achtung der Welt zu sichern. Während des Winters lebte er unter den ausgezeichnetsten und angenehmsten Menschen in London. Seine Sommer brachte er auf den glänzenden Landsitzen von Ministern und Peers zu. Literarischer Neid und politischer Parteigeist, welche in jenem Zeitalter nichts sonst achteten, achteten seine Ruhe. Er erklärte sich für zu der Partei gehörig, deren Haupt sein Gönner Montague, jetzt Lord Halifax, war. Aber er hatte höfliche Worte und kleine Gefälligkeiten für Leute von jeder Meinungsschattirung. Und zur Vergeltung sprachen Leute von jeder Meinungsschattirung Gutes von ihm.

Seine Mittel waren eine lange Zeit kärglich. Die Stelle, die er in Besitz hatte, setzte ihn eben nur in den Stand, behaglich zu leben. Und als die Tories zur Gewalt gelangten, dachten Einige, er werde auch diese mäßige Versorgung verlieren. Indeß Harley, der keineswegs geneigt war, die ausrottende Politik des Octoberclubs zu adoptiren, und der, mit all seinen Fehlern des Geistes und Wesens, ein aufrichtiges Wohlwollen für begabte Männer besaß, beruhigte den besorgten Dichter, indem er sehr anmuthig und glücklich die Zeilen des Virgil anführte:

„Non obtusa adeo gestamus pectora Poeni,
Nec tam aversus equos Tyria Sol jungit ab urbe."*)

---

*) Aen. I., 567—8.
„Nicht so stumpf ist die Brust, die wir, die Punier, tragen,
Und nicht so fern von der tyrischen Stadt schirrt Sol das Gespann an."

Die Nachsicht, mit welcher Congreve von den Tories behandelt wurde, war durch keinerlei Zugeständniß von seiner Seite erkauft, das die Whigs mit Recht hätte verletzen können. Er hatte das seltene gute Glück, den Triumph seiner Freunde zu theilen, ohne ihre Aechtung getheilt zu haben. Als das Haus Hannover auf den Thron kam, nahm er reichen Antheil an dem Glücke Derer, mit denen er verbunden war. Die Anwartschaft, die ihm 20 Jahre früher ertheilt worden war, trat in Kraft. Er wurde zum Secretair der Insel Jamaica ernannt, und sein gesammtes Einkommen stieg auf 1200 Pfund jährlich, ein Einkommen, was für einen einzelnen Mann in jenem Zeitalter nicht blos gut, sondern glänzend war. Er fuhr jedoch fort, die Frugalität zu üben, die er gelernt hatte, als er, wie Swift uns erzählt, kaum einen Schilling entbehren konnte, um die Sänftenträger zu zahlen, die ihn zu Lord Halifax brachten. Obwohl er Niemanden hatte, für den er sparte, so legte er doch mindestens soviel zurück, als er verbrauchte.

Die Gebrechlichkeiten des Alters überkamen ihn zeitig. Seine Gewohnheiten waren ungezügelt gewesen; er litt viel von der Gicht, und wenn er auf sein Zimmer beschränkt war, hatte er nicht mehr den Trost der Literatur. Blindheit, das grausamste Unglück, was den einsamen Studirenden befallen kann, machte seine Bücher nutzlos für ihn. Er wurde in Betreff seiner ganzen Unterhaltung auf die Gesellschaft gewiesen, und in der Gesellschaft ließen ihn seine feine Bildung und Lebendigkeit stets willkommen sein.

Von den sich neu erhebenden Literaten wurde er nicht als ein Nebenbuhler, sondern als ein Classiker betrachtet. Er hatte ihren Kampfplatz verlassen; er maß seine Stärke niemals mit ihnen, und er war immer laut im Beifall für ihre Anstrengun-

gen. Sie konnten daher keine Eifersucht gegen ihn hegen und dachten so wenig daran, seinen Ruhm zu verkleinern, als an ein Durchhecheln der großen Männer, die ein hundert Jahre im Dichterwinkel lagen. Selbst die Insassen der Grubstraße, selbst die Helden der Dunciade waren dies eine Mal gerecht gegen lebendes Verdienst. Es kann keine stärkere Darlegung der Achtung geben, in welcher Congreve stand, als die Thatsache, daß die englische Iliade, ein Werk, welches unter glänzenderen Auspicien erschien, als irgend ein anderes in unserer Sprache, ihm gewidmet wurde. Es gab keinen Herzog im Königreiche, der nicht auf eine solche Artigkeit stolz gewesen sein würde. Dr. Johnson drückte große Bewunderung der Unabhängigkeit des Geistes aus, welche Pope bei dieser Gelegenheit darlegte. „Er überging Peers und Staatsmänner, um, mit einer Hochherzigkeit, deren Ruhm vollständig sein würde, wenn die Tugend seines Freundes dem Geiste desselben entsprochen hätte, seine Iliade Congreve zu widmen. Warum derselbe zu so großer Ehre erkoren wurde, ist jetzt nicht möglich, zu wissen." Gewiß ist es unmöglich, es zu wissen; aber wir denken, es ist möglich, es zu vermuthen. Die Uebersetzung der Iliade hatte bei Männern von allen politischen Meinungen eifrige Förderung erfahren. Der Dichter, der in einem frühen Alter durch die wetteifernde Freigebigkeit von Whigs und Tories in Ueberfluß versetzt worden war, konnte ein Werk, welches in beiden Parteien großmüthige Patrone gefunden hatte, schicklicherweise nicht einem Führer einer von ihnen widmen. Es war nöthig, irgend eine Person zu finden, die zugleich ausgezeichnet und neutral war. Es war daher nöthig, Peers und Staatsmänner zu umgehen. Congreve hatte einen großen Namen in der Literatur. Er hatte einen großen Namen in den aristokratischen Kreisen. Er lebte mit Männern aller Parteien auf höflichem Fuße. Durch eine ihm erwiesene

Artigkeit konnten weder die Minister, noch die Leiter der Opposition verletzt werden.

Die eigenthümliche Affectation, welche von Anfang an bei Congreve charakteristisch gewesen war, wurde, je länger er lebte, immer stärker. Zuletzt wurde es ihm unangenehm, seine eigenen Komödien loben zu hören. Voltaire, dessen Seele von dem wüthenden Verlangen nach literarischem Ruf verzehrt ward, war über das, was er, während seines Besuchs in England, von dieser ungewöhnlichen Grille sah, halb in Verwirrung gebracht, halb ärgerlich. Congreve protestirte gegen den Ruf eines Dichters, erklärte, seine Stücke wären in einer müssigen Stunde erzeugte Possen, und bat, Voltaire möchte ihn lediglich als einen Gentleman betrachten. „Wenn Sie lediglich ein Gentleman wären," sagte Voltaire, „so würde ich nicht gekommen sein, Sie zu sehen."

Congreve war kein Mann für warme Zuneigungen. Häusliche Bande hatte er nicht, und bei den zeitweisen Verbindungen, in denen er mit einer Folge von Schönheiten des Garderobezimmers stand, scheint sein Herz nicht betheiligt gewesen zu sein. Von allen seinen Zuneigungen dauerte die für Mrs. Bracegirdle am längsten und ward am meisten gefeiert. Diese reizende Schauspielerin, welche viele Jahre lang der Abgott von ganz London war, deren Gesicht den verhängnißvollen Streit verursachte, in welchem Mountfort fiel, und für die Lord Mohun von seinen Peers gerichtet wurde, und der der Earl von Scarsdale ehrenvolle Anträge gemacht haben sollte, hatte sich in sehr versuchenden Umständen mit ungemeiner Besonnenheit benommen. Congreve wurde zuletzt ihr vertraulicher Freund. Sie fuhren beständig zusammen aus und speisten zusammen. Einige sagten, sie sei seine Maitresse, und Andere, sie würde bald seine Frau werden. Er wurde zuletzt durch den Einfluß einer reiche-

ren und stolzeren Schönheit von ihr abgezogen. Henriette, Tochter des großen Marlborough und Gräfin von Godolphin, hatte bei dem Tode ihres Vaters dessen Herzogthum und den größeren Theil seines unermeßlichen Vermögens geerbt. Ihr Gatte war ein unbedeutender Mensch, von welchem Lord Chesterfield sagte, er sei in das Haus der Peers blos gekommen, um zu schlafen, und könne ebenso gut auf der rechten, wie auf der linken Seite des Wollsacks schlafen. Zwischen der Herzogin und Congreve entstand eine höchst überspannte Freundschaft. Er hatte alle Tage einen Platz an ihrer Tafel und half bei der Anordnung ihrer Concerte. Jene gehässige alte Hexe, die verwitwete Herzogin Sara, die sich mit ihrer Tochter gezankt hatte, wie sie sich mit Jedermann sonst gezankt hatte, stellte sich, als argwöhne sie, daß nicht Alles in der Ordnung sei. Indeß die Welt im Allgemeinen scheint gedacht zu haben, eine große Dame könne, ohne irgend eine Beschwerung ihres Rufes, einem Manne von ausgezeichnetem Genie, welcher fast 60 Jahre alt, welcher nach Aussehen und Constitution noch älter war, welcher durch die Gicht an seinen Sessel geheftet wurde, und welcher wegen Blindheit außer Stande war, zu lesen, entschiedene Aufmerksamkeit widmen.

Im Sommer 1728 wurde Congreve angewiesen, die Wasser zu Bath zu versuchen. Während seines Ausfluges wurde er mit seinem Wagen umgeworfen und erhielt irgend eine schwere innere Verletzung, von der er sich niemals erholt hat. Er kam in einem gefährlichen Zustande nach London zurück, klagte beständig über einen Schmerz in der Seite und fuhr fort, zu verfallen, bis er im nächsten Januar starb.

Er hinterließ 10,000 Pfund, die er aus den Einkünften seiner einträglichen Stellen erspart hatte. Johnson sagt, dieses Geld hätte an die Familie Congreve kommen sollen, welche da-

mals in großer Bedrängniß war. Doctor Young und Mr. Leigh Hunt, zwei Herren, welche selten mit einander übereinstimmen, mit denen wir aber bei dieser Gelegenheit übereinzustimmen so glücklich sind, glauben, es hätte an Mrs. Bracegirdle gelangen sollen. Congreve vermachte der Mrs. Bracegirdle 200 Pfund und eine gleiche Summe einer gewissen Mrs. Jellat; aber der Hauptstamm des von ihm Gesammelten kam an die Herzogin von Marlborough, in deren unermeßlichem Vermögen ein solches Legat ein Tropfen im Eimer war. Es hätte das gesunkene Glück eines Staffordshire Squire wieder aufrichten, es hätte eine abgegangene Schauspielerin in den Stand setzen können, jede Behaglichkeit und in ihrem Sinne jeden Luxus genießen zu können; aber es war kaum hinreichend, die Haushaltung der Herzogin drei Monate zu bestreiten.

Die große Dame bestattete ihren Freund mit einem Pomp, wie er selten bei den Leichenbegängnissen von Dichtern gesehen worden. Der Leichnam lag unter der alten Decke des Jerusalemzimmers ausgestellt und wurde in der Westminsterabtei begraben. Das Leichentuch trugen der Herzog von Bridgewater, Lord Cobham, der Earl von Wilmington, welcher Sprecher gewesen war und nachmals Erster Lord des Schatzes wurde, und andere Männer von hohem Ansehen. Ihre Gnaden legte das Vermächtniß ihres Freundes in einem prächtigen Diamantenhalsband an, was sie ihm zu Ehren trug, und zeigte, wenn dem Gerücht geglaubt werden darf, ihre Achtung für ihn auf noch außerordentlicheren Wegen. Es heißt, daß eine elfenbeinerne Statue von ihm, die durch ein Uhrwerk bewegt wurde, täglich an ihre Tafel gesetzt ward, daß sie eine ihm nachgebildete Wachspuppe hatte, und daß die Füße der Puppe regelmäßig von den Doctoren bepflastert und gesalbt wurden, wie mit den Füßen des armen Congreve geschehen war, wenn er am Zipperlein litt. Es wurde

dem Dichter ein Denkmal in der Westminsterabtei mit einer von der Herzogin verfaßten Inschrift errichtet, und Lord Cobham ehrte ihn durch ein Cenotaph, was uns, wiewohl das ein kühnes Wort ist, das häßlichste und absurdeste von allen Bauwerken zu Stowe scheint.

Wir haben gesagt, daß Wycherley ein schlimmerer Congreve war. Es bestand in der That eine merkwürdige Analogie zwischen den Schriften und dem Leben dieser beiden Männer. Beide waren freisinnig erzogene Gentlemen. Beide führten ein Stadtleben und kannten die menschliche Natur nur, wie sie zwischen Hydepark und dem Tower erscheint. Beide waren Männer von Witz. Keiner von Beiden hatte viel Phantasie. Beide verfaßten in frühem Alter lebendige und sittenlose Lustspiele. Beide zogen sich noch in frühem Mannesalter vom Felde zurück und verdankten ihren jugendlichen literarischen Leistungen, was sie für Ansehen im späteren Leben genossen. Beide gaben, nachdem sie aufgehört hatten, für die Bühne zu schreiben, Bände vermischter Sachen heraus, welche weder ihren Talenten, noch ihrer Moralität viel Ehre machten. Beide trieben sich beim Sinken des Lebens in der Gesellschaft umher, und Beide trafen in ihren letzten Augenblicken excentrische und nicht zu rechtfertigende Bestimmungen über ihr Vermögen.

Allein in jedem Punkte behauptete Congreve seine Ueberlegenheit über Wycherley. Wycherley besaß Witz; aber Congreve's Witz überstrahlt den jedes Lustspieldichters, der innerhalb der zwei letzten Jahrhunderte aufgetreten ist, mit Ausnahme Sheridan's, weit. Congreve besaß die Dichtergabe in nicht reichem Maße; aber im Vergleich mit Wycherley konnte er ein großer Dichter genannt werden. Wycherley besaß einige Bücherkenntniß; aber Congreve war ein Mann von wirklicher Gelehrsamkeit. Congreve's Verstöße gegen die Schicklichkeit, wiewohl

höchlich tadelnswerth, waren nicht so grob, wie die des Wycherley; auch gab Congreve nicht, wie Wycherley, der Welt das klägliche Schauspiel eines ausschweifenden Altersschwachen. Congreve starb im Genusse hohen Ansehens, Wycherley vergessen oder verachtet. Congreve's Testament war ungereimt und grillenhaft; aber Wycherley's letzte Handlungen scheinen von verhärteter Böswilligkeit eingegeben gewesen zu sein.

Hier müssen wir, wenigstens für jetzt, innehalten. Vanbrugh und Farquhar sind nicht hastig abzuthuende Männer, und wir haben uns nicht den Raum übrig gelassen, ihnen gerecht zu werden.

---

## Burleigh und seine Zeit.*)

Das Werk des Dr. Nares hat uns in ein ähnliches Erstaunen versetzt, wie das, welches Capitain Lemuel Gulliver fühlte, als er zuerst in Brobdingnag landete, und so hohes Korn sah wie die Eichen im Neuen Forste, Fingerhüte so groß wie Eimer und Zaunkönige von der Größe der Puter. Das ganze Buch und jeder Theil, aus dem es besteht, ist von einem riesenhaften Maaßstabe. Der Titel ist so lang, wie eine gewöhnliche Vorrede; der einleitende Stoff würde ein gewöhnliches Buch fül-

*) Geschrieben im April 1832, auf Anlaß folgenden Buches: Denkwürdigkeiten des Lebens und der Verwaltung des sehr ehrenwerthen Wilhelm Cecil Lord Burghley, Staatssecretair unter der Regierung König Eduards VI. und Lord Großschatzmeister von England unter der Regierung der Königin Elisabeth. Enthaltend eine geschichtliche Ueberſicht der Zeiten, in denen er lebte, und der vielen ausgezeichneten und berühmten Personen, mit denen er in Verbindung stand; mit Auszügen aus seiner privaten und amtlichen Correspondenz und anderen Papieren, welche jetzt zum ersten Male nach den Originalen veröffentlicht werden. Von dem ehrwürdigen Eduard Nares, D. D., Regius Professor der neueren Geschichte an der Universität zu Oxford. 3 Bde. London 1828—1832. 4.

len, und das Buch enthält so viel zu lesen, wie eine gewöhnliche Bibliothek. Wir können die Summe der staunenswerthen Masse Papier, welche vor uns liegt, nicht besser abschätzen, als indem wir sagen, daß es aus ungefähr 2000 enggedruckten Quartseiten besteht, daß es an Maaß 1500 Cubikzoll einnimmt und daß es 60 Pfund Krämergewicht wiegt. Ein solches Buch möchte, vor der Sindfluth, von Hilpa und Schalum als leichte Lectüre betrachtet worden sein. Aber unglücklicherweise ist jetzt die Lebenszeit des Menschen sechzig und zehn, und wir können nicht umhin, es für unbillig von Dr. Nares zu halten, daß er uns einen so großen Theil eines so kurzen Daseins abverlangt.

Im Vergleich mit der Arbeit, diese Bände durchzulesen, ist jede andere Arbeit, die Arbeit von Dieben in der Tretmühle, von Kindern in den Fabriken, von Negern in den Zuckerpflanzungen, eine angenehme Erholung. In Italien war einmal, heißt es, ein Verbrecher, dem man verstattete, zwischen Guicciardini und den Galeeren zu wählen. Er wählte die Geschichte. Aber der pisanische Krieg war zu viel für ihn. Er ward anderen Sinnes und ging ans Ruder. Guicciardini, wiewohl sicherlich nicht der Unterhaltendste der Schriftsteller, ist ein Herodot, oder ein Froissart, im Vergleich mit Dr. Nares. Nicht blos in der Masse, sondern auch in der specifischen Schwerfälligkeit übertreffen diese Denkwürdigkeiten alle anderen menschlichen Schriftwerke. Bei jedem Gegenstande, den der Professor erörtert, bringt er dreimal soviel Seiten vor, als ein anderer Mensch, und eine von seinen Seiten ist so langweilig, wie drei von einem anderen. Sein Buch wird zu seinen weiten Dimensionen durch endlose Wiederholungen, durch Episoden, welche mit der Hauptsache nichts zu thun haben, durch Citate aus Büchern, die sich in jeder Leihbibliothek finden, und durch Betrachtungen angeschwellt, welche, wenn sie zufällig einmal richtig sind, so augen=

scheinlich sind, daß sie nothwendig jedem Leser von selbst beifallen müssen. Er wendet mehr Worte an, eine Wahrheit darzulegen und zu vertheidigen, als irgend ein anderer Schriftsteller anwenden würde, ein Paradoxon durchzuführen. Von den Regeln historischer Perspective hat er nicht den schwächsten Begriff. In seiner Zeichnung ist weder ein Hintergrund, noch ein Vordergrund. Die Kriege Karls V. in Deutschland werden fast so ausführlich detaillirt, wie in Robertson's Leben jenes Fürsten. Die schottischen Wirren werden so vollständig berichtet, wie in M'Crie's Leben des Johann Knox. Es würde höchst ungerecht sein, zu läugnen, daß M. Nares ein sehr fleißiger Forscher ist; aber er ist so gänzlich unfähig, die von ihm gesammelten Materialien zu ordnen, daß er sie eben so gern in ihren ursprüng lichen Behältnissen hätte lassen mögen.

Weder die Facta, welche Dr. Nares entdeckt hat, noch die Gründe, die er geltend macht, werden, wie wir fürchten, die Meinung wesentlich ändern, welche im Allgemeinen von einsichtsvollen Lesern der Geschichte über seinen Helden gehegt wird. Lord Burleigh kann schwerlich ein großer Mann genannt werden. Er war nicht einer von Denen, deren Genie und Energie das Schicksal von Reichen ändert. Er war von Natur und Gewohnheit einer von Denen, die da nachfolgen, nicht einer von Denen, die da vorangehen. Nichts, was sowohl von seinen Werken, als von seinen Handlungen berichtet wird, zeigt geistige oder sittliche Erhabenheit an. Aber seine Talente, wiewohl nicht glänzend, waren von einer ungemein nützlichen Art, und seine Grundsätze, wiewohl nicht unbeugsam, waren nicht laxer, als die seiner Genossen und Mitbewerber. Er besaß ein besonnenes Wesen, ein gesundes Urtheil, große Arbeitskraft und ein beständiges Augenmerk auf die Hauptsache. In seiner Jugend war er, wie es scheint, ein Freund von praktischen Späßen. Doch auch aus die-

sen wußte er irgend einen pecuniären Vortheil zu ziehen. Als es in Gray's Inn das Recht studirte, verlor er am Spieltisch alle seine Meubles und Bücher an einen seiner Freunde. Er bohrte ein Loch in die Mauer, welche seine Gemächer von denen seines Gefährten trennte, und brüllte um Mitternacht durch diese Oeffnung Drohungen der Verdammniß und Aufforderungen zur Reue in die Ohren des siegreichen Spielers, der vor Furcht die ganze Nacht im Schweiß lag, und am nächsten Tage knieend seine Gewinne zurückgab. „Viele andere ähnliche lustige Späße," sagt sein alter Biograph, „zu lang, hier aufgeführt zu werden, habe ich ihn erzählen hören." Bis zuletzt war Burleigh etwas spaßhaft, und einige seiner Scherzworte sind von Bacon berichtet worden. Sie zeigen viel mehr Schlauheit, als Großmuth, und sind in der That nett ausgedrückte Gründe für strenges Eintreiben und sorgfältiges Festhalten von Geld. Es muß jedoch anerkannt werden, daß er für den Vortheil des Gemeinwesens so streng und sorgsam war, wie für seinen eigenen. Seinen sittlichen Charakter so zu preisen, wie ihn Dr. Nares gepriesen hat, ist ungereimt. Es würde eben so ungereimt sein, ihn als einen feilen, habsüchtigen und schlechtgesinnten Menschen darzustellen. Er widmete den Interessen des Staats und ebenso dem Interesse seiner eigenen Familie große Aufmerksamkeit. Er verließ seine Freunde niemals, bevor es nicht sehr unzuträglich war, zu ihnen zu halten, war ein vortrefflicher Protestant, wenn es nicht sehr vortheilhaft war, ein Papist zu sein, empfahl seiner Gebieterin eine tolerante Politik so eifrig, als er thun konnte, ohne ihre Gunst zu riskiren, legte Niemanden auf die Folter, von dem nicht mit Wahrscheinlichkeit eine nützliche Auskunft zu erlangen schien, und war in seinen Wünschen so einfach, daß er blos 300 verschiedene Landgüter hinterließ, obwohl er, wie sein ehrlicher Diener versichert, weit mehr hin-

terlassen haben würde, „wenn er hätte Geld aus der Schatzkammer zu seinem eigenen Nutzen nehmen wollen, wie viele Schatzmeister gethan haben.“

Burleigh war, wie der alte Marquis von Winchester, der ihm in der Bewahrung des weißen Stabes vorherging, von der Weide und nicht von der Eiche. Er wurde zuerst als Vertheidiger des Supremats Heinrichs VIII. bekannt. Er wurde darauf von dem Herzog von Somerset begünstigt und befördert. Er wußte bei dem Sturze seines Gönners nicht blos ohne Schaden davonzukommen, sondern wurde auch ein wichtiges Mitglied der Verwaltung des Northumberland. Dr. Nares versichert uns immer und immer wieder, es könne in Cecil's Verfahren bei dieser Gelegenheit nichts Schlechtes gewesen sein; denn, sagt er, Cecil fuhr fort, sich mit Cranmer gut zu stehen. Dies, gestehen wir, will uns schwer genügen. Wir sind sehr der Meinung von Falstaff's Schneider. Wir müssen für Sir John bessere Bürgschaft haben, als Bardolph's. Diese Sicherheit behagt uns nicht.

Den ganzen Verlauf jener jämmerlichen Intrigue hindurch, welche am Sterbebette Eduards VI. betrieben wurde, verhielt sich Cecil so, daß er zuerst das Misfallen Northumberland's und nachmals das Misfallen Maria's vermied. Er war klüglich abgeneigt, die Urkunde zu unterschreiben, welche die Thronfolgeordnung änderte. Aber der wüthende Dudley war Meister des Palastes. Cecil lehnte es daher, nach seinem eigenen Berichte, ab, als ein Theilnehmer zu unterzeichnen, aber verstand sich dazu, es als ein Zeuge zu thun. Es ist nicht leicht, sein gewandtes Benehmen bei dieser in höchste Verlegenheit setzenden Krisis in geeigneterer Sprache zu schildern, als die der alte Fuller gebraucht. „Seine Hand schrieb es als Staatssecretair,“ sagt dieser zierliche Schriftsteller, „aber sein Herz stimmte nicht dazu. Ja

er opponirte sich offen, wiewohl er zuletzt, in einer Zeit, wo es sich geradezu ertränken hieß, wenn man nicht mit dem Strome schwamm, der Größe Northumberland's nachgab. Aber wie der Philosoph uns sagt, daß, obwohl die Planeten durch die Triebkraft des primum mobile täglich von Osten nach Westen herumgedreht werden, sie doch auch eine entgegengesetzte ihnen eigenthümlich angehörige Bewegung von Westen nach Osten haben, welche sie langsam, aber sicher, nach ihrer eigenen Muße verrichten; so hatte Cecil geheime Gegenbestrebungen gegen den Zug des Hofes hierin, und beförderte im Stillen seine rechtmäßigen Absichten gegen des vorgenannten Herzogs Ehrgeiz."

Dies war unstreitig die gefährlichste Conjunctur in Cecil's Leben. Wo irgend es einen sicheren Weg gab, da war er sicher. Hier aber war jeder Weg voll Gefahr. Seine Lage machte es ihm unmöglich, neutral zu bleiben. Wenn er sich auf eine von beiden Seiten schlug, wenn er sich weigerte, überhaupt zu handeln, lief er eine furchtbare Gefahr. Er sah alle Schwierigkeiten seiner Lage. Er schickte sein Gold und Silbergeschirr aus London weg, übermachte seine Güter seinem Sohne, und trug Waffen bei sich. Seine besten Waffen jedoch waren sein Scharfsinn und seine Selbstbeherrschung. Der Anschlag, bei dem er ein widerwilliger Theilhaber gewesen, endigte, wie es natürlich war, daß ein so gehässiger und absurder Anschlag endigen würde, mit dem Ruin seiner Urheber. In der Zwischenzeit zog Cecil sich ruhig heraus, und nachdem er hintereinander Heinrich, Somerset und Northumberland zu Gönnern gehabt, fuhr er fort, unter dem Schutze Maria's zu gedeihen.

Er hatte kein Verlangen nach der Krone des Märtyrerthums. Er beichtete daher mit großem Anstand, hörte zu Ostern Messe in der Wimbledonkirche und nahm, um seine geistlichen Interessen besser zu ordnen, einen Priester in sein Haus.

Dr. Nares, dessen Einfalt die irgend eines uns bekannten Casuisten übertrifft, vertheidigt seinen Helden, indem er uns versichert, daß dies nicht Aberglaube, sondern reine ungemischte Heuchelei gewesen sei. „Daß er sich in gewisser Weise anschloß, werden wir, im Angesichte vorhandener Beweisstücke, zu läugnen nicht im Stande sein; während wir uns in unsrem eigenen Geiste überreichlich überzeugt fühlen, daß er, während dieser sehr prüfungsreichen Regierung, niemals die Aussicht auf eine neue Revolution zu Gunsten des Protestantismus aufgab." An einer anderen Stelle sagt uns der Doctor, Cecil sei „mit keiner götzendienerischen Absicht" zur Messe gegangen. Niemand hat ihn, wie wir glauben, jemals götzendienerischer Absichten beschuldigt. Der rechte Grund der Beschuldigung gegen ihn ist, daß er keine götzendienerischen Absichten hatte. Wir würden ihn niemals getadelt haben, wenn er wirklich mit den Gefühlen eines guten Katholiken nach der Wimbledonkirche gegangen wäre, die Hostie zu verehren. Dr. Nares spricht an verschiedenen Stellen mit gerechter Strenge von der Sophisterei der Jesuiten, und mit gerechter Bewunderung von den unvergleichlichen Briefen Pascal's. Es ist daher etwas seltsam, daß er die jesuitische Lehre von der Richtung der Absichten in vollem Umfange annimmt.

Wir tadeln Cecil nicht, daß er keine Lust hatte, verbrannt zu werden. Der tiefe Flecken auf seinem Andenken besteht darin, daß er, wegen Meinungsverschiedenheiten, für die er selbst nichts wagen wollte, am Tage seiner Macht, ohne Bedenken, Anderen das Leben nahm. Eine von den Entschuldigungen, die in diesen Denkwürdigkeiten für seinen Anschluß an die römische Kirche während der Regierung der Maria an die Hand gegeben werden, ist: er möge desselben Sinnes gewesen sein, wie jene deutschen Protestanten, die man Adiaphoristen genannt habe

und die die papistischen Gebräuche als gleichgiltige Sachen betrachtet hätten. Melanchthon war eine dieser gemäßigten Personen und „scheint", sagt Dr. Nares, „weiter gegangen zu sein, als man irgend Lord Burleigh beschuldigte." Wir würden dies nicht blos für eine Entschuldigung, sondern für eine Rechtfertigung gehalten haben, wenn Cecil ebenso zu Gunsten Anderer, wie zu seinem eigenen, Adiaphorist gewesen wäre. Wenn die papistischen Gebräuche Dinge von so geringer Bedeutung waren, daß ein guter Protestant sie, seiner Sicherheit halber, ohne Verletzung des Gesetzes üben konnte, wie konnte es gerecht oder human sein, einen Papisten hängen, schleifen und viertheilen zu lassen, weil er sie aus einem Gefühl der Pflicht geübt? Unglücklicherweise wurden diese nichtwesentlichen Dinge bald Sachen, bei denen es Leben und Tod galt. Gerade zu eben der Zeit, wo Cecil den höchsten Punkt der Macht und Gunst erreichte, ging eine Parlamentsacte durch, durch welche die Strafen des Hochverraths gegen Personen gedroht wurden, welche in Aufrichtigkeit thun würden, was er aus Feigheit gethan hatte.

Zeitig in der Regierung der Maria wurde Cecil zu einer Sendung gebraucht, welche sich schwer mit dem Charakter eines eifrigen Protestanten vertrug. Er ward abgesendet, den päpstlichen Legaten, Cardinal Pole, von Brüssel nach London zu geleiten. Jene große Masse gemäßigter Leute, welche sich mehr um die Ruhe des Reichs, als um die streitigen Punkte, die zwischen den Kirchen obschwebten, kümmerten, schien ihre Haupthoffnung auf die Weisheit und Humanität des milden Cardinals gesetzt zu haben. Klar ist, daß Cecil sich mit großer Beflissenheit um die Freundschaft des Cardinals bemühte, und großen Nutzen aus dem Schutze des Legaten zog.

Doch der beste Schutz Cecil's, während der düsteren und unheilvollen Regierung Maria's, war der, den er aus seiner

eigenen Klugheit und aus seinem eigenen Temperamente schöpfte, einer Klugheit, welche niemals in Sorglosigkeit eingeschläfert, einem Temperament, welches niemals zu Unbesonnenheit gereizt werden konnte. Die Papisten konnten nichts auf ihn bringen. Gleichwohl verlor er die Achtung selbst jener strengeren Protestanten nicht, die das Exil dem Widerruf vorgezogen hatten. Er schloß sich an die verfolgte Erbin des Thrones und erwarb sich Anspruch auf ihre Dankbarkeit und ihr Vertrauen. Gleichwohl fuhr er fort, Gunstbezeigungen von der Königin zu erhalten. Im Hause der Gemeinen stellte er sich an die Spitze der dem Hofe entgegengesetzten Partei. Gleichwohl war seine Sprache so vorsichtig, daß er straflos davon kam, selbst als einige Derer, welche mit ihm gehandelt, vom Geheimen Rathe in's Gefängniß geschickt wurden.

Endlich starb Maria; Elisabeth folgte auf dem Throne, und Cecil stieg auf einmal zur Größe. Er wurde zum Geheimen Rath und Staatssecretair der neuen Souverainin eingeschworen, bevor er ihr Gefängniß zu Hatfield verließ, und er fuhr 40 Jahre lang fort, ihr, ohne Unterbrechung, in den höchsten Anstellungen zu dienen. Seine Geschicklichkeiten waren genau die, welche die Menschen lange am Ruder erhalten. Er gehörte zu der Classe der Walpoles, der Pelhams, der Liverpools, nicht zu der der St. Johns, der Carterets, der Chatams und der Cannings. Wäre er ein Mann von originellem Genie und unternehmendem Geiste gewesen, so würde es kaum möglich für ihn gewesen sein, seine Macht, oder auch nur seinen Kopf zu behalten. Es war nicht Raum in Einer Regierung für eine Elisabeth und einen Richelieu. Was die stolze Tochter Heinrichs brauchte, das war ein maaßvoller, vorsichtiger, biegsamer Minister, geschickt in den Einzelheiten des Geschäfts, berufen, Rath zu geben, aber nicht danach trachtend, zu gebieten. Und solch

einen Minister fand sie in Burleigh. Keine Künste konnten das Vertrauen erschüttern, was sie in ihren alten und zuverlässigen Diener setzte. Die höfischen Reize Leicester's, die glänzenden Talente und Vorzüge des Essex ergriffen die Phantasie, vielleicht das Herz des Weibes; aber kein Nebenbuhler konnte den Schatzmeister der Stelle berauben, die er in der Gunst der Königin einnahm. Sie schalt ihn zuweilen scharf; aber er war der Mann, den sie zu ehren sich freute. Für Burleigh vergaß sie ihre gewöhnliche Karg-heit sowohl mit Schätzen, als mit Würden. Für Burleigh milderte sie jene strenge Etikette, an der sie in unvernünftiger Weise hing. Jede andere Person, an die sie ihre Rede richtete, oder auf die der Blick ihres Adlerauges fiel, sank augenblicklich auf das Knie. Für Burleigh allein ward in ihrer Gegenwart ein Sessel hingestellt, und da pflegte der alte Minister, seiner Herkunft nach nur ein schlichter Lincolnshire Esquire, seiner Bequemlichkeit, während die stolzen Erben der Fitzalans und De Veres sich rings um ihn in den Staub beugten. Endlich, nachdem er alle seine früheren Beistände und Nebenbuhler überlebt hatte, starb er voll von Jahren und Ehren. Seine königliche Herrin besuchte ihn auf seinem Sterbebette, und erheiterte ihn mit Versicherungen ihrer Zuneigung und Achtung, und seine Macht ging, mit geringer Verminderung, auf einen Sohn über, welcher seine Geschicklichkeiten geerbt hatte, und dessen Geist durch seine Rathschläge gebildet war.

Das Leben Burleigh's fiel mit einer der wichtigsten Perioden in der Geschichte der Welt zusammen. Es bezeichnet genau die Zeit, während welcher das Haus Oesterreich entschiedene Oberhand behauptete und zur Universalherrschaft aufstrebte. In dem Jahre, in welchem Burleigh geboren wurde, erlangte Karl V. die kaiserliche Krone. In dem Jahre, in welchem Burleigh starb, wurden die weitumfassenden Pläne, welche fast ein Jahr-

hundert lang Europa in steter Bewegung erhalten hatten, mit dem stolzen und düsteren Philipp in Einem Grabe begraben.

Burleigh's Leben fiel auch mit der Periode zusammen, während welcher eine große moralische Revolution bewerkstelligt ward, eine Revolution, deren Folgen nicht blos in den Cabineten der Fürsten, sondern auch in der Hälfte aller Familien in der Christenheit empfunden wurden. Er wurde geboren, als das große religiöse Schisma eben im Beginnen war. Er erlebte es, dieses Schisma vollendet und eine stark gezogene Scheidelinie zwischen dem protestantischen und dem katholischen Europa zu sehen, welche seit seinem Tode sehr wenig geändert worden ist.

Der einzige Vorgang der neueren Zeit, welcher einen passenden Vergleich mit der Reformation zuläßt, ist die französische Revolution, oder, genauer zu sprechen, jene große Umwälzung der politischen Richtung, welche während des 18. Jahrhunderts in fast jedem Theile der civilisirten Welt Platz griff, und in Frankreich ihren schrecklichsten und sichtbarsten Triumph erlangte. Jeder dieser merkwürdigen Vorgänge kann als eine Erhebung der menschlichen Vernunft gegen eine Kaste bezeichnet werden. Der eine war ein Kampf der Laienschaft gegen den Klerus um geistige Freiheit; der andere war ein Kampf des Volkes gegen Fürsten und Edelleute um politische Freiheit. In beiden Fällen wurde der Geist der Neuerung zuerst von der Classe ermuthigt, der er am meisten zu schaden drohte. Es war unter dem Patronate Friedrichs, Katharinens, Josephs und der französischen Großen, daß die Philosophie, welche nachmals alle Throne und Aristokratieen Europas bedrohte, zuerst furchtbar wurde. Der Eifer, mit welchem sich die Menschen, am Schlusse des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts, auf die liberalen Studien verlegten, wurde von den Häuptern gerade derselben Kirche, für welche liberale Studien verhängnißvoll zu

werden bestimmt waren, eifrig ermuthigt. In beiden Fällen kam der Ausbruch, als er kam, mit einer Gewaltsamkeit, welche Viele erschreckte und verstimmte, die sich vorher durch den Freisinn ihrer Meinungen ausgezeichnet hatten. Die Gewaltsamkeit der demokratischen Partei in Frankreich machte Burke zu einem Tory und Alfieri zu einem Hofmann. Die Gewaltsamkeit der Häupter des deutschen Schismas machte Erasmus zu einem Vertheidiger von Misbräuchen und verwandelte den Verfasser der Utopia *) in einen Verfolger. In beiden Fällen erschütterte die krampfhafte Bewegung, welche tiefgewurzelte Irrthümer umstürzte, alle Grundsätze, auf welchen die Gesellschaft beruht, bis in ihre wahren Fundamente. Die Geister der Menschen kamen aus den Fugen. Es schien eine Zeit lang, als wären alle Ordnung und Sittlichkeit im Begriff, mit den Vorurtheilen unterzugehen, mit denen sie lange und innig verbunden gewesen waren. Furchtbare Grausamkeiten wurden begangen. Ungeheuere Massen Eigenthum wurden confiscirt. Jeder Theil Europas wimmelte von Verbannten. In mürrischen und ungestümen Geistern versauerte der Eifer zu Gehässigkeit, oder schäumte in Wahnsinn auf. Aus der politischen Bewegung des 18. Jahrhunderts entsprangen die Jakobiner. Aus der religiösen Bewegung des 16. Jahrhunderts entsprangen die Wiedertäufer. Die Anhänger Robespierre's raubten und mordeten im Namen der Brüderlichkeit und Gleichheit. Die Anhänger Kniperdolling's raubten und mordeten im Namen der christlichen Freiheit. Das Gefühl der Vaterlandsliebe war, in vielen Theilen Europas, fast gänzlich ausgetilgt. Alle alten Regeln der auswärtigen Politik waren gewechselt. Physische Grenzen wurden durch moralische Grenzen verdrängt. Die Nationen bekriegten einander

*) Thomas Morus. B.

mit neuen Waffen, denen keine Befestigungen, wie stark auch durch Natur oder Kunst, widerstehen konnten, mit Waffen, vor denen die Flüsse sich theilten, wie der Jordan, und Brustwehren einfielen, wie die Mauern von Jericho. Die großen Führer der Flotten und Heere waren oftmals genöthigt, wie Milton's streitbarer Engel, zu erklären, wie schwer sie es fänden,

„auszuschließen
Geistiges Wesen mit des Körpers Zwang."

Europa war gespalten, wie es Griechenland während der Periode gewesen war, über welche Thucydides schrieb. Der Kampf fand nicht, wie in gewöhnlichen Zeiten, zwischen Staat und Staat, sondern zwischen zwei überall vorhandenen Parteien statt, von denen jede auf einigen Punkten herrschend und auf anderen Punkten unterdrückt war, die aber, offen oder verdeckt, ihren Streit im Busen jeder Gesellschaft fortführten. Niemand fragte, ob ein Anderer demselben Lande mit ihn, sondern ob er derselben Secte angehörte. Parteigeist schien Handlungen zu rechtfertigen und zu heiligen, welche in jeder anderen Zeit als der faulste Verrath betrachtet worden wären. Der französische Emigrant sah nichts Schimpfliches darin, österreichische oder preußische Husaren nach Paris zu bringen. Der irische oder italienische Demokrat sah nichts Ungehöriges darin, dem französischen Directorium gegen seine eigene heimische Regierung zu dienen. Ebenso suspendirte im 16. Jahrhunderte die Wuth der theologischen Parteien alle nationalen Erbitterungen und Eifersüchteleien. Die Spanier wurden von der Ligue, die Engländer wurden von den Hugenotten nach Frankreich eingeladen.

Wir beabsichtigen keineswegs, die Verbrechen und Frevel, die während der letzten Generation durch den demokratischen Geist hervorgebracht worden, herabzuschätzen, oder zu bemänteln.

Aber wenn wir eifrige Anhänger der protestantischen Religion die französische Revolution, auf den Grund jener Verbrechen und Frevel, beständig als von Grund aus und ihrem Wesen nach böse darstellen hören, so können wir nicht umhin, uns zu erinnern, daß die Befreiung unserer Vorfahren aus dem Hause ihrer geistlichen Knechtschaft „durch Plagen und durch Zeichen, durch Wunder und durch Krieg" bewerkstelligt ward. Wir können nicht umhin, uns zu erinnern, daß, wie in dem Vorgange der französischen Revolution, ebenso auch in dem Vorgange der Reformation Diejenigen, welche sich gegen die Tyrannei erhoben, selbst von den Lastern, welche die Tyrannei erzeugt, tief befleckt waren. Wir können nicht umhin, uns zu erinnern, daß kaum weniger anstößige Schmähschriften, wie die des Hebert, kaum weniger ungereimte Mummenspiele, wie die des Cloots, und kaum weniger gräßliche Verbrechen, wie die des Marat, die erste Geschichte des Protestantismus schänden. Die Reformation ist ein längst vergangenes Ereigniß. Dieser Vulcan hat seine Wuth verbraucht. Die durch seinen Ausbruch erzeugte weite Verwüstung ist vergessen. Die Grenzsteine, welche weggerissen worden, sind wieder aufgerichtet worden. Die Lava hat die Felder, die sie einst verwüstete, mit einer reichen Kruste bedeckt, und nachdem sie einen schönen und fruchtbaren Garten in eine Wüste verwandelt hatte, hat sie die Wüste wieder in einen noch schöneren und fruchtbareren Garten verwandelt. Der zweite große Ausbruch ist noch nicht vorüber. Die Zeichen seiner Verwüstungen sind noch immer rings um uns. Die Asche ist noch heiß unter unseren Füßen. In einigen Richtungen fährt die ausgetretene Feuerfluth noch fort, sich zu verbreiten. Gleichwohl berechtigt uns die Erfahrung sicherlich zu dem Glauben, daß dieser Ausbruch, wie der, welcher ihm vorherging, den Boden befruchten wird, den er verwüstet hat. Bereits haben in

mit neuen Waffen, denen keine Befestigungen, wie stark auch durch Natur oder Kunst, widerstehen konnten, mit Waffen, vor denen die Flüsse sich theilten, wie der Jordan, und Brustwehren einfielen, wie die Mauern von Jericho. Die großen Führer der Flotten und Heere waren oftmals genöthigt, wie Milton's streitbarer Engel, zu erklären, wie schwer sie es fänden,

„auszuschließen
Geistiges Wesen mit des Körpers Zwang."

Europa war gespalten, wie es Griechenland während der Periode gewesen war, über welche Thucydides schrieb. Der Kampf fand nicht, wie in gewöhnlichen Zeiten, zwischen Staat und Staat, sondern zwischen zwei überall vorhandenen Parteien statt, von denen jede auf einigen Punkten herrschend und auf anderen Punkten unterdrückt war, die aber, offen oder verdeckt, ihren Streit im Busen jeder Gesellschaft fortführten. Niemand fragte, ob ein Anderer demselben Lande mit ihn, sondern ob er derselben Secte angehörte. Parteigeist schien Handlungen zu rechtfertigen und zu heiligen, welche in jeder anderen Zeit als der faulste Verrath betrachtet worden wären. Der französische Emigrant sah nichts Schimpfliches darin, österreichische oder preußische Husaren nach Paris zu bringen. Der irische oder italienische Demokrat sah nichts Ungehöriges darin, dem französischen Directorium gegen seine eigene heimische Regierung zu dienen. Ebenso suspendirte im 16. Jahrhunderte die Wuth der theologischen Parteien alle nationalen Erbitterungen und Eifersüchteleien. Die Spanier wurden von der Ligue, die Engländer wurden von den Hugenotten nach Frankreich eingeladen.

Wir beabsichtigen keinesweges, die Verbrechen und Frevel, die während der letzten Generation durch den demokratischen Geist hervorgebracht worden, herabzuschätzen, oder zu bemänteln.

Aber wenn wir eifrige Anhänger der protestantischen Religion die französische Revolution, auf den Grund jener Verbrechen und Frevel, beständig als von Grund aus und ihrem Wesen nach böse darstellen hören, so können wir nicht umhin, uns zu erinnern, daß die Befreiung unserer Vorfahren aus dem Hause ihrer geistlichen Knechtschaft „durch Plagen und durch Zeichen, durch Wunder und durch Krieg" bewerkstelligt ward. Wir können nicht umhin, uns zu erinnern, daß, wie in dem Vorgange der französischen Revolution, ebenso auch in dem Vorgange der Reformation Diejenigen, welche sich gegen die Tyrannei erhoben, selbst von den Lastern, welche die Tyrannei erzeugt, tief befleckt waren. Wir können nicht umhin, uns zu erinnern, daß kaum weniger anstößige Schmähschriften, wie die des Hebert, kaum weniger ungereimte Mummenspiele, wie die des Cloots, und kaum weniger gräßliche Verbrechen, wie die des Marat, die erste Geschichte des Protestantismus schänden. Die Reformation ist ein längst vergangenes Ereigniß. Dieser Vulcan hat seine Wuth verbraucht. Die durch seinen Ausbruch erzeugte weite Verwüstung ist vergessen. Die Grenzsteine, welche weggerissen worden, sind wieder aufgerichtet worden. Die Lava hat die Felder, die sie einst verwüstete, mit einer reichen Kruste bedeckt, und nachdem sie einen schönen und fruchtbaren Garten in eine Wüste verwandelt hatte, hat sie die Wüste wieder in einen noch schöneren und fruchtbareren Garten verwandelt. Der zweite große Ausbruch ist noch nicht vorüber. Die Zeichen seiner Verwüstungen sind noch immer rings um uns. Die Asche ist noch heiß unter unseren Füßen. In einigen Richtungen fährt die ausgetretene Feuerfluth noch fort, sich zu verbreiten. Gleichwohl berechtigt uns die Erfahrung sicherlich zu dem Glauben, daß dieser Ausbruch, wie der, welcher ihm vorherging, den Boden befruchten wird, den er verwüstet hat. Bereits haben in

denjenigen Theilen, welche am schärfsten gelitten haben, reicher Anbau und sichere Wohnungen angefangen, inmitten der Verwüstung zu erscheinen. Je mehr wir von der Geschichte der vergangenen Zeiten lesen, je mehr wir die Zeichen unserer eigenen Zeiten beobachten, desto mehr fühlen wir unsere Herzen von einer guten Hoffnung für die künftigen Geschicke des menschlichen Geschlechts erfüllt und gehoben.

Die Geschichte der Reformation in England ist voll von seltsamen Problemen. Das vorragendste und außerordentlichste Phänomen, was sie uns darbietet, ist die riesige Kraft der Regierung im Gegensatz zu der Schwäche der religiösen Parteien. Während der 12 oder 13 Jahre, welche dem Tode Heinrichs VIII. folgten, wurde die Religion des Staates dreimal gewechselt. Eduard machte den Protestantismus zur Landesreligion; Maria stellte die katholische Kirche wieder her; Elisabeth machte den Protestantismus wieder zur Landesreligion. Der Glaube der Nation schien von den persönlichen Neigungen des Souverains abzuhängen. Auch war das noch nicht Alles. Eine Landeskirche war damals selbstverständlich eine verfolgende Kirche. Eduard verfolgte Katholiken. Maria verfolgte Protestanten. Elisabeth verfolgte wieder Katholiken. Der Vater dieser Souveraine hatte das Vergnügen genossen, beide Secten zugleich zu verfolgen, und hatte, auf derselben Schleife, den Ketzer, der die wirkliche Gegenwart, und den Verräther, der den königlichen Supremat geläugnet, zum Tode geschickt. Es gab nichts in England, was jener wilden und blutigen Opposition geglichen hätte, welche in Frankreich abwechselnd jede der religiösen Parteien der Regierung entgegenstellte. Wir hatten weder einen Coligny, noch einen Mayenne, weder ein Moncontour, noch ein Ivry. Keine englische Stadt trotzte für die reformirten Lehren mit dem Muthe Rochelle's, oder für die katholischen Lehren

mit dem Muthe der Pariser, dem Schwert und dem Hunger. Keine von den beiden Secten in England bildete eine Ligue. Keine von den beiden Secten zwang dem Souverain einen Widerruf ab. Keine von den beiden Secten konnte von einem ihr abholden Souveraine auch nur Duldung erlangen. Die englischen Protestanten unterlagen, nach mehreren Jahren der Herrschaft, fast ohne Sträuben der Tyrannei der Maria. Die Katholiken unterwarfen sich, nachdem sie ihr altes Uebergewicht wiedergewonnen und gemisbraucht hatten, geduldig dem strengen Regimente Elisabeths. Weder Protestanten, noch Katholiken ließen sich in irgend einen großen und wohlorganisirten Widerstandsplan ein. Einige wenige wilde und tumultuarische Aufstände, unterdrückt, sobald sie sich zeigten, einige wenige finstere Verschwörungen, an denen nur eine kleine Anzahl verzweifelter Menschen theilnahm, das waren die äußersten Anstrengungen, welche diese zwei Parteien machten, um die geheiligtsten der menschlichen Rechte, die von der gehässigsten Tyrannei angegriffen worden, zu vertheidigen.

Die Erklärung dieser Umstände, wie sie in der Regel gegeben worden, ist sehr einfach, aber keinesweges befriedigend. Die Macht der Krone, heißt es, war damals auf ihrem Gipfel, und factisch eine despotische. Wir gestehen, daß uns diese Lösung ganz und gar keine Lösung scheint. Es ist seit lange Mode gewesen, eine durch Mr. Hume eingeführte Mode, die englische Monarchie im 17. Jahrhunderte als eine unumschränkte Monarchie zu schildern. Und so erscheint sie unstreitig einem oberflächlichen Beobachter. Es ist wahr, Elisabeth sprach oft in einer so stolzen und gebieterischen Sprache zu ihren Parlamenten, wie sie der Großtürke gegen seinen Divan gebrauchen mag. Sie bestrafte mit großer Strenge Mitglieder des Hauses der Gemeinen, welche, nach ihrer Ansicht, die Freiheit der Debatte

zu weit getrieben. Sie maßte sich die gesetzgebende Gewalt im Wege der Proclamationen an. Sie schickte ihre Unterthanen ins Gefängniß, ohne sie einem rechtlichen Verfahren zu unterwerfen. Die Folter wurde, den englischen Gesetzen zum Trotz, oftmals angewendet, um den in ihren Kerkern Verschlossenen Geständnisse abzupressen. Die Autorität der Sternkammer und der kirchlichen Commission stand auf ihrem höchsten Punkte. Der politischen und religiösen Discussion wurden strenge Beschränkungen aufgelegt. In einer Zeit war die Zahl der Pressen limitirt. Niemand konnte ohne eine Erlaubniß drucken, und jedes Werk hatte die Prüfung des Primas, oder des Bischofs von London zu bestehen. Personen, deren Schriften dem Hofe unangenehm waren, wurden grausam verstümmelt, wie Stubbs, oder hingerichtet, wie Penry. Nichtconformirte wurden streng bestraft. Die Königin schrieb die genaue Richtschnur des religiösen Glaubens und der Kirchenzucht vor, und Jeder, der von dieser Richtschnur abwich, sei es zur Rechten, oder zur Linken, war in Gefahr strenger Bußen.

So war diese Regierung. Und doch wissen wir, daß sie von der großen Masse Derer, die unter ihr lebten, geliebt wurde. Wir wissen, daß, während der wilden Kämpfe des 17. Jahrhunderts, beide feindliche Parteien von der Zeit der Elisabeth als von einem goldenen Zeitalter sprachen. Jene große Königin liegt nun schon 230 Jahre in der Kapelle Heinrichs VII. Gleichwohl ist ihr Andenken den Herzen eines freien Volkes noch immer theuer.

Die Wahrheit scheint zu sein, daß die Regierung der Tudors, mit wenigen gelegentlichen Abweichungen, eine populäre Regierung unter den Formen des Despotismus war. Beim ersten Anblick mag es scheinen, daß die Befugnisse der Elisabeth nicht weniger umfassend waren, als die Ludwigs XIV., und ihre

Parlamente so fügsam, wie die seinigen, daß ihr Haftbefehl soviel Autorität hatte, wie seine lettre-de-cachet. Die ausschweifende Weise, wie ihre Höflinge ihre persönlichen und geistigen Reize lobpriesen, ging über Boileau's und Molière's Schmeichelei hinaus. Ludwig würde erröthet sein, von Denen, die die prächtigen Cirkel von Marly und Versailles bildeten, solche äußere Zeichen der Knechtschaft zu empfangen, wie die stolze Britin von Allen forderte, die sich ihr näherten. Aber die Autorität Ludwigs beruhte auf der Stütze seines Heeres. Die Autorität der Elisabeth beruhte lediglich auf der Stütze ihres Volks. Wer da sagt, daß ihre Macht unumschränkt gewesen sei, der erwägt nicht genug, worin ihre Macht bestand. Ihre Macht bestand in dem willigen Gehorsam ihrer Unterthanen, in ihrer Anhänglichkeit an ihre Person und an ihr Amt, in ihrer Achtung für das alte Geschlecht, aus dem sie stammte, in ihrem Gefühl der allgemeinen Sicherheit, die sie unter ihrer Regierung genossen. Das waren die Mittel, und die einzigen Mittel, die sie zu ihrer Verfügung hatte, um ihre Beschlüsse zur Ausführung zu bringen, um auswärtigen Feinden Widerstand zu leisten, und um inneren Verrath zu erdrücken. Es gab keinen Bezirk (ward) in der City, es gab kein Hundred in irgend einer englischen Grafschaft, was nicht die Handvoll bewaffneter Männer, die ihre Haustruppen bildeten, hätte überwältigen können. Wenn ein feindlicher Souverain mit Einfall drohte, wenn ein ehrgeiziger Edelmann das Banner des Aufruhrs erhob, konnte sie sich nur zu den Milizen ihrer Hauptstadt und dem Heerbann ihrer Grafschaften, zu den englischen Bürgern und Freisassen, befehligt von den englischen Kaufleuten und Esquires, wenden.

So war, als Nachricht von den großen Rüstungen eintraf, welche Philipp zur Unterjochung des Reichs machte, die erste Person, an die die Regierung zur Erwirkung von Beistand

dachte, der Lord Mayor von London. Man ließ ihn fragen, welche Macht die City zur Vertheidigung des Königreichs gegen die Spanier zu stellen übernehmen wolle. Der Mayor und Gemeinderath begehrten, in Erwiederung, zu erfahren, welche Macht der Königin Hoheit wünsche, daß sie stellen möchten. Die Antwort war: 15 Schiffe und 5000 Mann. Die Londoner berathschlagten über die Sache, und zwei Tage nachher „baten sie demüthig den Rath, als Zeichen ihrer vollkommenen Liebe und Loyalität gegen Fürst und Vaterland, 10,000 Mann und 30 Schiffe reichlich ausgerüstet anzunehmen.“

Leute, die derartige Zeichen ihrer Loyalität geben konnten, waren keineswegs ungestraft schlecht zu regieren. Die Engländer im 16. Jahrhunderte waren außer allem Zweifel ein freies Volk. Sie besaßen zwar nicht den äußeren Anschein der Freiheit; aber sie hatten das Wesen. Sie hatten keine so gute Verfassung, wie wir haben; aber sie hatten das, ohne welches die beste Verfassung so nutzlos ist, wie des Königs Proclamation gegen Laster und Unsittlichkeit; das, was, ohne irgend eine Verfassung, die Regierung in Ehrfurcht, Kraft und dem Muthe, sie zu gebrauchen, hält. Es ist wahr, Parlamente wurden selten gehalten und nicht sehr respectvoll behandelt. Die große Charte wurde oftmals verletzt. Aber das Volk besaß eine weit stärkere Bürgschaft gegen grobe und systematische Misregierung, als alles Pergament, welches jemals mit dem Handzeichen bezeichnet, und als alles Wachs, worauf jemals das große Siegel gedrückt worden.

Es ist ein gewöhnlicher Irrthum in der Politik, Mittel und Zwecke zu verwechseln. Verfassungen, Charten, Petitionen des Rechts, Erklärungen des Rechts, repräsentative Versammlungen, Wahlcollegien sind nicht die gute Regierung, noch erzeugen sie, selbst wenn sie auf's Sorgfältigste construirt sind, die gute Regierung nothwendig. Gesetze bestehen umsonst für Die,

welche nicht den Muth und die Mittel haben, sie zu vertheidigen. Wähler kommen umsonst zusammen, wo das Bedürfniß sie zu Sklaven des Grundherrn, oder wo der Aberglaube sie zu Sklaven des Priesters macht. Repräsentative Versammlungen sitzen umsonst, wenn ihnen nicht, für den letzten Fall, die physische Macht zu Gebote steht, welche nöthig ist, ihre Berathungen frei und ihre Beschlüsse wirksam zu machen.

Die Irländer sind im Parlamente besser vertreten, als die Schotten, die in der That gar nicht vertreten sind.*) Aber sind die Irländer besser regiert, als die Schotten? Sicherlich nicht. Dieser Umstand ist neuerlich als Grund gegen Reform gebraucht worden. Er beweist nichts gegen Reform. Er beweist nur das, daß Gesetze keine magische, keine übernatürliche Kraft haben; daß Gesetze nicht wie Aladdin's Lampe oder Prinz Achmed's Apfel wirken; daß Priesterlist, daß Unwissenheit, daß die Wuth streitender Parteien gute Institutionen nutzlos machen können; daß Einsicht, Mäßigkeit, Betriebsamkeit, sittliche Freiheit, feste Einigkeit die Mängel des schlechtesten Systemes der Vertretung in großem Maße gutmachen mögen. Ein Volk, dessen Erziehung und Gewohnheiten so sind, daß es sich in jedem Viertheil der Welt, so gewiß, als Oel über Wasser aufsteigt, über die Masse Derer erhebt, zu denen es sich gesellt, ein Volk von solcher Natur und Selbstbeherrschung, daß die wildesten Volksexcesse, die in seiner Geschichte berichtet werden, etwas von der Würde des gerichtlichen Verfahrens und von der Feierlichkeit religiöser Riten an sich tragen, ein Volk, dessen Nationalstolz und gegenseitige Anhänglichkeit sprichwörtlich geworden sind, ein Volk, dessen hoher und wilder Muth, so kräftig in dem stolzen Motto**)

*) Es muß erinnert werden, daß dies vor dem Durchgehen der Reformacte geschrieben wurde.

**) Nemo me impune lacessit. (Niemand greift mich ungestraft an.) B.

ausgesprochen, was seine Distel umgiebt, seine Unabhängigkeit, in einem Kampf von Jahrhunderten, gegen die Eingriffe reicherer und mächtigerer Nachbarn bewahrte, ein solches Volk kann nicht lange unterdrückt werden. Jede Regierung, wie immer gestaltet, muß seine Wünsche achten und bei seinen Misstimmungen zittern. Es ist zwar höchst wünschenswerth, daß ein solches Volk einen unmittelbaren Einfluß auf die Leitung der Angelegenheiten habe und seine Wünsche durch verfassungsmäßige Organe kundthue. Aber einigen Einfluß, unmittelbaren oder mittelbaren, wird es gewiß besitzen. Irgend ein Organ, verfassungsmäßig oder nicht verfassungsmäßig, wird es gewiß finden. Es wird unter einer guten Verfassung besser regiert werden, als unter einer schlechten Verfassung. Aber es wird unter der schlechtesten Verfassung besser regiert werden, als einige andere Nationen unter der besten. In irgend einer allgemeinen Classificirung der Verfassungen würde die schottische Verfassung als eine der schlechtesten, vielleicht als die schlechteste des christlichen Europas angesetzt werden. Gleichwohl sind die Schotten nicht schlecht regiert, und der Grund ist einfach: daß sie schlechte Regierung nicht tragen würden.

In einigen orientalischen Monarchieen, in Afghanistan z. B., besteht zwar nichts, was ein europäischer Publicist eine Verfassung nennen würde; aber der Souverain regiert gemeiniglich in Uebereinstimmung mit gewissen, zum allgemeinen Besten festgestellten Regeln; und die Heiligung dieser Regeln liegt darin, daß jeder Afghane sie billigt, und daß jeder Afghane ein Soldat ist.

Die englische Monarchie im 16. Jahrhunderte war eine Monarchie dieser Art. Sie wird eine unumschränkte Monarchie genannt, weil die Tudors wenig Achtung für jene Institutionen bezeigten, die wir gewöhnt worden sind, als die einzigen Zügel

der Macht des Souverains zu betrachten. Ein neuerer Engländer kann schwer begreifen, wie das Volk irgend eine reelle Bürgschaft für gute Regierung unter Königen gehabt haben könne, welche Beeden erhoben und das Haus der Gemeinen ausschalten, wie sie eine Meute Hunde ausgescholten haben würden. Man bedenkt nicht genug, daß, wenn auch die gesetzlichen Zwangsmittel schwach waren, die natürlichen Zwangsmittel stark waren. Es gab Eine große und wirksame Beschränkung der königlichen Autorität: das Bewußtsein, daß, wenn die Geduld der Nation schwer geprüft würde, die Nation ihre Stärke entfalten, und daß ihre Stärke unwiderstehlich befunden werden würde. Wenn eine große Masse Engländer durch und durch unzufrieden wurde, so standen sie, statt Gesuche zu überreichen, große Versammlungen zu halten, Beschlüsse zu fassen, Petitionen zu unterzeichnen, Vereine und Unionen zu bilden, auf; sie nahmen ihre Hellebarden und ihre Bogen; und wenn der Souverain nicht populär genug war, um unter seinen Unterthanen andere Hellebarden und andere Bogen zum Widerstand gegen die Rebellen zu finden, so blieb ihm nichts übrig, als eine Wiederholung der schrecklichen Scenen von Berkeley und Pomfret. Er hatte keine reguläre Armee, die durch ihre überlegenen Waffen und ihre überlegene Geschicklichkeit die trotzigen Gemeinen seines Reiches, die von der angeborenen Kühnheit des Engländers überströmten und in der einfachen Kriegszucht der Miliz geübt waren, hätte einschüchtern oder besiegen können.

Es ist gesagt worden, die Tudors seien so unumschränkt gewesen, wie die Cäsaren. Niemals war eine Vergleichung so unglücklich. Die Regierung der Tudors war das gerade Gegentheil der Regierung des Augustus und seiner Nachfolger. Die Cäsaren regierten despotisch, vermittelst eines großen stehenden Heeres, unter den anständigen Formen einer republikanischen

Verfassung. Sie nannten sich Bürger. Sie mischten sich ungezwungen unter andere Bürger. Der Theorie nach waren sie nur die gewählten Magistratspersonen einer freien Republik. Statt sich despotische Macht zuzuschreiben, bekannten sie sich zu Unterthanen des Senats. Sie waren blos die Statthalter dieser ehrwürdigen Körperschaft. Sie nahmen an der Debatte Theil. Sie erschienen selbst als Sachwalter vor den Gerichtshöfen. Gleichwohl konnten sie sich mit Sicherheit den wildesten Launen der Grausamkeit und Habgier hingeben, solange ihre Legionen treublieben. Unsere Tudors dagegen waren, unter den Titeln und Formen monarchischer Oberhoheit, wesentlich Volksmagistrate. Sie besaßen keine Mittel, sich gegen den öffentlichen Haß zu schützen, und sie waren daher genöthigt, sich um die öffentliche Gunst zu bewerben. Allen Staat und alle persönlichen Annehmlichkeiten unumschränkter Gewalt zu genießen, mit orientalischen Unterwürfigkeitsbezeigungen angebetet zu werden, nach Willkür über die Freiheit und selbst über das Leben von Ministern und Höflingen zu verfügen, das gewährte die Nation den Tudors. Aber die Bedingung, unter der man ihnen gestattete, die Tyrannen von Whitehall zu sein, war, daß sie die milden und väterlichen Souveraine Englands seien. Sie standen unter demselben Zwange in Bezug auf ihr Volk, unter dem ein Militairdespot in Bezug auf sein Heer steht. Sie würden es ebenso gefährlich gefunden haben, ihre Unterthanen mit grausamer Besteuerung zu drücken, als es Nero gefunden haben würde, seine Prätorianer unbezahlt zu lassen. Diejenigen, welche die königliche Person unmittelbar umgaben und sich in das wagnißvolle Spiel des Ehrgeizes einließen, waren den furchtbarsten Gefahren ausgesetzt. Buckingham, Cromwell*), Surrey, Seymour

*) Thomas, nicht Oliver. B.

von Sudeley, Somerset, Northumberland, Suffolk, Norfolk, Essex starben auf dem Schaffote. Im Allgemeinen aber jagte der Landgentleman und verkehrte der Kaufmann in Frieden. Selbst Heinrich, so grausam, wie Domitian, aber weit klüger, wußte, während er von dem Blute der Lamiä rauchte, ein Liebling der Schuhflicker zu sein.

Die Tudors verübten sehr tyrannische Acte. Aber in ihren gewöhnlichen Beziehungen zu dem Volke waren sie nicht Tyrannen und konnten sie es nicht mit Sicherheit sein. Einige Excesse wurden leicht vergeben. Denn die Nation war stolz auf das hohe und feurige Blut ihrer prächtigen Fürsten und sah in manchen Schritten, welche ein Jurist selbst damals verurtheilt haben würde, den Ausbruch desselben edlen Muthes, welcher so männlich beschimpfenden Hohn gegen Parma und Spanien schleuderte. Indeß für diese Duldsamkeit gab es eine Grenze. Wenn die Regierung Maßregeln zu ergreifen wagte, von denen das Volk wirklich fühlte, daß sie bedrückend seien, so wurde sie bald genöthigt, ihren Gang zu ändern. Als Heinrich VIII. eine gezwungene Anleihe von ungewöhnlicher Höhe unter Maßregeln von ungewöhnlicher Strenge zu erheben wagte, war die Opposition, der er begegnete, von der Art, daß sie selbst seinen hartnäckigen und gebieterischen Sinn erschreckte. Das Volk, erzählt man uns, sagte: wenn sie so behandelt würden, „dann wäre es schlimmer, als die französischen Steuern, und England würde geknechtet und nicht frei sein.“ Die Grafschaft Suffolk erhob sich gewaffnet. Der König gab klüglich einer Opposition nach, die, wenn er auf seinem Sinne bestanden hätte, aller Wahrscheinlichkeit nach die Gestalt eines allgemeinen Aufstandes angenommen haben würde. Gegen den Schluß der Regierung der Elisabeth fühlte sich das Volk durch die Monopole beschwert. Wie stolz und beherzt die Königin auch war, sie scheute sich vor

einem Kampfe mit der Nation und bewilligte mit bewunderns-werthem Scharfblick, zu einer Zeit, wo die Bewilligung noch mit Würde und Huld geschehen konnte, Alles, was ihre Unterthanen begehrt hatten.

Man kann sich nicht vorstellen, daß ein Volk, welches die Mittel, seine Fürsten zu zügeln, in seinen Händen hatte, sich von irgend einem Fürsten eine allgemein verabscheute Religion würde aufdringen lassen. Es ist ungereimt, anzunehmen, daß, wenn die Nation entschieden an dem protestantischen Glauben gehangen hätte, Maria den päpstlichen Supremat hätte aufrichten können. Es ist ebenso ungereimt, anzunehmen, daß, wenn die Nation voll Eifer für die alte Religion gewesen wäre, Elisabeth die protestantische Kirche hätte herstellen können. Die Wahrheit ist, daß das Volk nicht geneigt war, sei es für die neuen oder für die alten Lehren, sich in einen Kampf einzulassen. Ueberreichlicher Muth wurde gezeigt, als es wahrscheinlich schien, daß Maria ihres Vaters Verleihungen von Kirchengütern widerrufen, oder daß sie die Interessen Englands dem Gatten opfern würde, den sie mit unverdienter Zärtlichkeit betrachtete. Jene Königin fand, daß es Tollheit sein würde, die Rückgabe der Klosterländereien zu versuchen. Sie fand, daß ihre Unterthanen sie niemals ihr ererbtes Königreich zu einem Lehn von Castilien machen lassen würden. Bei diesen Punkten begegnete sie einem standhaften Widerstande und war genöthigt, nachzugeben. Wenn sie im Stande war, den katholischen Gottesdienst einzuführen und Diejenigen zu verfolgen, die sich ihm nicht anschließen wollten, so lag der Grund augenscheinlich darin, daß das Volk sich weit weniger um die protestantische Religion, als um die Rechte des Eigenthums und um die Unabhängigkeit der englischen Krone kümmerte. In schlichten Worten, sie hielten den Unterschied zwischen den feindlichen Secten eines Kampfes

nicht werth. Es gab unstreitig eine eifrige protestantische Partei und eine eifrige katholische Partei. Aber diese beiden Parteien waren, wie wir glauben, sehr klein. Wir zweifeln, ob sie beide zusammen, zur Zeit des Todes der Maria, den 20. Theil der Nation betragen haben. Die übrigen $^{19}/_{20}$ schwankten zwischen den beiden Meinungen und waren nicht geneigt, eine Umwälzung der Regierung zu riskiren, um irgend einer der äußersten Factionen einen Vortheil über die andere zu verschaffen.

Wir besitzen keine Data, die uns in den Stand setzen würden, die Stärke der beiden Secten mit Genauigkeit zu vergleichen. Mr. Butler behauptet, selbst bei dem Regierungsantritte Jakobs I. habe die Mehrheit der Bevölkerung Englands aus Katholiken bestanden. Das ist reine Behauptung und ist nicht blos durch keinen Beweis unterstützt, sondern, wie wir meinen, durch den stärksten Beweis widerlegt. Dr. Lingard ist der Ansicht, die Katholiken hätten in der Mitte der Regierung Elisabeths eine Hälfte der Nation betragen. Rushton sagt, als Elisabeth auf den Thron gekommen, hätten die Katholiken $^2/_3$ der Nation und die Protestanten nur $^1/_3$ betragen. Der einsichtsvollste und unparteiischste englische Geschichtschreiber, Mr. Hallam, ist dagegen der Meinung, daß $^2/_3$ Protestanten und nur $^1/_3$ Katholiken gewesen seien. Was uns betrifft, so müssen wir gestehen, daß es uns unglaublich scheint, daß die Protestanten, wenn sie sich wirklich wie 2 : 1 verhalten hätten, die Regierung Maria's ertragen haben würden, oder daß die Katholiken, wenn sie sich wirklich wie 2 : 1 verhalten hätten, die Regierung Elisabeths ertragen haben würden. Wir sind außer Stande, zu begreifen, wie ein Souverain, der kein stehendes Heer hat, und dessen Macht lediglich auf der Loyalität seiner Unterthanen beruht, Jahre lang fortfahren kann, eine Religion zu verfolgen, der die Mehrzahl seiner Unterthanen aufrichtig ergeben ist.

Thatsächlich standen die Protestanten gegen die eine Schwester und die Katholiken gegen die andere auf. Diese Aufstände zeigten deutlich, wie klein und schwach beide Parteien waren. Sowohl in dem einen, wie in dem anderen Falle schaarte sich die Nation zur Seite der Regierung, und die Aufständischen wurden schleunig niedergeworfen und bestraft. Die kentischen Gentlemen, welche für die reformirten Lehren die Waffen gegen Maria ergriffen, und die großen nordischen Earls, welche das Banner der fünf Wunden gegen Elisabeth entfalteten, wurden von der großen Masse ihrer Landsleute gleichmäßig als ruchlose Störer des öffentlichen Friedens betrachtet.

Der Bericht, welchen Cardinal Bentivoglio über den Stand der Religion in England erstattete, verdient wohl Berücksichtigung. Die eifrigen Katholiken schlug er auf 1/30 der Nation an. Die Leute, welche ohne den geringsten Scrupel Katholiken werden würden, wenn die katholische Religion Landesreligion wäre, schätzte er auf 4/5 der Nation. Wir glauben, daß dieser Bericht der Wahrheit sehr nahe gekommen ist. Wir glauben, daß Derer, die sich für die eine oder die andere Seite fest entschieden hatten, die geneigt waren, für die eine oder die andere Religion irgend ein Opfer zu bringen, oder irgend ein Wagniß zu übernehmen, sehr wenige waren. Jede Seite hatte einige wenige unternehmende Vorkämpfer und einige wenige starkmüthige Märtyrer; aber die Nation überließ sich, unentschieden in ihren Meinungen und Gefühlen, stillschweigend der Führung der Regierung und leistete dem zeitweiligen Souverain einen gleich bereiten Beistand gegen jede der beiden äußersten Parteien.

Wir sind weit entfernt davon, zu sagen, die Engländer jener Generation seien irreligiös gewesen. Sie hielten fest an jenen Lehren, welche der katholischen und der protestantischen Theologie gemein sind. Aber sie hatten keine fixirte Meinung

in Betreff der zwischen beiden Kirchen streitigen Gegenstände. Sie waren in einer ähnlichen Lage, wie jene Grenzer, welche Sir Walter Scott so lebensvoll geschildert hat:

„Sie suchten Rindfleisch, dessen Saft
So England, wie auch Schottland schafft.“

Und von deren Jedem es hieß:

„Neun Mal in Acht ich bin
Von Englands König, Schottlands Königin.“

Sie waren zuweilen Protestanten, zuweilen Katholiken, zuweilen halb Protestanten, halb Katholiken.

Die Engländer waren seit Jahrhunderten keine bigotten Katholiken gewesen. Im 14. Jahrhunderte hatte der erste und vielleicht der größte der Reformatoren, Johann Wickliffe, den Volksgeist bis in seine innersten Tiefen aufgeregt. Während desselben Jahrhunderts hatte ein ärgerliches Schisma in der katholischen Kirche, in vielen Theilen Europa's, die Ehrfurcht verringert, die den römischen Oberpriestern gezollt ward. Es ergiebt sich klar, daß, ein hundert Jahre vor Luther's Zeit, eine große Partei in diesem Königreiche nach einer mindestens ebenso ausgedehnten Umgestaltung begehrte, wie die, welche nachmals von Heinrich VIII. bewerkstelligt wurde. Das Haus der Gemeinen schlug unter der Regierung Heinrichs IV. eine selbst noch aufräumendere und gewaltsamere Einziehung von Kirchengut vor, als die, welche unter der Verwaltung des Thomas Cromwell stattfand, und wenn es auch bei diesem Versuche unterlag, so gelang es ihm doch, den geistlichen Stand einiger seiner bedrückendsten Privilegien zu berauben. Die glänzenden Eroberungen Heinrichs V. wendeten die Aufmerksamkeit der Nation von innerer Reform ab. Das Concil von Kostnitz beseitigte einige der gröbsten von jenen Aergernissen, welche der Kirche die öffentliche Achtung geraubt hatten. Das Ansehen dieser ehr-

würdigen Synode richtete das sinkende Ansehen des Papstthums wieder auf. Eine erhebliche Reaction trat ein. Es kann jedoch nicht bezweifelt werden, daß es noch immer einigen verborgenen Lollardismus in England gab; oder daß Viele, welche nicht eigentlich von irgend einer der römischen Kirche angehörigen Lehre abwichen, auf den Reichthum und die Macht, die ihre Diener genossen, eifersüchtig waren. Gerade zu Anfang der Regierung Heinrichs VIII. fand ein Kampf zwischen dem Klerus und den Gerichtshöfen statt, in welchem die Gerichtshöfe siegreich waren. Einer der Bischöfe erklärte bei dieser Gelegenheit, das gemeine Volk hege die stärksten Vorurtheile gegen seinen Stand, und ein Geistlicher habe vor einem Laientribunal keine Aussicht auf ehrliches Spiel. Die Londoner Geschwornen, sagte er, hegten einen solchen Groll gegen die Kirche, daß, wenn Abel ein Priester wäre, sie ihn des Mordes des Kain schuldig finden würden. Dies wurde wenige Monate vor der Zeit gesagt, wo Martin Luther zu Wittenberg gegen den Ablaß zu predigen anfing.

Wie die Reformation die Engländer nicht als bigotte Papisten fand, so wurde sie auch nicht in einer Weise geleitet, die sie zu eifrigen Protestanten gemacht hätte. Sie stand nicht unter der Führung von Männern, wie jener feurige Sachse, der da schwor, er wolle nach Worms gehen, und wenn er so vielen Teufeln zu trotzen hätte, als es Ziegel auf den Häusern dort gäbe, oder wie jener tapfere Schweizer, der erschlagen wurde, während er vor den Kampfreihen von Zürich predigte. Kein Prediger der Regierung besaß hier dieselbe Macht, die Calvin in Genf und Knox in Schottland besaß. Die Regierung stellte sich an die Spitze der Bewegung und erlangte so die Macht, die Bewegung zu regeln und gelegentlich anzuhalten.

Vielen Personen erscheint es wunderbar, daß Heinrich VIII. im Stande gewesen, sich so lange in einer Zwischenstellung zwi=

schen den katholischen und protestantischen Parteien zu halten. Höchst wunderbar wäre das allerdings gewesen, wenn wir anzunehmen hätten, die Nation habe nur aus entschiedenen Katholiken und entschiedenen Protestanten bestanden. Die Sache ist: die große Masse des Volks war weder katholisch, noch protestantisch, sondern war, wie ihr Souverain, mittelweges zwischen den zwei Seiten. Heinrich befolgte wahrscheinlich gerade in dem Theile seines Verfahrens, welcher als höchst launenhaft und inconsequent dargestellt worden ist, eine Politik, die der Mehrzahl seiner Unterthanen weit besser zusagte, als eine Politik, gleich der des Eduard, oder gleich der der Maria, gethan haben würde. Bis an das letzte Ende der Regierung der Elisabeth herab war das Volk in einem Zustande, welcher einigermaßen dem glich, in dem sich, wie Machiavelli sagt, die Bewohner des römischen Reichs während des Ueberganges vom Heidenthum zum Christenthum befanden: „sendo la maggior parte di loro incerti a quale Dio dovessero ricorrere."*) Es war, wie wir meinen, im Allgemeinen für den königlichen Supremat gestimmt. Es war der Politik des römischen Hofes abgeneigt. Sein Muth erhob sich gegen die Einmischung eines auswärtigen Priesters in seine nationalen Angelegenheiten. Die Bulle, welche das Absetzungsurtheil gegen Elisabeth verkündigte, die Complotte, welche gegen ihr Leben gemacht wurden, die Usurpirung ihrer Titel durch die Königin von Schottland, die Feindseligkeit Philipps erregten seinen stärksten Unwillen. Der Grausamkeiten Bonner's gedachte man mit Widerwillen. Einige Theile des neuen Systems, z. B. der Gebrauch der englischen Sprache bei dem öffentlichen Gottesdienste und das Abendmahl in beiden

*) „Zum größeren Theile ungewiß, an welchen Gott sie sich wenden sollten."

Gestalten, waren unzweifelhaft populär. Auf der anderen Seite waren die frühen Lehren der Amme und des Priesters nicht vergessen. Der alten Ceremonieen erinnerte man sich lange mit liebevoller Verehrung. Ein großer Theil der alten Theologie hielt sich noch bis zuletzt in den Gemüthern, denen er in der Kindheit eingeprägt worden war.

Den besten Beweis, daß die Religion des Volks von dieser gemischten Art war, liefert das Drama jenes Zeitalters. Niemand kann in einem zur Aufführung bestimmten Stücke unpopuläre Meinungen in auffälliger Weise vorbringen. Und wir dürfen mit Sicherheit schließen, daß Gefühle und Meinungen, welche die ganze dramatische Literatur einer Generation durchdringen, Gefühle und Meinungen sind, denen die Menschen jener Generation im Allgemeinen zugethan waren.

Die größten und populärsten Dramatiker des Zeitalters der Elisabeth behandelten religiöse Gegenstände in einer sehr merkwürdigen Weise. Sie sprachen achtungsvoll von den Grundlehren des Christenthums. Aber sie sprachen weder wie Katholiken, noch wie Protestanten, sondern wie Personen, welche zwischen den zwei Systemen hin und her schwanken, oder die sich, aus von beiden erwählten Theilen, ein System für sich gemacht haben. Sie scheinen einige der römischen Gebräuche und Lehren in hoher Achtung zu halten. Sie behandeln z. B. das Cölibatsgelübde, einen Gegenstand, der so sehr zu Zweideutigkeit reizt und in späteren Zeiten so gewöhnlich dazu benutzt wurde, mit mysteriöser Ehrfurcht. Fast jedes Mitglied eines religiösen Ordens, das sie einführen, ist ein heiliger und verehrungswürdiger Mensch. Wir erinnern uns in ihren Stücken an nichts, was jenem groben Spotte gliche, womit die katholische Religion und ihre Diener, zwei Menschenalter später, von Dramatikern angegriffen wurden, die der Menge zu gefallen wünschten. Wir erin-

nern uns, unter den von diesen großen Dichtern gezeichneten Charakteren, keines Frater Dominic, keines Pater Foigard. Die Scene am Schlusse des Malteserritters könnte ein glühender Katholik geschrieben haben. Massinger zeigt eine große Vorliebe für Geistliche der römischen Kirche, und ist selbst so weit gegangen, einen tugendhaften und interessanten Jesuiten auf die Bühne zu bringen. Ford weist in jenem schönen Stücke, welches mühsam zu lesen und kaum schicklich zu nennen ist, dem Frater eine sehr achtbare Rolle an. Die Parteilichkeit Shakspeare's für Ordensbrüder ist wohlbekannt. Im Hamlet klagt der Geist, daß er ohne die letzte Oelung gestorben sei, und erklärt, dem Artikel zum Trotz, der die Lehre vom Fegefeuer verdammt, daß er

„In Flammen fasten muß,
Bis jede schlimme That, die lebend er verübt,
Verbrannt und ausgetilgt.“

Diese Zeilen, vermuthen wir, würden zu jeder Zeit während der Regierung Karls II. einen furchtbaren Sturm im Theater erregt haben. Sie waren offenbar nicht von einem eifrigen Protestanten, noch für eifrige Protestanten geschrieben. Gleichwohl war der Verfasser des König Johann und Heinrichs VIII. sicherlich kein Freund der päpstlichen Oberherrschaft.

Es giebt, meinen wir, nur Eine Lösung der Erscheinungen, die wir in der Geschichte und dem Drama jenes Zeitalters finden. Die Religion der Engländer war eine gemischte Religion, gleich der der samaritanischen Ansiedler, die im zweiten Buche der Könige geschildert werden, die „den Herrn fürchteten und ihren geschnittenen Bildern*) dieneten;“ gleich der der judaisirenden Griechen, welche die Ceremonieen und Lehren der

*) „Ihren Götzen,“ übersetzt Luther, Cap. 17, V. 41.

Synagoge mit denen der Kirche verschmolzen; gleich der der mexicanischen Indianer, welche, viele Menschenalter hindurch nach der Unterjochung ihres Stammes, fortfuhren, mit den von ihren Besiegern erlernten Riten die Anbetung der grotesken Götzenbilder zu vereinigen, welche von Montezuma und Guatemozin verehrt worden waren.

Diese Richtungen beschränkten sich nicht auf die Volksmasse. Elisabeth selbst war keineswegs frei davon. Ein mit brennenden Wachslichtern umgebenes Crucifix stand in ihrer Privatkapelle. Von der Priesterehe sprach sie stets mit Misfallen und Zorn. „Ich schauderte," sagt Erzbischof Parker, „solche Worte von ihrer milden Natur und christlich gelehrtem Gewissen kommen zu hören, wie sie in Betreff von Gottes heiliger Ordnung und Einsetzung der Ehe sprach." Burleigh vermochte sie, zu den Heirathen von Geistlichen durch die Finger zu sehen. Aber sie wollte auch blos durch die Finger sehen, und die aus solchen Ehen entsprungenen Kinder waren bis zum Regierungsantritte Jakobs I. illegitim.

Was, wie wir gesagt haben, der große Flecken auf dem Charakter Burleigh's ist, das ist auch der große Flecken auf dem Charakter Elisabeths. Während sie selbst adiaphoristisch war, kein Bedenken hatte, sich der römischen Kirche zu conformiren, wenn ein solches Conformiren zu ihrer eigenen Sicherheit nöthig war, und bis zum letzten Augenblicke ihres Lebens eine Vorliebe für Vieles von der Lehre und Vieles von dem Ceremoniel dieser Kirche bewahrte, so unterwarf sie doch diese Kirche einer selbst gehässigeren Verfolgung, als mit welcher ihre Schwester die Protestanten gequält hatte. Wir sagen, gehässiger. Denn Maria hatte wenigstens den Fanatismus für sich anzuführen. Sie that nichts für ihre Religion, was sie nicht auch für sie zu leiden gerüstet war. Sie hatte unter Verfolgung standhaft zu

ihr gehalten. Sie glaubte vollkommen, daß sie wesentlich zur Seligkeit sei. Wenn sie die Leiber ihrer Unterthanen verbrannte, so geschah es, um ihre Seelen zu erlösen. Elisabeth hatte keinen solchen Vorwand. Ihrer Meinung nach war sie wenig mehr, als ein halber Protestant. Sie hatte sich, wenn es ihr paßte, für einen ganzen Katholiken ausgegeben. Es giebt eine Entschuldigung, eine traurige Entschuldigung für die Massacraden von Piemont und die spanischen Auto's da fe. Aber was kann zur Vertheidigung eines Regenten gesagt werden, der zugleich indifferent und intolerant ist?

Wenn die große Königin, deren Andenken bei den Engländern noch immer in gerechter Verehrung steht, hinreichende Tugend und hinreichende Freiheit des Geistes besessen hätte, um jene Grundsätze anzunehmen, welche More, weiser in der Speculation, als im Handeln, in der vorhergehenden Generation bekannt hatte, und nach denen der vortreffliche L'Hopital sein Verhalten zu ihrer eigenen Zeit regelte, wie anders würde die Farbe der ganzen Geschichte der letzten 250 Jahre gewesen sein! Sie hatte die günstigste Gelegenheit, welche jemals irgend einem Souverain gegönnt worden, ohne Gefahr für ihre Regierung, ohne Aergerniß für irgend eine zahlreiche Partei unter ihren Unterthanen, vollkommene Gewissensfreiheit in ihren ganzen Gebieten einzuführen. Wie die Nation sichtbar bereit war, sich zu jeder von beiden Religionen zu bekennen, so würde sie ohne allen Zweifel bereit gewesen sein, beide zu dulden. Zum Unglück für ihren eigenen Ruhm und für den öffentlichen Frieden nahm sie eine Politik an, unter deren Wirkungen das Reich noch immer leidet. Das Joch der Staatskirche wurde dem Volke aufgelegt, bis es dasselbe nicht länger tragen wollte. Dann kam eine Reaction. Eine andere Reaction folgte. Der Tyrannei der Staatskirche folgte der stürmische Kampf der durch

vielfältige Beschwerden wüthend gemachten und von ungewohnter Freiheit trunkenen Secten. Dem Kampfe der Secten folgte wieder die grausame Herrschaft Einer verfolgenden Kirche. Endlich warf die Unterdrückung ihre schrecklichste Gestalt ab und nahm ein milderes Aussehen an. Die Strafgesetze, die zum Schutze der Staatskirche erlassen worden waren, wurden abgeschafft. Aber Ausschließungen und Unfähigkeitserklärungen blieben immer noch. Nachdem diese Ausschließungen und Unfähigkeitserklärungen die furchtbarsten Beschwerden erzeugt, nachdem sie in einem Theile des Königreichs alle Regierung unmöglich gemacht, nachdem sie den Staat bis dicht an den Rand des Unterganges gebracht hatten, sind sie in unseren Zeiten abgeschafft worden, haben aber, auch nach ihrer Abschaffung, ein Geschwür hinterlassen, das noch viele Jahre andauern mag. Es ist eine schwermüthige Betrachtung, mit welcher Leichtigkeit Elisabeth alle streitenden Secten unter den Schutz derselben unparteiischen Gesetze und desselben väterlichen Thrones hätte vereinigen und so die Nation, soviel die Rechte des Gewissens verlangen, in dieselbe Lage hätte versetzen können, in der wir endlich, nach all dem Hasse, den Verfolgungen, den Verschwörungen, den Aufständen, den Revolutionen, den Justizmorden, den Bürgerkriegen von zehn Generationen stehen.

Das ist die dunkle Seite ihres Charakters. Gleichwohl war sie sicherlich ein großes Weib. Unter allen Souverainen, welche eine Gewalt ausgeübt haben, die dem Anscheine nach unumschränkt war, in der That aber ihre Stütze in der Liebe und dem Vertrauen ihrer Unterthanen suchen mußte, tritt sie am glorreichsten hervor. Es ist oft als eine Entschuldigung für die schlechten Regierungen ihrer Nachfolger angeführt worden, daß sie nur ihrem Beispiele gefolgt seien, daß sich in den Vornahmen ihrer Regierung Vorgänge für das Verfolgen der Pu=

ritaner, für das Erheben von Geld ohne die Genehmigung des Hauses der Gemeinen, für das Inhafthalten von Menschen, ohne daß ihnen der Prozeß gemacht worden, für die Beeinträchtigung der Freiheit der parlamentarischen Debatte finden ließen. Das Alles mag wahr sein. Aber es ist keine gute Einrede für ihre Nachfolger, und dies aus dem einfachen Grunde, weil sie ihre Nachfolger waren. Sie regierte Eine Generation, sie regierten eine andere, und die zwei Generationen hatten fast so wenig gemein, als das Volk zweier verschiedener Länder. Nicht im Hinsehen auf die speciellen Maßregeln, welche Elisabeth getroffen hatte, sondern im Hinsehen auf die großen allgemeinen Principien ihrer Regierung durften ihre Nachfolger die Kunst zu lernen hoffen, schwierige Unterthanen zu behandeln. Wenn die Stuarts, statt die Acten ihrer Regierung nach Vorgängen zu durchsuchen, welche die Verstümmelung Prynne's und Eliot's Haft zu rechtfertigen scheinen möchten, versucht hätten, die Grundregeln zu entdecken, welche ihr Verfahren in all ihren Beziehungen zu ihrem Volke leiteten, so würden sie bemerkt haben, daß ihre Politik eben da der Politik Elisabeths am unähnlichsten war, wo sie einem oberflächlichen Beobachter derselben am meisten zu gleichen geschienen haben würde. Fest, stolz, zuweilen ungerecht und grausam in ihren Maßnahmen gegen Individuen oder gegen kleine Parteien, vermied sie jede Maßregel, welche die große Masse des Volks zu entfremden drohte, mit Sorgfalt, oder zog sie schleunig zurück. Sie gewann mehr Ehre und mehr Liebe durch die Weise, in der sie ihre Misgriffe gutmachte, als sie durch gänzliche Vermeidung von Misgriffen gewonnen haben würde. Wenn ein Mann wie Karl I. an ihrer Stelle gewesen wäre, als die ganze Nation gegen die Monopole aufschrie, so würde er alle Abhilfe verweigert haben. Er würde das Parlament aufgelöst und die populärsten Mitglieder in Haft geschickt

haben. Er würde ein anderes Parlament einberufen haben. Er würde, zur Vergeltung für Subsidien, einige vage und trügerische Versprechungen der Erleichterung gegeben haben. Wenn er gebeten ward, seine Versprechungen zu erfüllen, so würde er das Parlament wiederum aufgelöst und die Führer der Opposition wiederum in Haft geschickt haben. Das Land würde unruhiger geworden sein, als vorher. Das nächste Haus der Gemeinen würde unlenksamer gewesen sein, als das ihm vorhergegangene. Der Tyrann würde in Alles gewilligt haben, was die Nation verlangte. Er würde feierlich eine, die Monopole für immer abschaffende Acte genehmigt haben. Er würde, zur Vergeltung für dieses Zugeständniß, eine große Verwilligung erhalten haben, und innerhalb eines halben Jahres würden neue Patente, bedrückender als die cassirten, zu zwanzigen ergangen sein. So war die Politik, welche den Erben einer langen Reihe von Königen, der in früher Jugend der Liebling seiner Landsleute gewesen, in's Gefängniß und auf's Schaffot brachte.

Elisabeth nahm, bevor das Haus der Gemeinen sich an sie wenden konnte, demselben die Worte aus dem Munde, die es im Namen der Nation auszusprechen im Begriff war. Ihre Versprechungen gingen über seine Wünsche hinaus. Die Erfüllung folgte dem Versprechen sofort. Sie behandelte die Nation nicht wie eine entgegengesetzte Partei, wie eine Partei, die ein dem ihrigen zuwiderlaufendes Interesse hätte, wie eine Partei, der sie so wenig Vortheile als möglich zuzugestehen, und von der sie so viel Geld als möglich zu erpressen hätte. Ihre Wohlthaten wurden gegeben, nicht verkauft, und wenn sie einmal gegeben waren, wurden sie nie zurückgenommen. Sie gab sie zudem mit einem freien und herzentquollenen Wesen, einer fürstlichen Würde, einer mütterlichen Zärtlichkeit, die ihren Werth erhöhten. Sie wurden von jenen trotzigen Landgentle-

men, die voll von Groll nach Westminster heraufgekommen waren, mit Thränen der Freude und lautem Rufen: „Gott segne die Königin!" aufgenommen. Karl I. überließ die halben Hoheitsrechte seiner Krone den Gemeinen, und die Gemeinen schickten ihm zur Vergeltung die große Remonstration.

Wir hatten beabsichtigt, etwas in Bezug auf jene berühmte Gruppe zu sagen, deren Mittelfigur Elisabeth ist, jene Gruppe, die der letzte der Barden im Traumbild von dem Gipfel des Snowdon sah, wie sie die Jungfrau Königin umgab:

„Manch' kühner Baron,
Damen voll Pracht, und Weise um den Thron
In bärt'ger Majestät."

Wir hatten beabsichtigt, etwas in Betreff des geschickten Walsingham, des stürmischen Oxford, des anmuthigen Sackville, des allvollendeten Sydney, in Betreff Essex's zu sagen, der Zierde des Hofes und des Feldlagers, des Musters des Ritterthums, des freigebigen Gönners des Genius, welchen große Tugenden, großer Muth, große Talente, die Gunst seiner Souverainin, die Liebe seiner Landsleute, Alles, was ein glückliches und ruhmvolles Leben zu sichern schien, zu einem frühen und schimpflichen Tode führten; in Betreff Raleigh's, des Soldaten, des Seefahrers, des Gelehrten, des Hofmannes, des Redners, des Geschichtschreibers, des Philosophen, den wir uns malen, wie er bald der Königin Leibwache mustert, bald auf eine spanische Galleone Jagd macht, dann den Führern der Landpartei im Hause der Gemeinen antwortet, dann wieder eines seiner süßen Liebeslieder zu nah den Ohren der Ehrenfräulein Ihrer Hoheit summt, und bald darauf über dem Talmud liegt, oder Polybius mit Livius vergleicht. Wir hatten beabsichtigt, auch etwas in Betreff der Literatur jener glänzenden Periode und speciell in Betreff jener zwei unvergleichlichen Männer zu sagen,

des Fürsten der Dichter und des Fürsten der Philosophen, welche das Zeitalter der Elisabeth zu einer ruhmvolleren und wichtigeren Aera in der Geschichte des menschlichen Geistes gemacht haben, als das Zeitalter des Perikles, des Augustus, oder des Leo. Aber so weitumfassende Materien erfordern einen viel größeren Raum, als der uns jetzt zu Gebote steht. Wir halten daher hier inne, besorgt, wenn wir fortführen, möchte unser Artikel zu einem Umfange anschwellen, welcher den aller anderen Referate so weit überschritte, wie das Buch des Dr. Nares den Umfang aller anderen Geschichtswerke überschreitet.

---

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

# Inhalt.

vielfältige Beschwerden wüthend gemachten und von ungewohnter Freiheit trunkenen Secten. Dem Kampfe der Secten folgte wieder die grausame Herrschaft Einer verfolgenden Kirche. Endlich warf die Unterdrückung ihre schrecklichste Gestalt ab und nahm ein milderes Aussehen an. Die Strafgesetze, die zum Schutze der Staatskirche erlassen worden waren, wurden abgeschafft. Aber Ausschließungen und Unfähigkeitserklärungen blieben immer noch. Nachdem diese Ausschließungen und Unfähigkeitserklärungen die furchtbarsten Beschwerden erzeugt, nachdem sie in einem Theile des Königreichs alle Regierung unmöglich gemacht, nachdem sie den Staat bis dicht an den Rand des Unterganges gebracht hatten, sind sie in unseren Zeiten abgeschafft worden, haben aber, auch nach ihrer Abschaffung, ein Geschwür hinterlassen, das noch viele Jahre andauern mag. Es ist eine schwermüthige Betrachtung, mit welcher Leichtigkeit Elisabeth alle streitenden Secten unter den Schutz derselben unparteiischen Gesetze und desselben väterlichen Thrones hätte vereinigen und so die Nation, soviel die Rechte des Gewissens verlangen, in dieselbe Lage hätte versetzen können, in der wir endlich, nach all dem Hasse, den Verfolgungen, den Verschwörungen, den Aufständen, den Revolutionen, den Justizmorden, den Bürgerkriegen von zehn Generationen stehen.

Das ist die dunkle Seite ihres Charakters. Gleichwohl war sie sicherlich ein großes Weib. Unter allen Souverainen, welche eine Gewalt ausgeübt haben, die dem Anscheine nach unumschränkt war, in der That aber ihre Stütze in der Liebe und dem Vertrauen ihrer Unterthanen suchen mußte, tritt sie am glorreichsten hervor. Es ist oft als eine Entschuldigung für die schlechten Regierungen ihrer Nachfolger angeführt worden, daß sie nur ihrem Beispiele gefolgt seien, daß sich in den Vornahmen ihrer Regierung Vorgänge für das Verfolgen der Pu-

ritaner, für das Erheben von Geld ohne die Genehmigung des Hauses der Gemeinen, für das Inhafthalten von Menschen, ohne daß ihnen der Prozeß gemacht worden, für die Beeinträchtigung der Freiheit der parlamentarischen Debatte finden ließen. Das Alles mag wahr sein. Aber es ist keine gute Einrede für ihre Nachfolger, und dies aus dem einfachen Grunde, weil sie ihre Nachfolger waren. Sie regierte Eine Generation, sie regierten eine andere, und die zwei Generationen hatten fast so wenig gemein, als das Volk zweier verschiedener Länder. Nicht im Hinsehen auf die speciellen Maßregeln, welche Elisabeth getroffen hatte, sondern im Hinsehen auf die großen allgemeinen Principien ihrer Regierung durften ihre Nachfolger die Kunst zu lernen hoffen, schwierige Unterthanen zu behandeln. Wenn die Stuarts, statt die Acten ihrer Regierung nach Vorgängen zu durchsuchen, welche die Verstümmelung Prynne's und Eliot's Haft zu rechtfertigen scheinen möchten, versucht hätten, die Grundregeln zu entdecken, welche ihr Verfahren in all ihren Beziehungen zu ihrem Volke leiteten, so würden sie bemerkt haben, daß ihre Politik eben da der Politik Elisabeths am unähnlichsten war, wo sie einem oberflächlichen Beobachter derselben am meisten zu gleichen geschienen haben würde. Fest, stolz, zuweilen ungerecht und grausam in ihren Maßnahmen gegen Individuen oder gegen kleine Parteien, vermied sie jede Maßregel, welche die große Masse des Volks zu entfremden drohte, mit Sorgfalt, oder zog sie schleunig zurück. Sie gewann mehr Ehre und mehr Liebe durch die Weise, in der sie ihre Misgriffe gutmachte, als sie durch gänzliche Vermeidung von Misgriffen gewonnen haben würde. Wenn ein Mann wie Karl I. an ihrer Stelle gewesen wäre, als die ganze Nation gegen die Monopole aufschrie, so würde er alle Abhilfe verweigert haben. Er würde das Parlament aufgelöst und die populärsten Mitglieder in Haft geschickt

haben. Er würde ein anderes Parlament einberufen haben. Er würde, zur Vergeltung für Subsidien, einige vage und trügerische Versprechungen der Erleichterung gegeben haben. Wenn er gebeten ward, seine Versprechungen zu erfüllen, so würde er das Parlament wiederum aufgelöst und die Führer der Opposition wiederum in Haft geschickt haben. Das Land würde unruhiger geworden sein, als vorher. Das nächste Haus der Gemeinen würde unlenksamer gewesen sein, als das ihm vorhergegangene. Der Tyrann würde in Alles gewilligt haben, was die Nation verlangte. Er würde feierlich eine, die Monopole für immer abschaffende Acte genehmigt haben. Er würde, zur Vergeltung für dieses Zugeständniß, eine große Verwilligung erhalten haben, und innerhalb eines halben Jahres würden neue Patente, bedrückender als die cassirten, zu zwanzigen ergangen sein. So war die Politik, welche den Erben einer langen Reihe von Königen, der in früher Jugend der Liebling seiner Landsleute gewesen, in's Gefängniß und auf's Schaffot brachte.

Elisabeth nahm, bevor das Haus der Gemeinen sich an sie wenden konnte, demselben die Worte aus dem Munde, die es im Namen der Nation auszusprechen im Begriff war. Ihre Versprechungen gingen über seine Wünsche hinaus. Die Erfüllung folgte dem Versprechen sofort. Sie behandelte die Nation nicht wie eine entgegengesetzte Partei, wie eine Partei, die ein dem ihrigen zuwiderlaufendes Interesse hätte, wie eine Partei, der sie so wenig Vortheile als möglich zuzugestehen, und von der sie so viel Geld als möglich zu erpressen hätte. Ihre Wohlthaten wurden gegeben, nicht verkauft, und wenn sie einmal gegeben waren, wurden sie nie zurückgenommen. Sie gab sie zudem mit einem freien und herzentquollenen Wesen, einer fürstlichen Würde, einer mütterlichen Zärtlichkeit, die ihren Werth erhöhten. Sie wurden von jenen trotzigen Landgentle-

men, die voll von Groll nach Westminster heraufgekommen waren, mit Thränen der Freude und lautem Rufen: „Gott segne die Königin!" aufgenommen. Karl I. überließ die halben Hoheitsrechte seiner Krone den Gemeinen, und die Gemeinen schickten ihm zur Vergeltung die große Remonstration.

Wir hatten beabsichtigt, etwas in Bezug auf jene berühmte Gruppe zu sagen, deren Mittelfigur Elisabeth ist, jene Gruppe, die der letzte der Barden im Traumbild von dem Gipfel des Snowdon sah, wie sie die Jungfrau Königin umgab:

„Manch' kühner Baron,
Damen voll Pracht, und Weise um den Thron
In bärt'ger Majestät."

Wir hatten beabsichtigt, etwas in Betreff des geschickten Walsingham, des stürmischen Oxford, des anmuthigen Sackville, des allvollendeten Sydney, in Betreff Essex's zu sagen, der Zierde des Hofes und des Feldlagers, des Musters des Ritterthums, des freigebigen Gönners des Genius, welchen große Tugenden, großer Muth, große Talente, die Gunst seiner Souverainin, die Liebe seiner Landsleute, Alles, was ein glückliches und ruhmvolles Leben zu sichern schien, zu einem frühen und schimpflichen Tode führten; in Betreff Raleigh's, des Soldaten, des Seefahrers, des Gelehrten, des Hofmannes, des Redners, des Geschichtschreibers, des Philosophen, den wir uns malen, wie er bald der Königin Leibwache mustert, bald auf eine spanische Galleone Jagd macht, dann den Führern der Landpartei im Hause der Gemeinen antwortet, dann wieder eines seiner süßen Liebeslieder zu nah den Ohren der Ehrenfräulein Ihrer Hoheit summt, und bald darauf über dem Talmud liegt, oder Polybius mit Livius vergleicht. Wir hatten beabsichtigt, auch etwas in Betreff der Literatur jener glänzenden Periode und speciell in Betreff jener zwei unvergleichlichen Männer zu sagen,

des Fürsten der Dichter und des Fürsten der Philosophen, welche das Zeitalter der Elisabeth zu einer ruhmvolleren und wichtigeren Aera in der Geschichte des menschlichen Geistes gemacht haben, als das Zeitalter des Perikles, des Augustus, oder des Leo. Aber so weitumfassende Materien erfordern einen viel größeren Raum, als der uns jetzt zu Gebote steht. Wir halten daher hier inne, besorgt, wenn wir fortführen, möchte unser Artikel zu einem Umfange anschwellen, welcher den aller anderen Referate so weit überschritte, wie das Buch des Dr. Nares den Umfang aller anderen Geschichtswerke überschreitet.

---

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

# Inhalt.

gros